Meine Conversion.

Meine Conversion.

Ein Stück Seelen- und Zeitgeschichte

von

G. Fr. Daumer.

Bibliotheca
Universitatis
Lipsiensis

Richtet nicht nach dem Scheine, sondern richtet
mit gerechtem Gericht!
Christus.
(Ev. Johann. 7. 24.)

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1859.

Ob zu den guten, zu den schlechten zähle
Dies Buch, ob ihr es approbirt,
Ob ihr es kritisch maltraitirt —
Mehr, offen, ehrlich ist's und unverhehlt;
Ein Zeugniß ist's von dieser Zeit und Welt:
Es ist ein Blick in eine Menschenseele.

Vorrede.

Zwei im vorigen Jahre zu Stande gekommene Schriften katholischen Inhaltes und Charakters sind von mir bereits veröffentlicht worden, meine Marianischen Legenden und Gedichte und „die dreifache Krone Rom's“ [1]). Ich habe mich darin über die Motive meines Uebertrittes zur katholischen Kirche nur erst beiläufig erklärt, eine ausführlichere Besprechung dieses Gegenstandes aber, als bevorstehend, in Aussicht gestellt. Ich säumte auch nicht, diesem Versprechen nachzukommen und so wurde schon im Winter 1858 die gegenwärtige Schrift verfaßt, deren Erscheinung nur durch die dazwischen getretenen Kriegsunruhen verzögert worden ist. Was ich nun hiemit vorlege, ist erstlich eine kurz gefaßte, doch im Wesentlichen vollständige Geschichte meiner Conversion, worunter ich eine Darlegung der Denkprozesse, Erlebnisse, Experimente, Erfahrungen und Gemüthsstimmungen verstehe, die mich dem von mir zuvor eingenommenen Standpunkt entfremdet und meinem jetzigen entgegengeführt haben; dann eine Beleuchtung und Zurückweisung der Einwürfe, Beschuldigungen und feindseligen Annahmen, die in solchen Fällen ihre Rolle zu spielen pflegen und es auch in dem meinigen zu thun nicht unterlassen haben, nebst einem Blick auf die religiösen und confessionellen Verhältnisse der Gegenwart überhaupt und die zu erwartenden künftigen; endlich eine Anzahl von Aphorismen und kleinen Abhandlungen vermischten Inhaltes, wozu verschiedenartige Lectüre, namentlich Kritiken, Conversionsschrif-

1) Münster, Aschendorffsche Buchhandlung 1859.

ten, Journalartikel ꝛc. die Veranlaſſung gegeben. Dieſe drei Abtheilungen dürften in den Zwecken und Aufgaben, die mir in dieſem Werke vorſchwebten, wohl hinlänglich entſprechendes Ganzes bilden. Ob es mir vergönnt ſein wird, mein Denk- und Glaubensſyſtem, wie ich möchte, in ſeiner ganzen Ausführung und Vollſtändigkeit zur Vorlage zu bringen, weiß ich nicht; das hängt von Aeußerlichkeiten und Zufälligkeiten ab, die nicht in meiner Gewalt ſind.

„Nie kann der Menſch, wie viel er auch vollende,
Wie kühn er ſei, ſich zeigen als ein Ganzes;
Und was er ausführt, gleicht es nicht am Ende
Zerſtreuten Blumen eines großen Kranzes?“

Dieſe Worte Platen's haben ihre Wahrheit ſelbſt in Beziehung auf Lebensumſtände und Schickſale, die nicht ſo eigenthümlich ungünſtiger und hemmender Natur, wie die meinigen ſind; um ſo weniger darf ich ſo dreiſt ſein, etwas vollkommen Ausgeführtes, in jeder Beziehung Genügendes zu verſprechen. Daß aber ein in allen ſeinen Einzelheiten wohl bedachtes und dieſelben in ſtrengem Zuſammenhange anſchauendes und verkettendes Syſtem der angedeuteten Art in meinem Geiſte wirklich exiſtirt, dürfte denkenden Leſern nicht zweifelhaft ſein; es wird ſich ſchon jetzt wenigſtens ihrer Ahnung bieten.

Frankfurt a. M. im Auguſt 1859.

D.

Erſtes Buch.

Geſchichte meiner Converſion.

1. Eigenthümliche Natur dieſer Thatſache, welche eigentlich nicht als ein Uebertritt vom Proteſtantismus zum Katholicismus, ſondern als eine Rückkehr von antichriſtlicher Denkart und Tendenz zum Chriſtenthume zu betrachten iſt.

2. Charakteriſirung meiner früheren Stellung zu dieſer Religion. Weßhalb ich ein Gegner derſelben war und wie ich mich dabei zu den verſchiedenen chriſtlichen Confeſſionen verhielt. Mein vormaliger Idealismus, Prophetismus und Meſſianismus, deſſen irrthümliche Natur und fruchtloſe Bethätigung.

3. Die Zeiterſcheinungen, mit welchen ich in Verhältniß ſtand. Alt- und neuhegeliſche Schule und Entwickelung. Ausgang des Prozeſſes, nichtiges und ſchmachvolles Reſultat. Perſönliche Erfahrungen hiebei, iſolirte Stellung und Verzweiflung an den Parteien und Gemeinſchaften, auf die ich mit meinen Planen zunächſt angewieſen war. Rabbiniſche Studien, eigenthümliche Faſſung des Judenthums und Verſuch, im Anſchluß an daſſelbe zu wirken. Abſolute Verzweiflung.

4. Zuflucht zu Carl Rodier; Ideen, die ich von ihm aufnahm. Apokalyptiſcher Sprung über die gegenwärtige Menſchheit und Schöpfungsperiode hinaus auf eine künftige. „Odium generis humani" und unbewußtes Einlenken in den chriſtlichen Ideenkreis. Der Peſſimismus dieſer neuen Denkart ein nur relativer, nicht abſoluter. Verhältniß derſelben zum „Paſis." Perſönliche Hoffnungen in Beziehung auf die im Geiſte verſchwebende künftige Welt und Menſchheit. Wiedererſcheinen auf Erden in Leſſing's Sinn, „Auferſtehung des Fleiſches" in welthiſtoriſcher Ausdehnung. Einſiedlerleben in Kronthal und die daſelbſt zur Ausbildung kommende „Eremitalphiloſophie." Einſames Glück und guter Humor.

5. Rückkehr in die Welt. Schwierigkeiten der Fortentwickelung und Durchführung des „eremitalphiloſophiſchen" Syſtemes. Wie die auf das klaſſiſche Alterthum folgenden hiſtoriſchen und religiöſen Erſcheinungen zu faſſen ſeien, die zu dieſem Syſteme kein organiſches und begreifliches Verhältniß haben? Wie der künftige Menſch, die neue Gattung, zu Stande kommen ſolle? Ein Eingriff höherer Art ſcheint nöthig zu ſein. Immer näheres Zuſammentreffen mit der chriſtlichen Idee.

6. Zwischenrede. Dunkelheit deſſen, was als geoffenbarte Wahrheit und göttlicher Lichterguß vielmehr ſehr klar und verſtändlich ſein ſollte. Mein verſchiedenartiges Verhältniß dazu während meines früheren Lebens von erſter Kindheit an. Es bleibt immer unbegriffen, bis ich mich zu ihm von einem völlig fremden und feindlichen Standpunkt aus durch einen eigenthümlichen Denkprozeß wieder zu ihm hinbewegt. Mögliche Bedenken und Einreden und Entgegnung darauf.

7. Endliche Erkenntniß und Anerkennung der dem Chriſtenthume zu Grunde liegenden Ideen und Anſchauungen. Das erſte, urbildliche Individuum der künftigen höheren Gattung, die ich im Sinne hatte, iſt ſchon da. Chriſtus als „anderer Adam“ und neuer Menſch. „Der neue Himmel und die neue Erde“ der bibliſchen Verheißungen. Die Stimmung, in welche mich dieſe Erkenntniß verſetzte.

8. Der neue Menſch iſt erſt als ein einzelnes, exceptionelles Individuum da. Frage nach dem Fortgange der mit Chriſtus begonnenen Neuſchöpfung. Die neue Gattung als Vielheit, aber organiſch gegliedert und von einem und demſelben Geiſte beſeelt. Idee der Kirche. Frage nach der kirchlichen Anſtalt, die dieſer Idee in geſchichtlicher Exiſtenz und Wirklichkeit entſpreche oder zu entſprechen doch wenigſtens die Anlage und Befähigung habe. Forderungen, die an eine ſolche Anſtalt zu machen ſind. Katholicismus. Converſion.

9. Mein Verhältniß zum Mariendienſt, ſofern dieſer eine beſondere Geſchichte hat und einer eigenen Erläuterung bedarf. Frühere Stellung zu dieſem Cult. Uebergang zur kirchlichen Faſſung derſelben. Marianiſche Gemüthsbewegungen.

10. Schlußwort.

Zweites Buch.

Berückſichtigung gemachter oder zu machender Beſchuldigungen und Einwürfe nebſt allgemeinen Betrachtungen über die kirchlichen und confeſſionellen Dinge der Gegenwart und die zu erwartenden künftigen.

1. Rückblick auf eine berühmte, ebenfalls von einem Extreme der Feindſchaft und Erbitterung aus erfolgende Converſion der chriſtlichen Urzeit, die gebilligt und geprieſen wird, während man die meine ſo unnatürlich und anſtößig gefunden. Angeblicher Unterſchied. Ungrund dieſer Betrachtungsweiſe.

2. Die gegnerischerseits geläufigen Ansichten und Erklärungen solcher Thatsachen und Erscheinungen überhaupt. Moralische Verdächtigungen und Anklagen. Pathologische Herabwürdigungen.

3. Beleuchtung der sich auf das Moralische beziehenden Angriffe und Anschuldigungen.

4. Widerlegung der pathologischen Erklärungsweise.

5. Die geistige Knechtschaft, in die ich mich als Convertit begeben haben soll. Mein Verhalten zum Katholicismus ist das einer freien, denkenden Auffassung und Zustimmung.

6. Ob ein solches Verhalten auf Billigung zu rechnen habe?

7. Nachweisung des eigenen Strebens der Kirche, ihre Lehren denkend zu fassen und darzustellen, namentlich was die Theologie und Philosophie der Kirchenväter und Scholastiker betrifft.

8. Stand der Dinge in älterer und neuester Zeit.

9. Verhältniß meiner und der allgemeinen katholischen Tendenz, die Lehren des Christenthums und der Kirche in denkender Weise aufzufassen, zu den biblischen Erklärungen und Bestimmungen. Die Lehre vom heiligen Geiste. Verwandlung des äußerlich Gegebenen in das subjective Innere des Gläubigen. Bedeutung der Firmung.

10. Beantwortung der Frage, wie ich die früher gegen das Christenthum ausgesprochenen, namentlich in den „Geheimnissen des christlichen Alterthums" enthaltenen ärgen Beschuldigungen angesehen wissen wolle.

11. Gegenwart und Zukunft der kirchlichen und confessionellen Dinge überhaupt.

Drittes Buch.

Aufsätze und Abhandlungen vermischten Inhalts.

1. Hausmann's, eines protestantischen Geistlichen und ehemaligen Gegners von mir, Aeußerungen über den Katholicismus, die mich dem Letzteren schon vor Jahren hätten geneigt machen können.

2. Göthe über das katholische Sacramentensystem. Seine poetische Behandlung des Marienkultus. Allgemeine Bemerkungen über die klassische Periode der Deutschen und das Verhältniß derselben zum Katholicismus.

3. Dosterzee und Lewis über Göthe's Stellung zum Christenthum.

4. Merkwürdige Spuren von Sympathie mit dem Katholicismus in Göthe's frühesten Erzeugnissen.

5. Ueber die in der „dreifachen Krone Rom's" herrschende Auffassung des Heidenthums.

6. Zuſtimmende Bemerkungen der Wiener katholiſchen Literaturzeitung zu dieſer Schrift.

7. Die „illuſtrirte Zeitung“ über meinen Aufenthalt im fünfeckigen Thurme zu Nürnberg und über meine verſchiedenen Verhaltungsweiſen zum Chriſtenthume.

8. Ueber den Wunderglauben.

9. Brownſon's Converſion und Schrift darüber.

10. Ueber eine Aeußerung der Zeitſchrift: „Das Jahrhundert.“ Schickſal des progreſſiſtiſchen und ſocialiſtiſchen Idealismus und Prophetismus unſerer Zeit.

11. Schwarze Gedanken, wie ſie zu Zeiten den Denker ergreifen.

12. In welchem Sinne dagegen das Chriſtenthum negativ und peſſimiſtiſch iſt. Apokalyptiſche Natur des Chriſtenthums und der Kirche.

13. Verhältniß des altartigen Proteſtantismus zu der gegenwärtigen Culturſtufe. Wie ſehr die reformatoriſchen Lehren des 16. Jahrhunderts unſerer heutigen Denkart zuwider. Praktiſche Folgen dieſer Lehren. Luther's eigene Stimmungen und Zuſtände.

14. Lerminier über das Papſtthum.

15. Küßelberger über die Fortbildungsfähigkeit des Katholicismus.

16. Saint-René Taillandier über mein Marienbüchlein und deſſen Vorausſage meiner Converſion.

17. Rouge über den Mariendienſt.

18. Ein marianiſches Gedicht aus der Revolutionszeit.

19. Die bibliſche Maria, beſonders in Beziehung auf Joh. 2, 4. Neue Erklärung dieſer Stelle.

20. Ueber die von heiligen Perſönlichkeiten repräſentirten Ideen und allgemeinen Charaktere.

21. Natürliche Analogien, welche die chriſtlichen Lehren von der Menſchwerdung und der Geburt aus der Jungfrau erläutern.

22. Die chriſtliche Lehre vom Weltende in ihrem Verhältniſſe zur Zeitbildung und Zeitſtimmung.

23. Ueber die Tragödie und ihr Verhältniß zum Chriſtenthume mit Beziehung auf Schopenhauer und Hegel.

24. Noch einige denſelben Gegenſtand betreffende Erörterungen.

Druckfehler, Verbeſſerungen und kleine Zuſätze.

S. 9. Z. 8 von oben ſtatt „geiſtlichen“ lies: geiſtigen.
„ 11. „ 6 iſt zwiſchen „eine“ und „intelligent“ ein Gedankenſtrich zu ſetzen.
„ 18. „ 4 der Note ſtatt „den“ lies: dem.
„ 72. „ 14 und 15 ſtatt „Denkens und Forſchens“ lies: „Denkers und Forſchers.“
„ 102. „ 15 ſtatt: „faßte“ lies: nahm.
„ 107. „ 16 ſtatt: „wahren“ lies: wahreren.
„ 138. „ 5 von unten tilge: „beſchaffen.“

Bei der unter No. 13. des III. Buches S. 178. angeführten Stelle der Tiſchreden: „Wer weiß, ob ich's auch recht gemacht“ ꝛc. fehlt das Citat: II. S. 159. der Ausgabe von Irmiſcher, und bei der ebendaſelbſt S. 179 f. ausgehobenen Stelle: „Ich habe kein beſſer Werk, als Eifer und Zorn“ ꝛc. das Citat: II. S. 428.

Erſtes Buch.

Primus sapientiae gradus est, falsa intelligere, secundus, vera cognoscere.
Lactant.

Nun aber bricht aus jenen ewigen Gründen
Ein Flammenübermaß; wir steh'n betroffen.
Des Lebens Fackel wollten wir entzünden —
Ein Flammenmeer umgibt uns — — — — — — —

Göthe.

1.

Ich habe einen Schritt gethan, der auch sonst und unter weniger eigenthümlichen Umständen von sehr auffallender und nach einer Seite hin verletzender und aufregender Natur zu sein pflegt, bei mir aber in ganz besonderem Grade Ueberraschung und Anstoß zu erregen geeignet war. Ich habe „convertirt," wie man zu sagen pflegt, bin vom Protestantismus, dem ich von Jugend an einverleibt war, zur katholischen Kirche übergetreten. Diese Bezeichnung der Sache ist jedoch insofern falsch, als ich jener ersteren Confession im Sinne einer christlichen Glaubensgemeinschaft schon seit langer Zeit nur noch ganz äußerlich und passiv angehört hatte, innerlich aber derselben total entfremdet gewesen war, ja selbst, was meine Schriften betrifft, in öffentlichem, erklärtem Gegensatze, wie zum Christenthum überhaupt, so auch nothwendig zum protestantischen Christenthume stand. Eben dies ist es, was meiner Conversion einen so besonders frappanten Charakter gegeben. Es handelte sich bei dieser Thatsache nicht um einen der häufig vorkommenden Uebergänge von einer christlichen Religionspartei und Kirche zur anderen, sondern um die Verwandlung einer entschieden antichristlichen Denkart in eine christliche; nicht um das Katholischwerden eines wahrhaft und wirklich protestantischen d. h. protestantisch-christlichen, sondern um das Wieder-Christ-Werden eines vom Christenthum abgefallenen, mit diesem in allgemeinster, extremster Weise entzweiten und verfeindeten Individuums. Bei dem von Verneinung zu Verneinung unaufhaltsam fortgetriebenen Gange der modernen Geistesentwicklung ist nicht bloß eine besondere, sondern die Gesammt-Sphäre unseres religiösen Glaubens und Lebens in Frage gestellt und gegnerisch behandelt worden; ich

war als einer der Repräsentanten dieser Art von Gegensatz und Polemik, ja als der schlimmste von allen bekannt, wiewohl ich stets eine in der Regel nur nicht beachtete und anerkannte Seite hatte, welche die Keime und Vorboten eines ganz anderen Verhaltens, ja zum Theil ein solches Verhalten selbst schon zu erkennen gab. Wie ich denn nun bei so differenter Denkart und Stellung dennoch wieder zu christlichem Glauben und Bekenntniß zurückgeführt wurde, das ist es vor Allem, was bei der Geschichte meiner Conversion, wie ich sie hier zu geben unternehme, der Angabe bedarf. Dann aber sind allerdings auch die Gründe zu nennen, aus welchen ich mich von jenem den christlichen und kirchlichen Dingen überhaupt so antipathisch abgekehrten Standpunkte zu dieser, der katholischen, und nicht zu einer anderen Glaubens- und Cultusform hingewendet. Es lag scheinbar viel näher und hätte jedenfalls viel weniger Umstände und Aufsehen gemacht, wenn ich zu derjenigen Art von Christlichkeit und Kirchenthum zurückgekehrt wäre, in die ich formell bereits hineingestellt war und der ich früher einmal auch dem Wesen und Gehalte nach angehört hatte. Die Frage ist demnach zweitens auch diese, weßhalb ich nicht wieder protestantisch gläubig und fromm, sondern mit doppelt auffälliger Metamorphose katholisch geworden.

Ueber beiderlei Punkte wird man sich durch nachstehende Erörterungen aufgeklärt sehen. Mag man dann über mich und meine Handlungsweise urtheilen, wie man will — die Impulse und Motive, die hier Statt gefunden, der Gang, den mein Denken, Forschen, Erkennen genommen, die innere Nöthigung, mit der ich bis zu dem bezeichneten Ziele fortgeschritten, wird offen und klar genug vor Augen liegen. Es wird dies, wenn weiter Nichts, doch auf jeden Fall „ein Stück Seelen- und Zeitgeschichte," und als solches nicht ganz ohne historisches und psychologisches Interesse sein. Ich gestehe jedoch, daß meine Hoffnung hiebei nicht stehen bleibt, daß mir ein noch weit wesentlicherer Erfolg vor Augen schwebt. Vielleicht nämlich wird diese Darstellung auch mancher noch unsicher strebenden und ringenden Menschenseele zu Gute kommen; vielleicht wird

der Weg, den ich mir von ſo extremen Standpunkten aus unter Anſtrengungen, Kämpfen und Leiden aller Art und, wie ich anzunehmen gezwungen bin, nicht ohne gleichwohl nöthige Hülfe und Fügung von oben gebrochen habe, auch Anderen zu einem Pfade dienen, den ſie zu betreten und auf welchem ſie, dem bereits geöffneten und geebneten, mit leichterer Mühe und in kürzerer Zeit, als ich, zu demſelben Reſultate zu gelangen veranlaßt und im Stande ſein werden.

2.

Ich war ein Gegner des Chriſtenthums; warum?

Das Chriſtenthum ſchien mir einen fürchterlichen Zwieſpalt des Menſchen mit ſich und der Welt zu begründen, der ihn nicht nur in ſeinem phyſiſchen Wohlſein beeinträchtige, ſondern höchſt weſentlich und beklagenswerth auch an der intellectuellen und ſocialen Vervollkommnung hindere, zu der er beſtimmt ſei und zu der ich, ſo viel mir möglich, beizutragen wünſchte. Ich träumte von einer großen, herrlichen und ſeligen Zukunft des Menſchengeſchlechtes auf Erden, von einer Blüthe der Cultur und Humanität, welche die vom griechiſchen und römiſchen Alterthum erreichte noch weit übertreffen ſollte; und das Chriſtenthum, welches den Blick des Menſchen von der Erde, dem natürlichen Schauplatze ſeiner Entwicklungen, hinweg auf ein ſo fremdartig und dualiſtiſch beſtimmtes Jenſeits richtet und ihm eine, wie es mir ſchien, ſo heillos abſchwächende und ertödtende Verachtung und Verläugnung ſeiner gottgeſchaffenen und reichbegabten Natur zumuthet, mußte mir bei dem ſchwärmeriſchen und ungeduldigen Triebe und Drange, womit ich auf die Verwirklichung jenes Ideals hinarbeitete, der größte Dorn im Auge ſein. Dieſe Religion beſtrebte ich mich, ſo viel nur immer an mir lag, zu unterwühlen und über den Haufen zu werfen, um für das ungehinderte Fortrücken der Menſchheit zu dem ihr winkenden Ziele der Vollendung und des Glückes den nöthigen Raum zu ſchaffen.

Ich war, wie man ſieht, ein progreſſiſtiſcher Humaniſt und Idealiſt modernen Schlages und Charakters, dem es aber noch

bei Weitem ernſtlicher um ſeine Sache zu thun war, als Anderen der Art. Ich war daher auch ein in ſo beſonderem Grade feindſeliger, aggreſſiver, ja bis zum Fanatismus erbitzter Gegner und Beſtreiter dieſer Religion, der ich, mit Ausnahme einzelner ſchon damals erkannter und anerkannter Licht- und Glanzpunkte, keine andere Bedeutung einzuräumen im Stande war, als die einer reactionären, in den Zeiträumen und Regionen des Verfalles und der Verfinſterung menſchlicher Dinge wurzelnden und einheimiſchen, den modernen Culturprozeſſen hingegen gar nicht mehr anzupaſſenden, mit ihnen im Ganzen nur den extremſten Gegenſatz bildenden Barbarei und Superſtition. Was die confeſſionellen Phänomene und Differenzen betrifft, die mir vor Augen waren, ſo ſah ich den Proteſtantismus, innerhalb deſſen ich meine ſociale Stellung hatte, als eine für ſich ſehr ungenügende, an Halbheit, Verkümmerung und Entleerung ohne genügenden Erſatz leidende Uebergangsſtufe, als eine an ſich nichtige und unfruchtbare Erſcheinung an, die nur inſofern Werth und Bedeutung habe, als ſie ein Schritt zum Sturze des Chriſtenthums überhaupt und eines der welthiſtoriſchen Phänomene ſei, welche auf dem Wege zu gehaltvolleren, poſitiveren und lebendigeren Formen menſchheitlicher Entwickelung lägen. Auch die in neuerer Zeit zur Erſcheinung gekommenen freieren Geſtaltungen der Religion und Religionsgemeinſchaft flößten mir keine Achtung und kein Vertrauen ein; mir lag etwas ganz Anderes im Sinn. Als mein eigentlicher Gegenſatz, d. h. als das wahre, große, lebendige, in ſeiner unaufgegebenen Realität und Totalität daſtehende Chriſtenthum iſt mir ſtets nur der Katholicismus erſchienen, und lächerlich dünkte mir die Behauptung, daß es ein falſcher, ungehöriger Auswuchs, ein abzulöſendes Aftergebilde am Leibe des Chriſtenthums ſei; ſchwachſinnig die Meinung, daß man an irgend einer anderen Art von chriſtlicher Frömmigkeit und Kirchlichkeit etwas Aechteres, in wahrerem und vollerem Sinne Chriſtliches beſitze. Chriſt und Katholik ſein, fiel für mich in Eins zuſammen; ich war und wollte nicht Katholik ſein, ich wollte am allerwenigſten dieſes; aber nur deßhalb, weil ich auch kein Chriſt war und ſein wollte; und wenn

ich den Fall ſetzte, ich könne je wieder Chriſt werden, ſo war es eine ausgemachte Sache für mich, daß ich dann nur dem katholiſchen Chriſtenthum, als dem einzig wahren, ächten und vollſtändigen würde anzugehören haben [1]). Doch ſtand mir ein ernſtlicher Gedanke der Art in jenen Tagen völlig fern; ich war von der glühendſten Begierde erfüllt, dieſer ganzen Religion in allen ihren confeſſionellen und ſektirenden Geſtalten und Aeußerungsweiſen ein Grab zu graben, in welches ſie früher oder ſpäter ſtürzen müſſe. Ich war nicht bloß Dichter und Philoſoph; ich ſpürte eine Art von alterthümlichem Prophetengeiſte und meſſianiſchem Berufe in mir; ich hatte den Eifer, den Muth, die Rückſichtsloſigkeit und Unbändigkeit eines Menſchen, der mit allen ſeinen Gedanken und Kräften auf ein ideales Ziel hinſtrebt, und dem nichts Anderes der Beachtung und der Mühe werth erſcheint, als dieſes Einzige. Unglücklicherweiſe war dieſer moderne Prophetismus und Meſſianismus eine anachroniſtiſche Chimäre, eine dämoniſch neckende Fata Morgana, ein Labe und Leben vorſpiegelndes Wüſtenbild, auf welches der Wanderer mit brennendem Durſte zueilt, um, nachdem er die grauſame Täuſchung erkannt, ermattet zuſammenzuſinken und, rings, wo er hinblickt, nur vom erquickungsloſen Grauſe eines endloſen Sandmeeres umgeben, verzweifelnd und verſchmachtend dahinzuſterben.

3.

Die Erfahrungen, die ich im Laufe meines Lebens und Strebens zu machen hatte, waren die traurigſten und niederſchlagendſten, die man ſich denken kann. Ich bin ſo alt, wie

---

1) Ich erinnere mich, einmal an eine mir beſonders werthe und unentbehrliche Perſon, die auf einer Reiſe begriffen, einen ſcherzhaften Brief in Makamenform geſchrieben zu haben, wo folgende Stelle vorkam: „Bleib' mir nicht länger aus, als nöthig iſt — ſonſt bin ich capabel und werd' ein Chriſt. — Du weißt, was das bei mir zu ſagen hat — Halbheit findet bei mir nicht Statt. — Ich werde, wenn ich des Kampfes müde — nicht zur proteſtantiſch-orthodoxen Glaubensblüthe — nicht zum erbärmlichen pietiſtiſchen Conventikelgliede — ich gehe gleich vor die rechte Schmiede" u. ſ. w.

das Jahrhundert und habe also über die Hälfte desselben mit durchgemacht. Keine der in diesem Zeitraume aufgekommenen und zu Ansehen und Geltung gelangten Denkarten, Schulen und Parteien war nach meinem Sinn. Was namentlich die philosophischen, kritischen, der selbstständigen, freien und auf Befreiung gerichteten Geistesentwicklung angehörigen Erscheinungen dieses Zeitraumes betrifft, so waren sie mir sämmtlich viel zu hohl, seicht und leer an positivem Gehalt und ächtem Lebenskeime; ich konnte mich, was ich auch für Berührungspunkte mit ihnen haben mochte, doch keiner völlig anschließen und hingeben. Der alte Hegelianismus, so vornehm er that und so sehr er sich von der Sphäre des gemeinen Menschenverstandes auszuscheiden und in ein mysteriöses Gebiet zurückzuziehen bemüht war, beschränkte sich am Ende in der bornirtesten und philisterhaftesten Art doch ganz nur auf die Gegenwart und das, was diese in ihrer Armuth und Dürre zu bieten vermochte, während ich schon damals die fernliegendsten, idealistisch bestimmten und gesteigerten Zustände im Auge hatte. Und als dann weiterhin die neuhegelische Entwicklung eintrat, begann eine diabolische Lust an Tod und Vernichtung, ein alles Göttliche aus Mensch und Natur austilgender Atheismus, eine Alles zerfressende und auflösende und nur dieses Zerfressen und Auflösen selbst zum Zwecke habende Kritik, und, wenn in's Praktische gegangen wurde, eine kopflose, demokratische Pöbelhetzerei, die nur eine um so mächtigere und siegreichere Reaction zur Folge haben konnte, ihre Rolle zu spielen. Am Ende schälte sich ein ganz unversteckter, principmäßig aufgestellter, auf die allerraffinirteste Spitze getriebener Subjectivismus und Egoismus, ein grob materialistischer und mechanistischer Geistes- und Seelenmord und ein alles Ideelle und Allgemeine verpönender, das Einzelne ganz nur als solches in geist- und ideelosester Isolirung betrachtender Empirismus heraus — Erscheinungen, die gemeiner, kahler, platter, schamloser, abstoßender und empörender nicht zu sein vermochten. Das war das elende, schmachvolle Ende des modernen Denk- und Bildungsprozesses; zu diesen abstrakten Verneinungsmenschen und absichtlichen Barbaren wurde ich Unglücklicher selbst ge-

rechnet; auf ſie war ich in der That angewieſen, wenn ich Etwas in Gemeinſchaft mit Anderen ſein und wirken wollte. Dies aber ſtellte ſich, noch ehe es zum Aeußerſten kam, als eine reine Unmöglichkeit heraus. Man benützte und beſtahl mich zwar, nahm von mir, was man brauchen konnte, desavouirte mich aber zugleich; übte jede Art von Tücke gegen mich, ja verfolgte und zertrat mich öffentlich. Jedem von dieſen Führern und Förderern der geiſtlichen und geſchichtlichen Fortbewegung lag es im Grunde nur an ſich ſelbſt; jeder wollte der Mann der Zeit, die Spitze der Entwicklung, der berühmte Repräſentant des geiſtigen Standpunktes der Gegenwart, der Chef des ſocialen Fortſchrittes ſein und jeden Anderen unbarmherzig abthun und ſchonungslos in den Abgrund ſtoßen. Davon kann ein Lied ſingen, wer es mit durchgelebt. Der einzige Beſſere darunter war Ruge, der doch auch einen Anderen gelten zu laſſen, ja zu unterſtützen und zu heben geneigt war. Aber eine Schwalbe macht keinen Sommer, und an ein ächtes und aufrichtiges Zuſammenſtimmen und Zuſammenwirken war unter ſolchen Geiſtern und Herzen ſchlechterdings nicht zu denken. Was zumal das von mir angeſtrebte Poſitive betrifft, ſo hatte Niemand Sinn dafür. Ich ſtand allein, ich wurde gar nicht verſtanden, ſelbſt nicht von den Befreundetſten, und die ungeheuere, wenn nicht äußere, doch innere Einſamkeit, zu der ich mich verdammt ſah, ward immer empfindlicher, ſchauerlicher, unerträglicher. In dem Grade, daß mein Herz für die Menſchheit ſchlug, daß mein Denken und Streben in's Allgemeine und Umfaſſende ging, ſah ich mich iſolirt und auf mich ſelbſt beſchränkt; denn Alles zerſplitterte und zerſtreute ſich.

Unter ſolchen Umſtänden kam ich auf einen ſeltſamen, barocken Gedanken, der, unmittelbar und unerläutert ausgeſprochen, ſehr lächerlich erſcheinen kann, ſich aber doch leicht erklären und begreifen laſſen wird, wenn man meine eigenthümliche Natur und Tendenz und die damit verbundene widerſpruchsvolle Lage bedenkt. Mich an eine chriſtliche Partei gläubigen und kirchlichen Charakters anzuſchließen, war mir zu jener Zeit noch unmöglich; ich hätte heucheln müſſen, und das ſtimmte nicht mit meinem Weſen und meinen Abſichten überein. Viel

leichter konnte ich mich dem Judenthume nähern, ja geneigt sein, unter gewissen Umständen und Bedingungen förmlich dazu überzutreten. Ich hatte in alten rabbinischen Schriften überraschend eigene und merkwürdige Dinge gefunden, die mir einer Auffrischung und Anwendung auf die Gegenwart und ihre Bedürfnisse keineswegs unfähig und unwürdig schienen. Es kamen hier namentlich die tieferen, universaleren und geistvolleren Fassungen der jüdischen Messiasidee in Betracht. Ich verfaßte über diesen Gegenstand eine Schrift, worin ich zu zeigen unternahm, was auf einen solchen in ihm selbst liegenden Grund und Antrieb hin das Judenthum, wenn es sich wieder ernstlich und kernhaft in sich selbst vertiefe, zu sein und zu leisten vermöge. Ich legte mein Buch gelehrten Juden vor; ich sprach mich gegen intelligente Personen und innerhalb gebildeter Kreise dieser Nation auch mündlich über meine Ideen und Absichten aus. Man wollte Nichts davon wissen. Weder Diejenigen, die noch Juden im religiösen Sinne des Wortes sein wollten, noch jene völlig Aufgeklärten und Freidenkenden, die ihr Judenthum ganz über Bord geworfen, goutirten meine Entwürfe oder hielten sie für ausführbar. Einer sagte: „Das lebt nicht," und hatte leider Recht. Ein Anderer äußerte: „Wir haben lange genug gelitten, jetzt wollen wir leben und genießen." Ein Dritter meinte: „Je weiter vom Judenthum, desto besser." Oefters mußte ich das stolze, kränkende Wort vernehmen: „Das Judenthum macht keine Proselyten." Nur ein Paar arme, ernst gesinnte Söhne Israels waren auf meiner Seite; sie konnten Nichts ausrichten und litten selber. Besonders ist mir ein guter, alter Mann im Gedächtniß, der sich mit seinem Judenthum und dessen Aufrechthaltung und Förderung in zeitgemäßer Form viel sauere Mühe gab, ein wahrer Ueberall und Nirgends, unstät umherwandernd, dem ewigen Juden ähnlich, für literarische und nationale Zwecke werbend und sammelnd, in welcher Absicht er auch zu mir gekommen war. Es hatten ihn schwere Schicksale getroffen und seine wohlgemeinten Unternehmungen machten ein schlechtes Glück; ich sah ihn in den traurigsten und rathlosesten Stimmungen; ich hatte ihn lieb und bedauere, ihn durch meine Conversion erschreckt und ver-

loren zu haben. Unter den Frauen dieſes Stammes lernte ich ſchöne Seelen und bedeutende Perſönlichkeiten kennen; der weibliche Geiſt und das weibliche Herz ſtand mir, wie innerhalb der chriſtlichen Societät, ſo auch im Judenthum immer nahe, und was die Männer nicht faßten, das begriffen die Frauen. Beſonders war eine intelligent, fein, edel, mildthätig, großmüthig, bewundernswürdig in jedem Betracht; ſie that für mich, was möglich war; allein ſie konnte mich nicht halten; ſie konnte mir nur perſönlich troſtreich und erquicklich ſein. Da nahm ich mein Buch über das Judenthum und ſeine Meſſiasidee und legte es in die Liſte, wo noch mehr ſolche todtgeborene Werke modern. Auch dieſer von der Verzweiflung eingegebene Plan war in's Waſſer gefallen; ich war mit meinen chimäriſchen Ideen und Experimenten zu Ende. Ich war ein Thor geweſen und ſah es ein an der Schwelle des Greiſenalters, nachdem ich auf's Jämmerlichſte mein Leben verpfuſcht und, Irrlichtern und Scheinbildern nachjagend, in Nichts, als Sümpfe, Einöden und Wildniſſe gerathen war.

4.

Man glaubt vielleicht, es komme nun meine Rückkehr zum Chriſtenthum und mein Uebertritt zur katholiſchen Kirche — man irrt ſich. Ich hatte, um dahin zu gelangen, noch einen weiten Weg zu wandeln; einen Weg, der mich allerdings ſchon gewiſſermaßen in's Gebiet des Chriſtenthums führte, aber nicht mit Bewußtſein, Zugeſtändniß und Ablegung des eingewurzelten Haſſes, der mich gegen dieſe Religion und ihre ſämmtlichen kirchlichen und confeſſionellen Erſcheinungen erfüllte.

Es war in einer fürchterlichen, ſchlafloſen Nacht, wo die klare, volle Gewißheit durchaus verfehlter Lebenswege und ſchmählich vereitelter Hoffnungen, Anſtrengungen und Aufopferungen mit zermalmender Wucht auf meine Seele fiel. Da zuckte in mir ein Gedankenblitz, eine Erinnerung, die mich mit einem Male auf einen ganz neuen Standpunkt der Betrachtung verſetzte und den Wendepunkt bildete, von welchem aus ich zuallererſt meiner gegenwärtigen Anſchauungsweiſe entgegengeführt wurde.

Ich erhob mich und griff nach einer im Bücherwuſte vergrabenen Abhandlung von Carl Nodier, die ich zwar ſchon vor Jahren geleſen, aber gänzlich vergeſſen hatte, und die mir jetzt auf einmal von unendlichem Intereſſe war. Ich las ſie von Neuem und ergriff ihren Inhalt mit unſäglicher Begierde und Befriedigung. Dieſe Erinnerung, dieſer Fund — ſie erſparten mir einen Selbſtmord, einen Verfall in Wahnſinn, Stumpfheit, Blödſinn und dergleichen. O was kann ein Wort, ein Gedanke zu rechter Zeit für ein Kleinod, für eine Wohlthat ſein; was können ſich daraus für Wirkungen und Folgen ergeben!

„Der Menſch iſt nicht das höchſte und letzte Product der Weltſchöpfung und der Erdentwickelung. Er iſt ein mangelhaft organiſirtes und darum unglückliches und fruchtlos ringendes Weſen, das nicht ewig dauern kann, ſondern einem anderen Platz machen wird, das noch nicht exiſtirt. Er iſt ein bloßes Phänomen des Ueberganges zu einer höheren Stufe, zu einem vollkommneren und glücklicheren Geſchöpfe, das in einer künftigen Schöpfungsperiode zum Daſein gelangen und Schlußſtein, Krone, letztes, höchſtes Reſultat des ganzen Weltprozeſſes bilden wird.“

Das iſt in der Kürze die Idee, die ich mir aus jenem Aufſatze herausfaßte und zu eigen machte [1]).

---

1) Wer den merkwürdigen Aufſatz ſelbſt vergleichen will, der iſt auf Revue de Paris 1832 Août p. 81—107. zu verweiſen; eine Ueberſetzung davon hat Carové in ſeinem Buche „der Meſſianismus, die neuen Templer u. ſ. w. in Frankreich“ Leipzig 1834. S. 248 ff. gegeben. Ich hebe zur Probe ein paar Stellen aus, die um der Verſtändlichkeit willen zum Theil ein wenig frei und umſchreibend wiedergegeben ſind. „Wenn der Menſch der wahre, vollſtändige Culminationspunkt einer vernünftigen Schöpfung wäre, ſo würde er nicht nach einer über ihn hinausgehenden Veränderung ſtreben; kein Weſen aber hat ſich ſo begierig und ungeduldig gezeigt, die Schranken zu überſpringen, in welche es ſeiner Natur nach eingeſchloſſen iſt.“ — „Gewiß iſt die Schöpfung noch nicht beendigt, ſo lange noch einem Geſchöpf ein beſtimmtes Verlangen (appétence) nach Vervollkommnung bleibt und ſo lange es von einem beſſeren und höheren Zuſtande träumt, für welchen ihm doch die begreifenden Organe fehlen.“ — „Nein, es gibt keine ſpecifiſche Wiedergeburt und Erhebung für den

Der Vortheil, den ich davon hatte, war dieſer. Ich konnte Menſchheit und Welt, ſo wie ſie jetzt ſind und wie ich ſie kennen gelernt hatte, beliebig haſſen, verachten und verloren geben, und doch die von meinem Weſen und Denken untrennbare Idealiſtik retten. Ich hatte dieſelbe früher an das gegenwärtige Geſchlecht und ſein von mir ſo vertrauensvoll und begeiſtert angenommenes Fortrücken zu einem ſchönen und großen Ziele geknüpft. Ich brauchte ſie nun, indem ich dies Geſchlecht verwarf, nicht ebenfalls aufzugeben; ich konnte ſie von ihm loslöſen und auf eine über daſſelbe hinaus liegende künftige Stufe und Sphäre der Lebensentwicklung übertragen, wo ſie beſſer am Orte war. Mein Glaube hatte wieder eine Heimath, meine Phantaſie einen Spielraum gefunden; ich konnte in Idealen und Hoffnungen ſchwelgen, während ich das ganze gegenwärtige Erdleben mit ſeinem unglückſeligen menſchlichen Gipfelpunkte, in welchem nur der Widerſpruch und die Zerreißung culminirt, in die Schanze ſchlug und dem ihm drohenden Untergange mit Gleichgültigkeit, ja mit Freude, Sehnſucht, Ungeduld entgegenſah.

Menſchen, wie er jetzt organiſirt und beſchaffen iſt, weil er ſich der Zeit nähert, in welcher er ſeine Rolle auf Erden ausgeſpielt haben wird, den phantaſtiſchen Thieren der foſſilen Welt ähnlich, von denen ſich nur noch dieſe uralten Reſte finden — es ſei denn, daß er roh und wild wieder an die Spitze der niederen Gattungen herabſteige, um einer neuen Gattung Platz zu machen." — „Ich erkannte, daß, wenn das Loos des Menſchen kein **vollendetes** iſt, dies daher komme, daß er nicht das **Ende** der Schöpfung bildet — que si la destinée de l'homme n'est pas fini, c'est que l'homme n'est pas une fin de la création — ſondern nur ein vorübergehendes Zwiſchenſpiel derſelben iſt, deſſen Löſung ſich in dem großen Drama der allgemeinen Welt- und Lebensentwicklung verbirgt. Ich begriff, daß das Spott- und Wahnleben, das wir hienieden führen und das ſonſt nur als das höhnende Spiel eines grauſamen Dämons erſcheinen würde, im Gegentheil Alles iſt, was es in dem Syſtem einer von Stufe zu Stufe geſetzmäßig fortſchreitenden Lebensſchöpfung ſein müſſe. Und ſo gewann ich endlich die Idee eines vollſtändigen Schöpferwerkes der größten und erhabenſten Art, die, in ihrer Totalität betrachtet, den unruhigen Wünſchen und Zweifeln unſerer in ihrem Glauben ſo leicht zu erſchütternden Seele Nichts übrig läßt." u. ſ. w.

Jenes den ersten Christen vorgeworfene odium generis humani [1]) war in mir zum Leben erwacht; und wie sich diese nach der Erscheinung des Herrn und dem jüngsten Tage sehnten, so lauerte und lauschte ich auf die Zeichen, die mir in Natur und Menschenwelt die Nähe einer großen, weltverwandelnden Katastrophe zu verkünden schienen, wozu das in so vieler Hinsicht absonderliche, in schreckender und zerstörender, wie in productiver und segensreicher Weise außerordentliche Jahr 1857 eine Fülle von Anlaß und Gelegenheit bot [2]). Aber solche Vergleichungen mache ich erst jetzt bei meinem Zurücksehen auf diese Vergangenheit; damals merkte ich noch Nichts davon, wohin die Fahrt meiner Gedanken und Stimmungen ging.

Es hätten mir in jenen Tagen der Verzweiflung und der Aufgebung aller Hoffnung auf das als unverbesserlich erkannte Menschengeschlecht wohl auch noch andere Anschauungsweisen und

---

1) Der Ausdruck kommt bekanntlich bei Tacitus vor. Derselbe spricht von den Christen bei Gelegenheit der großen Feuersbrunst, welche unter Nero Rom verheerte und welche diesem Kaiser zur Last gelegt wurde, der dann wieder die Schuld auf die Christen schob. „Sie wurden," sagt der erwähnte Geschichtsschreiber, „nicht so sehr des Verbrechens der Brandstiftung, als des Hasses gegen das menschliche Geschlecht überführt." Es ist dies die römische Auslegung und Uebersetzung der christlichen Phrase vom alten Adam, von dem gegenwärtigen Menschengeschlecht, welches gesunken, entartet und verworfen sei.

2) Man denke z. B. an die damaligen abnormen Witterungsverhältnisse, die afrikanische Hitze des Sommers, die unerhörte Menge von Unglücksfällen zu Land und Meer, die zum Theil so furchtbaren Brände und entsetzlichen Pulverexplosionen, die vielen Schiffsuntergänge, die schrecklichen Erdbeben, die zu gleicher Zeit bemerkliche außerordentliche Productionskraft der Natur, die reiche Erndte, den siebenundfünfziger Weinertrag, das wiederholte Blühen und Fruchttragen der Pflanzenwelt, dann in socialer und psychologischer Beziehung an den grausamen indischen Aufstand, die unnatürlichen und seltsamen Verbrechen und Tollheiten, die bei uns vorkamen, die vielen Selbstmorde u. s. w., was Alles zusammen die sonderbarsten Gedanken zu erwecken, oder, wenn sie schon ohnedies vorhanden, zu nähren und zu bestärken, geeignet war.

Syſteme annehmbar erſcheinen können, wie namentlich das Schopenhauerſche und das im Oriente verbreitete Buddhiſtiſche. Ein ſo abſoluter Peſſimismus aber, wie in dieſen Erſcheinungen ausgeprägt iſt, war meine Sache nicht; ich war eine viel zu poſitive Natur und konnte meine gährende Gedanken- und Gefühlswelt nicht in einem Schopenhauerſchen Nichts und buddhiſtiſchen Nirwana zur Ruhe betten. Die berührte, bei uns im Occidente von dem mir räumlich ſo nahen, innerlich aber ſo fernen Denker vertretene Weltanſchauung bildete zu meiner früheren den reinſten Gegenſatz; Schopenhauer und ich — wir ſtellten die äußerſten Endpunkte zweier höchſt differenter und entgegengeſetzter Denkarten dar; er war der Prophet des Todes, ich der des Lebens; er wollte das Aufgeben und Ende, ich die Vollendung und Steigerung des weltlichen Daſeins bis zur höchſten Potenz und reichſten Entfaltung deſſelben, wie ich es beſonders in meinem „Hafis" ausgeſprochen. Es war ein hoher, herrlicher, mit der affirmativſten Lebendigkeit erfüllter Standpunkt, auf welchen ich mich mit Hülfe des großen Perſers erhoben hatte; mich von da in ein leeres, finſteres Nein und Nichts hinabzuſtürzen, ging nicht an. Ich konnte verzweifeln an dieſer Zeit, dieſer Menſchheit, dieſer Stufe der Welt- und Lebensentwicklung, aber nicht am Sein und Leben überhaupt; ich konnte, ſo tief gekränkt und verſtimmt, ſo arg verfeindet mit Zeit und Umgebung ich immer ſein mochte, doch niemals weiter, als zu dem geſchilderten relativen Peſſimismus kommen. Nicht einmal mit jenem hafiſiſchen Wonnerauſch abſolut zu brechen, war mir möglich. Ich ſah wohl ein, daß eine ſolche Anſchauung in eine Welt, wie dieſe gegenwärtige iſt, nicht paſſe; dieſe Einſicht aber lag eigentlich ſchon in dieſer Anſchauung ſelbſt und war bereits in jenem Buche deutlich genug zum Ausſpruche gebracht.

„Auf geſpanntem Fuße ſtehen
Miteinander Welt und ich;
Liebſt du deinen guten Namen,
Lieber Freund, ſo meide mich!

Aber wenn du aufgekündigt
Dieſer alten Bettel haſt,
O ſo komm in dieſe Roſen,
Zu Paſtſen lagre dich!"

Ueberhaupt ja iſt alles Tiefere, Sinnigere, Feinere, Poetiſchere von der allgemeinen d. h. gemeinen Menſchenwelt entſchieden abgekehrt und abgeſondert; hatte doch ſelbſt ein Mann, wie Göthe, trotz all ſeines Glückes und Ruhmes über ſein Alleinſtehen zu klagen[1]); wie ſollte es befremden, daß ich, der vom Glücke nie Begünſtigte, vielmehr ſtets und in der ſeltenſten Weiſe vom Unglück Verfolgte, ſelbſt durch äußere, zufällige Umſtände aus dem Weltleben Zurückgedrängte, einſam, unverſtanden, verlaſſen war! Ich faßte jene Art von Poeſie und poetiſchem Prophetismus jetzt um ſo beſtimmter nur als die ſubjective, idealiſtiſche Anticipation einer künftigen Welt- und Lebensentwicklung, wo ganz andere Weſen als jetzt, wo ein höherer Menſch, wenn dieſer Name hier noch anwendbar, wo der „Engel der Zukunft,"

---

1) Hier einige Stellen, die das bezeugen: „Ernſt," ſagt er, „war ich den Menſchen unbequem durch meinen Irrthum, dann durch meinen Ernſt. Ich mochte mich ſtellen, wie ich wollte, ſo war ich allein." Werke in Octav. Stuttgart und Tübingen 1827 ff. Bd. 60. S. 297. — „Man kann ſich keinen iſolirteren Menſchen denken, als ich damals war und lange Zeit blieb." Daſ. Bd. 30. S. 197. Es iſt vom Jahre 1792 die Rede. Mit Aeußerungen, die eine lebendigere Anſicht von der Natur, als die gemeine, verkündeten, wurde Göthe „als wie mit gotteslästerlichen Reden bei Seite und zur Ruhe verwieſen." Daſ. 197 f. — „Mein Leben ging hin unter Thun und Genießen, Leiden und Widerſtreben, unter Liebe, Zufriedenheit, Haß und Mißfallen Anderer." Daſ. Bd. 60. S. 298. — „Es iſt wunderſam, wie jede Zeit Wahrheit und Irrthum aus dem kurz, ja längſt Vergangenen mit ſich trägt und ſchleppt, Einige jedoch ſich auf neuer Bahn bewegen, wo ſie ſich denn freilich gefallen laſſen müſſen, allein zu gehen." Daſ. Bd. 30. S. 155. Von Winkelmann, der, beiläufig bemerkt, ebenfalls convertirte, ſagt Schelling: „Er ſtand in erhabener Einſamkeit, wie ein Gebirg; kein antwortender Laut, keine Lebensregung, kein Pulsſchlag im weiten Reiche der Wiſſenſchaften, der ſeinem Streben entgegenkam" u. ſ. w.

wie ich dies vollkommnere Geschöpf zu nennen pflegte, zur Existenz gekommen sein würde.

Ich hoffte auf diese selige Zukunft nicht bloß für Dasein, Erde und Leben überhaupt, sondern auch persönlich für mich. Ich glaubte an ein unverwüstliches, unsterbliches Inneres in mir, an einen geistigen Kern der Individualität, der im Tode zwar in's allgemeine Innere der Natur und des Weltalls zurückkehre, aber nicht im Sinne der Vernichtung, der abstracten, pantheistischen Auflösung des Individuums. Der Zustand des Menschen im Tode war mir nur die absolute Ekstase, der letzte, höchste Grad des Somnambulismus und Hellsehens, dem sich bei Lebendigen insbesondere der sogenannte Hochschlaf oder Entzückungsschlaf nähere[1]). Von da, glaubte ich, kehre Alles

---

1) Es möchte für Manche nicht ohne Interesse sein, wenn ich hier die Beschreibung eines in jedem Falle höchst merkwürdigen Zustandes anfüge, wie er bei der von Bendsen behandelten Somnambule zur Erscheinung kam. „Dieser Zustand, den die Somnambule selbst Wonneschlaf, Schlaf der Entzückung, ihr Magnetiseur Hochschlaf nannte, entwickelte sich aus dem früheren hellsichtigen magnetischen Schlafe entweder durch eigene, oft willkührliche Steigerung desselben, oder durch besondere magnetische Behandlung, und dann vermittelst einer vorhergegangenen Ohnmacht, in welcher während des Hochschlafes der Körper befangen blieb, und eben so ging er nur durch den früheren hellsichtigen Zustand in das gewöhnliche wache Leben über. Aus dem Hochschlafe hatte die Somnambule in dem niederen magnetischen Schlafe nur einige Minuten lang Rückerinnerung, und es war dann, nach ihrem Ausdruck, als senke sich vor die früheren lichten Anschauungen eine dicke Zalithür, die alle Rückerinnerung aufhob; sie hatte aber im niedern Schlafe Anschauungen über den höheren, etwa wie über einen krankhaften Zustand. Sich selbst überlassen, steigerte sich bei längerer Dauer dieser Hochschlaf immer höher, und mußte daher, um nicht, nach ihrer Aussage, mit der völligen Hellsichtigkeit desselben in Tod überzugehen, durch eine besondere, von der Somnambule angegebene magnetische Behandlung geschlossen werden. Als die Somnambule einst, hingerissen von der Wonne dieses Zustandes, denselben zwei Minuten lang höher steigerte, so erklärte sie nachher wiederholt im niedern Schlafe, in diesen zwei Minuten sei ihr Leben um zehn Jahre verkürzt worden. Während dieses Hochschlafes lag sie sprachlos und fast

nach vollkommenſter Eintauchung in den allgemeinen Lebensquell und ſüßeſter, erquickendſter Ruhe darin wieder in's äußere, leibliche Sein und Leben zurück, und eine fortwährende Palingeneſie und „Auferſtehung des Fleiſches," wie ſie von Heiden und Juden geglaubt und in neueren Zeiten von Leſſing[1]) wieder geltend gemacht wurde, ziehe ſich durch die ganze Geſchichte hindurch. Ich konnte hoffen, auch dann wieder zu leben, wenn die jetzige Uebergangsperiode mit den ihr zuletzt drohenden Kataſtrophen zu Ende und jener Tag der Vollendung, der Sabbath der geſammten Erdgeſchichte und Weltentwicklung, angebrochen ſein werde.

Ich zog mich in ein ſtilles, einſames Thal[2]) zurück, bewohnte ein iſolirt ſtehendes, in Büſche und Bäume verſtecktes

---

bewegungslos, und gab ihre Antworten nur ſchriftlich. Auf dem Geſichte zeigte ſich ein mildes Lächeln und der Ausdruck der höchſten Wonne und Verklärtheit; eine in dem niederen Schlafe bei dieſer Somnambule herrſchende Neigung zur Unwahrheit verlor ſich in den höheren ganz, und ſie machte in Dieſem keine einzige falſche Ausſage. Von demſelben ſagte ſie: daß ſich dann Alles in ein grenzenloſes Lichtmeer auflöſe, in welchem ſie vor lauter Wonne gleichſam zu zerfließen wähne. Alle Bilder kämen ihr in dieſem Lichte, welches das reinſte Sonnenlicht an Klarheit weit übertreffe, zur beſtimmteren Anſchauung; ſie könne dann Alles weit ſchneller und leichter erkennen, die Tiefen der Natur erſchlöſſen ſich ihr mehr, und das Vor- und Zurückſchauen ſowohl im Raume als in der Zeit gleiche dem Anſchauen des Gegenwärtigen, und ſei um ſo beſtimmter, je vollkommener ſich dieſer Zuſtand entwickelt habe." Kieſer's Syſtem des Tellurismus, Leipz. 1826. II. S. 258 f. Deſſen Archiv IX. St. 1. S. 121. X. St. 1. Ein ähnlicher Zuſtand, deſſen Anſchauungen die Somnambule Sehen außer der Zeit und in Gott nannte, iſt in J. C. Paſſavant's Unterſuchungen über den Lebensmagnetismus und das Hellſehen, Frankf. 1821. S. 154 f. beſchrieben.

1) In der „Erziehung des Menſchengeſchlechtes." Auch Göthe, Pierre Leroux, George Sand und Andere haben dieſer Anſicht gehuldigt. Die bezüglichen Lehren des Heidenthums, wie ſie ſich bei einem Pythagoras, Plato und Pindar finden, ſind bekannt; weniger, wie tief die Sache in's Judenthum eingegriffen. Vergl. Joh. 1, 21. Luc. 9, 8. V. 19. Matth. 16, 14.

2) Kronthal bei Kronberg und Soden.

Häuschen und lebte da förmlich als Einsiedler, nur von einem armen zerlumpten Bettelkinde besucht, welches ohngefähr eine halbe Stunde weit von seinem Orte herüberkam, um mir einige kleine Dienste zu thun und einige geringe Aufträge zu empfangen. Ich brütete hier ein System aus, welches ich im Scherze meine „Eremitalphilosophie" nannte und welches die nähere Brücke zu meiner nachherigen christlichen und kirchlichen Metamorphose war. Ich legte meine Gedanken in einer Reihe von Aufsätzen nieder, welche in Briefform verfaßt und an eine mir durch alle Labyrinthe meines Denkens und Strebens treulich folgende Freundin gerichtet waren. Ich schrieb nicht für die Oeffentlichkeit; ich wollte nicht eine Zeile mehr drucken lassen; Eschricht's Broschüre, die damals erschienen war, und die ich späterhin in meinen „Enthüllungen über Kaspar Hauser" beantwortete, las ich nicht einmal, wiewohl ich dringend darauf hingewiesen wurde; es war mir Alles der Art höchst gleichgültig geworden, so nah es mich auch angehen mochte; ich hatte abgeschlossen mit der Welt; sie war, wie Paulus sagt, für mich gekreuzigt und ich für sie. Ich sah in die grünen Büsche und Hügel hinaus; ich sog die erquickenden Wald- und Wiesendüfte, die zu mir heranwehten; es war bereits, wie alles Schöne und Gute in dieser sonst so schlechten Welt, ein Stück der künftigen, in der ich mit meinen Phantasien versenkt und zu Hause war. Ich baute mir diese in meiner Vorstellung schöpferisch aus und konnte über Alles, was noch nicht war, die vortrefflichste Auskunft geben. Das Gegenwärtige vergaß ich, wenn es mich nicht mit allzu realer Gewalt an sich erinnerte und zur Beachtung zwang. So krank, so gebrechlich, so verlassen und hülflos ich war — diese Tage machten doch einen der glücklichsten Momente meines Lebens aus. Ich hatte den fruchtlosen Kampf mit unüberwindlicher Stumpfheit, Bosheit und Rohheit aufgegeben; ich hatte die Welt, die ich, wie ein Atlas, auf den Schultern getragen, abgeschüttelt und fühlte mich himmlisch leicht und wohl. Ich schrieb damals Briefe voll Humor und göttlichem Freiheitsgefühl, wie ich sie nie vorher geschrieben hatte und wohl auch nie wieder schreiben werde.

5.

Das geſchilderte Glück war leider nur von kurzer Dauer. Die ſtille, in die grüne Natur verſteckte Eremitage, in der ich mich ſo wohl befunden, ſtand nur einen Sommer lang zu Gebot. Der Herbſt begann zu ſchauern und ich mußte wieder in die Welt zurück. Wie ſehr hätte ich gewünſcht, daß ſchon damals die große Kataſtrophe, der ich entgegenſah, eingetreten wäre und eine Art von Daſein geendiget hätte, dem ich ſo völlig entfremdet war! Allein ich merkte, daß ſich das ſo ſchnell nicht machen werde. Ich mußte mich in Geduld faſſen und mich den unausweichlichen Verhältniſſen und Anforderungen des Lebens und der Gegenwart bequemen. So legte ich denn meine, wiewohl noch unvollendete „Eremitalphiloſophie" bei Seite, nahm Eſchricht und Stanhope vor und arbeitete meinen Hauſer aus. Doch ließen mich jene univerſalen Gedanken und Probleme nicht los. Die allgemeine, ſyſtematiſche Weltentwicklung, die ich mir dachte, ſchritt in der conſequenteſten und zuſammenhängendſten Weiſe bis zu einem Punkte fort, wo gewiſſe Lücken, Fragen, Schwierigkeiten eintraten, deren Beſeitigung mir nicht glücken wollte.

So drängte ſich mir folgende Betrachtung auf. Die Menſchheit ſchien im klaſſiſchen Alterthum der Griechen und Römer auf der Höhe der Bildung und relativen Vollkommenheit angelangt zu ſein, zu der ſie ihrer Natur, Organiſation und Beſtimmung nach überhaupt zu kommen im Stande ſei; was darüber hinaus lag, das, glaubte ich, ſei unerreichbar für ſie. Und ſo hätte denn eigentlich ſchon zu der Zeit, da dieſe Cultur zu Grunde ging, eine Kataſtrophe, wie die von mir erwartete, eintreten, der Uebergang zu einer neuen Geſtalt des Daſeins gemacht werden müſſen. Warum und wozu nun dieſe ungeheuere Verzögerung? Sollte die Menſchheit dem furchtbar langwierigen Schickſale eines durch die Jahrtauſende hindurch ſich erſtreckenden Sinkens, Verwilderns und Verweſens anheimgegeben ſein? Sollten einzelne Menſchen von beſſerer Natur und ächterem Streben dazu verdammt ſein, mitten in dieſem gräulichen Prozeſſe als macht- und bedeutungsloſe Exceptionen zu ſtehen, alle ihre Wünſche und

Mühen nur verhöhnt und vereitelt und Nichts triumphiren zu ſehen, als Barbarei, Unvernunft und Schlechtigkeit? — Betrachtete ich die junge Generation, den neuen Nachwuchs um mich her, ſo ſah ich doch auch hier wieder unter Kindern und jugendlichen Weſen edle Keime und liebenswürdige Naturen, von denen es mir ſchrecklich war, zu denken, daß ſie ſich innerhalb eines zu Nichts als Verderbniß und Untergang geeigneten und fortbewegten Geſchlechtes entwickeln und mit ihm verloren ſein ſollten.

Es trat noch ein anderes Bedenken hervor. Ein neues Geſchöpf ſollte werden, ein höheres, beſſeres, glücklicheres, als der Menſch. Auf welchem Wege ſollte das geſchehen? Sollte von der bisherigen Entwicklung völlig abgebrochen, ein ganz neuer Anfang ſelbſt phyſiſch gemacht, etwa ganz wieder von unten auf, von den einfachſten Organiſationen an, geſchaffen und gebildet werden, um wieder zu einem dem Menſchen analogen Gipfel emporzuſteigen [1])? Oder ſollte die, wenn auch übrigens

---

1) Dieſe Frage hat auch Göthe im zweiten Theile des Fauſt berührt. Es wird hier das, was werden ſoll und noch nicht iſt, unter dem Namen und der Geſtalt des kleinen Homunculus vorgeführt, der erſt noch im Glaſe lebt d. h. noch in den Schranken des ſubjectiven Denkens und Vorſtellens eingeſchloſſen, nur erſt eine Idee iſt, um deren Realiſirung es ſich handelt. Proteus weiſt ihn auf das Gewäſſer, als das Element des Werdens, hin:

„Im weiten Meere muſt du anbeginnen;
Da fängt man erſt im Kleinen an
Und freut ſich, Kleinſte zu verſchlingen;
Man wächſt ſo nach und nach heran
Und bildet ſich zu höherem Vollbringen."

Und Thales ermahnt:

„Gib nach dem löblichen Verlangen,
Von vorn die Schöpfung anzufangen;
Zu raſchem Wirken ſei bereit!
Da regſt du dich nach ewigen Normen
Durch tauſend aber tauſend Formen;
Und bis zum Menſchen haſt du Zeit."

verworfene und dem Verderben geweihte Menſchheit doch zur Baſis einer neuen Schöpfung gemacht, das neue Geſchlecht aus dem alten herausgeſtaltet werden, durch eine partielle Metamorphoſe etwa, wobei der beſte, edelſte Theil der Menſchheit in Anſpruch genommen, der übrige ſeinem natürlichen Schickſale überlaſſen würde?

Wenn ich mir das Letztere dachte, ſo ſchien mir etwas ſo Großes, Außerordentliches, Wunderbares doch in keinem Falle ohne ein neu hinzukommendes Element, einen eigenthümlichen, regenerirenden und ſchöpferiſchen Eingriff von Seiten höherer Mächte in die verderbte Menſchenwelt möglich. Ich konnte ſelbſt den exceptionellſten, intellectuell begabteſten und moraliſch vorzüglichſten Naturen nicht zutrauen, daß ſie ganz für ſich, aus eigener Kraft und im Kampfe mit einer ſo beſchaffenen Maſſe und Majorität, ein ſolches Ziel zu erreichen im Stande ſein würden. Und hier war nun der Punkt, wo mir endlich ein Licht zu dämmern und zu tagen begann, das mich zu einem bewußten, ja, was noch weit mehr iſt, begriffenen Chriſtenthume hinführte. In unbewußter Weiſe hatte ich mich ſchon lange in dem Elemente ächtchriſtlicher Anſchauung und Gedankenentwicklung befunden und fortbewegt; ja im Grunde war ich ſchon lange weit tiefer in daſſelbe eingetaucht, war trotzdem, daß ich mich fortwährend verneinend und ausſchließend dagegen verhielt, weit mehr Chriſt dem Weſen und Begriffe nach, als viel tauſend Andere, welche es mit Wiſſen und Wollen ſind, oder es zu ſein vielmehr nur die Meinung und Einbildung haben. Wie ich es nun auch wieder in bewußter und gewollter Weiſe wurde, ſoll in Folgendem berichtet werden.

6.

Gott, ſagt man, hat ſich geoffenbart; und zwar vornehmlich im Chriſtenthume, als der vollkommenſten all ſeiner

Ich gedenke, dieſe ganze Dichtung einmal in meiner Weiſe zu erläutern und ſo zu zeigen, wie ſich Göthe ganz mit denſelben Problemen, wie ich nach obiger Relation, beſchäftiget hat. Was Proteus und Thales empfehlen, iſt auch nach Göthe's Anſicht nicht das Wahre und kommt in ſeiner Dichtung nicht zur Ausführung.

Offenbarungen, der reinſten und reichſten Enthüllung göttlicher Wahrheit und Weſenheit. Dieſe Religion ſollte alſo gewiß nicht dazu dienen, uns in einen Abgrund von Ungewißheit und Dunkel zu ſtürzen; ſie ſollte uns im Gegentheile aus der Nacht, die uns umhüllte, heraus an's helle, ſtrahlende Licht der Erkenntniß und der Einſicht führen. Warum denn aber — ſo kann man ſich nicht enthalten, zu fragen, wenn man die wirkliche Lage der Dinge vergleicht — warum iſt denn dieſe Religion gleichwohl ein ſo großes Räthſel, ein ſo tief verhülltes Myſterium, ein ſo harter Stein des Anſtoßes für die menſchliche Faſſungskraft; warum denn iſt ſo gar viel Zweifel, Streit und Kampf in ihr; warum hält es denn ſo ſchwer, ſelbſt bei dem beſten Willen und im Beſitze aller möglichen Kenntniſſe der einſchlägigen Art, zu einem einfach-klaren, feſten und ſicheren Begriffe der Sache zu kommen? — Darüber wäre viel zu ſagen; ich halte es jedoch für geeigneter, mich ohne alle nähere Reflexion und Unterſuchung bloß auf das Factum zu beſchränken und es als ſolches durch das Beiſpiel zu erläutern, welches die Geſchichte meines eigenen Lebens und Denkens liefert.

Hiebei aber ſteigt mir eine Fülle von Erinnerung, eine Menge von Bildern, beſonders aus meiner Jugend- und Kinderzeit auf, und ich fühle mich verſucht, meine Leſer in noch frühere Lebensperioden, als die bisher zur Sprache gebrachten, zurückzuführen, um ſie erkennen zu laſſen, wie vielfach und wechſelnd die Geſtalt war, in der mir die chriſtlichen und kirchlichen Dinge erſchienen, und wie wenig all dieſe Erſcheinungsformen und all die durch ſie in meinem Geiſte und Gemüthe direct oder indirect hervorgerufenen Anſchauungen und Stimmungen im Stande waren, ein ächtes, gründliches, ſtichhaltiges, nicht wieder in irgend ein Gegentheil umſchlagendes Verhältniß zu begründen.

Und ſo erlaube ich mir denn, eine kurze Darſtellung deſſen einzuſchalten, was auf Religion und Chriſtenthum Bezügliches von meinen früheſten Lebensjahren an bis zu den bereits charakteriſirten Zeiträumen und Standpunkten hin hervorzuheben iſt.

Mein Vater war ein Geſchäftsmann, eine praktiſche weltmänniſche Natur, und als ſolche mir völlig unähnlich und fern

ſtehend. Ich hatte jedoch eine auch in höherer Beziehung ſehr intelligente und ſehr religiös geſinnte Mutter, die mich in ihrem Sinne leitete und unter deren ausſchließlichem Einfluſſe ich mich zunächſt entwickelte. Still, kränklich, allem Wilden, Rohen, Wüſten, Gewaltſamen, ja ſelbſt der ganz gewöhnlichen nach außen gekehrten Munterkeit und Lebendigkeit des Knabenalters von Natur fremd und fern, ſchrieb, muſicirte, componirte, dichtete und dachte ich nur, beſchäftigte mich namentlich viel mit der Bibel, wobei eine von den Großeltern her vererbte Folioausgabe mit Kupfern einen großen Reiz und Werth für mich hatte. Meine früheſten Gedichte und Aufſätze tragen einen bibliſch-frommen Charakter; auch hatte ich Alles, was mir als Religionslehre vorgetragen wurde, beſtens inne. Ich erinnere mich noch ganz gut, wie der alte Geiſtliche, der mich mit anderen Kindern meines Alters unterrichtete, ſtets darauf rechnete, daß ich ihn zu verſtehen und jede ſeiner Fragen ſofort zu beantworten im Stande ſei, und wie ſich dieſe Erwartung und Gewißheit ſchon in ſeiner Miene und Bewegung ausdrückte, wenn er ſich an mich wendete. Doch hat das, was von geiſtlicher Seite an mich kam, nie eine erhebende, belebende und wahrhaft fördernde Wirkung auf meine jugendlich ſtrebende Seele zu machen vermocht. Am wenigſten Reiz hatte für mich, was ich von damals beliebten, um zeitgemäße Eloquenz und Eleganz bemühten Kanzelrednern zu hören bekam. Wenn ich mit meinem Vater, wie es Sonntags zu geſchehen pflegte, in die mit Menſchen dicht angefüllte Aegidienkirche zu Nürnberg gehen, und da einen ſo glatten und leeren Modeprediger hören mußte, ſo kam mir das ſo langweilig und unerträglich vor, daß ich eine Reiſebeſchreibung in Taſchenformat mitzunehmen und darin verſteckter Weiſe während der Predigt zu leſen pflegte. Fand ich dagegen irgend ein originelles, mit beſonderen Geiſtesgaben ausgerüſtetes Individuum, ſo ſchloß ich mich an daſſelbe an, auch wenn es von allen anderen Menſchen überſehen und verachtet war und in Dunkel und Elend lebte. Weshalb ich einmal in eine alte, auf Krücken gehende Spitalfrau verliebt war, weiß ich nicht mehr; ſie hatte ohne Zweifel etwas in höherem Sinne Anregendes und Bedeutſames für mich.

Beſſer iſt mir mein kindliches Verhältniß zu einem erblindeten und verdorbenen Kürſchnermeiſter im Gedächtniß, der ſich in großer Dürftigkeit befand, und, glaube ich, von meinem damals wohlhabenden Vater Almoſen empfing. Er war ſehr fromm und gottergeben, doch einfach, lauter, ohne Frömmelei und Oſtentation, und flößte mir daher eine ganz andere Achtung und Ehrfurcht ein, als jener alte Pfarrer, der zwar ſehr freundlich gegen mich war, von dem ich aber hörte, daß er reich und geizig ſei und aus Gewinnſucht einen Kohlenhandel treibe, weshalb man ihn nur den Kohlenbauer zu nennen pflegte, oder jener eitle, kokettirende Rationaliſt, den ich zu St. Aegidien hörte. Der arme, blinde Mann, von dem die Rede iſt, hatte auch wiſſenſchaftliche und archäologiſche Neigungen und Liebhabereien, die er freilich nur wenig befriedigen konnte; er beſaß kleine Alterthümer und Raritäten, namentlich aus dem Bereiche alten, katholiſchen Kloſterlebens, die er mir zum Geſchenke machte und die ich zum Theil noch jetzt bewahre. Er hatte in ſeiner Jugend die alten Sprachen gelernt und war mit einem griechiſchen neuen Teſtamente verſehen, das er mir ebenfalls ſchenkte und deſſen ich mich noch jetzt bediene; es hatte ihn auf ſeinen Wanderſchaften begleitet, er verſtand es und wußte es beinahe auswendig. Er gab mir den erſten griechiſchen Unterricht und ich las unter der Leitung dieſes armen blinden Mannes das neue Teſtament in der Urſprache, noch ehe ich in der Schule griechiſch lernte; daher man ſich ſehr verwunderte, daß ich bereits ſo viel von dieſer Sprache wußte, als man hier erſt anfing, ihr Alphabet zu lehren. In meiner Familie und Verwandtſchaft betrachtete man mich allgemein als einen künftigen Geiſtlichen und dachte wohl, es werde ein großes theologiſches Licht und eine Säule des proteſtantiſchen Chriſten- und Kirchenthums aus mir werden; ich ſelbſt glaubte zu keinem anderen Stande berufen und geſchickt zu ſein. Ich ſtudirte dann auch wirklich Theologie, beſtieg als angehender Geiſtlicher die Kanzel und ertheilte katechetiſchen Unterricht. Da zu jener Zeit gerade der früher ſehr zurückgedrängte, in Dunkel und Stille ſein Daſein friſtende Pietismus wieder ſein Haupt erhob und zu Erlangen, wo ich ſtudirte, ein

paar ſehr geiſtvolle und gelehrte Repräſentanten hatte, die uns jungen Leuten wohl imponiren konnten, ſo kam es, daß ich mit mehreren meiner damaligen Freunde in dieſe dumpfe Richtung hineingezogen wurde und mich namentlich den Einflüſſen eines Kanne und Schubert hingab. Ich hatte jedoch ſchon damals die Erfahrung zu machen, daß ich nirgends an meinem Orte ſei und es Niemanden recht machen könne, ſo gut ich es immer meinen, ſo redlich und eifrig auch mein Streben ſein möge. Die in meiner Natur liegende unglückſelige Miſchung von Eigenſchaften, Anlagen und Trieben, welche die Welt nur getrennt zu faſſen und zu brauchen weiß, brachte nach den verſchiedenſten Seiten hin bald dieſe, bald jene Disharmonie und Verſtimmung hervor. Ueber meine zu ſehr in's Gebiet der Myſtik ſtreifenden Predigten ſchüttelten die Rationaliſten die Köpfe; an meiner Katecheſe rügte der praktiſch fromme Geiſtliche, unter deſſen Obhut ich dieſe Uebung anſtellte, daß ich mich allzu lang mit der Entwicklung der Begriffe aufhalte. In einer ſchriftlich einzuliefernden Predigt ſpielte ich ſogar ſchon auf die katholiſche Madonna an — ein Schrecken und Gräuel für die ſtockproteſtantiſchen Perrücken, die darüber zu richten hatten. Mit Kanne ſtand ich ſehr intim; aber er verwarf in der Verdüſterung ſeiner letzten Jahre alle Poeſie und ich machte Gedichte! Die Aufſätze, die ich ihm vorlegte, mögen viel wunderliche, unerhörte Theoſophie enthalten haben, die er nicht geradezu verdammen wollte; die aber mit ſeinen Vorſtellungen nicht zuſammenſtimmte; er lobte diejenigen, die das Echo ſeiner Vorträge waren und ſchwieg von den meinigen. So war ich immer unbequem, iſolirt, bei Seite geſchoben. Nur weniger Fälle erinnere ich mich, wo ich Glück machte. So kam ich einmal in einer Stipendienangelegenheit zu einem reichen Herrn von Adel, der erblindet und voll ſchwermüthiger Gedanken war, ſich namentlich vor dem Tode fürchtete und an der Unſterblichkeit der Seele zweifelte. Nun habe ich meinerſeits nie viel Reſpect vor dem Tode gehabt; ich wußte auch ſehr wohl warum. Ich war im Stande, dem alten, traurigen Herrn eine auf phyſiologiſche Thatſachen geſtützte Theorie vorzutragen, die ihm einleuchtete. Er war entzückt darüber und

ſchenkte mir auf der Stelle 100 fl., die ich zum großen Erſtaunen meiner in Armuth und Noth gerathenen Mutter in der Taſche heimbrachte und in großen, blanken Geldſtücken auf den Tiſch hinlegte. „Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder.“ Ich brachte keine Thaler und Ducaten mehr in der Taſche heim. Was den Pietismus betrifft, in welchen ich zu Erlangen gerathen war, ſo ſtellten ſich in dieſem Kreiſe allmählig Dinge heraus, die mir nicht nur dieſe ſeparatiſtiſche Denkart und Tendenz, ſondern endlich auch Theologie und geiſtlichen Stand überhaupt entſchieden verleideten. Ein dieſem düſteren, bald in ſchmutzige Wolluſt, bald in fanatiſche Gräuel ausartenden Weſen und Treiben verfallener Jüngling verſtümmelte ſich auf eine ſchreckliche Art und ging in Folge deſſen jämmerlich zu Grunde. Ein anderer, der Dichter und nachmalige Archäolog Anſelm von Feuerbach, mein liebſter und vertrauteſter Freund, war in Folge der trübſeligen pietiſtiſchen Grillen, die er ſich machte, ebenfalls dem Untergange nahe. Ich ſchrieb im Schrecken und Jammer darüber einen anonymen Brief an deſſen Vater, den Präſidenten von Feuerbach zu Ansbach und ſetzte ihn von der Lage der Dinge in Kenntniß. Er kam auf der Stelle nach Erlangen und nahm ſeinen Sohn, der ſonſt wahrſcheinlich verloren geweſen wäre, für immer von dem gefährlichen Orte hinweg. Schon früher war unter den Pietiſten in Nürnberg, zu denen ich aber dort noch nicht gehörte, und ſonſt noch unter den Vertretern chriſtlicher und kirchlicher Frömmigkeit daſelbſt Trauriges vorgekommen und Schandbares verübt worden. Ein pietiſtiſcher Gärtner ſchnitt ſich in einem Anfall religiöſer Beängſtigung und Verzweiflung den Hals ab; ein mir perſönlich bekannter Prediger zu St. Sebald, der ſehr beliebt war und einen gewaltigen Zulauf hatte, machte ſich eines unnatürlichen Laſters ſchuldig und wurde deshalb abgeſetzt. All das zuſammen konnte, ja mußte wohl zuletzt einen höchſt niederſchlagenden und verſtörenden Einfluß auf meine Seele und mein Leben haben. Mein Glaube ſank; ich fühlte mich alles Haltes und Troſtes beraubt und verfiel in ſo öde, düſtere, verzweiflungsvolle Zuſtände, daß ich nicht mehr fortleben zu können glaubte und einen Ver-

ſuch machte, mich durch Enthaltung von Speiſe zu tödten. Ich brachte es, wenn ich nicht irre, bis zum neunten Tage. Ich nahm Nichts zu mir als Kaffee; der Hunger war bereits in Ermattung übergegangen; es war daher nicht phyſiſcher Drang, der mich zum Aufgeben meines Entſchluſſes bewog. Ich wurde bei meiner Abſtinenz, die vielleicht als Hungerkur wirkte, allmählich ruhiger; ich fing wieder an, einige Lebensluſt zu empfinden; ich ermannte mich, ſtellte mich auf meine eigenen Füße und verſuchte es, auf dieſe Weiſe fortzuleben und mir eine neue Stellung in Wiſſenſchaft und Welt zu erringen. Mit meinem bisherigen Studium und Berufe wollte und konnte ich mich nicht mehr befaſſen; ich ging, um Zeit zu gewinnen, noch auf die Univerſität zu Leipzig, wo mir ein Freitiſch winkte; hörte aber keine Collegien daſelbſt, da ich die dortigen Profeſſoren verlachte und verachtete; ich zog mich in mich ſelbſt zurück und ſchuf mir in aller Stille ein eigenes Syſtem, machte dann zu München ein philologiſches Examen und wurde Gymnaſiallehrer in Nürnberg. Da hatte ich wieder Unglück. Ich kam in Conflict mit einem Schultyrannen, der voll finſterer Ortbodoxie und pädagogiſcher Strenge und Härte war und einſt ein Kind dermaßen erſchreckte, daß es davon erkrankte und ſtarb. Dergleichen war, auch abgeſehen von ſo auffallenden und ſchrecklichen Folgen, meinem innerſten Weſen zuwider. Es geſtaltete ſich zwiſchen mir und dieſem Manne ein bis zum offenen Bruche fortgehendes gegneriſches und gereiztes Verhältniß, wobei ich die fatalſte Stellung hatte, da er mein Vorgeſetzter war und mir furchtbar ſchaden konnte. Ich ſuchte wegzukommen, arbeitete in der angeſtrengteſten Weiſe, ſchrieb philologiſche und philoſophiſche Werke, erkrankte aber über dem Allen und verfiel in ſo ſchwere und unheilbare Leiden, daß ich meinem Amte entſagen und auch in ſpäterer Zeit keines mehr annehmen konnte. Weiterhin rückte die Cholera heran und zelotiſche Prediger benützten dieſe Gelegenheit, ſich geltend zu machen, wobei ſie aber denkenden Menſchen gegenüber arge Blößen gaben. Da brach ich mit der Polemik los, die mir ſo viel Haß und Feindſchaft zugezogen und mir fortan mein ganzes Leben ſo heillos verbittert hat. Der

Streit ging immer mehr in's Allgemeine und Principielle; es entwickelte ſich bei mir eine immer größere Gereiztheit und Antipathie gegen Theologie und Chriſtenthum; ich machte ihnen Anfangs noch bedeutende Zugeſtändniſſe vom ſpeculativen Standpunkte aus; dann nahm ich aber auch dieſe zurück und ſah in der ganzen Erſcheinung nur Barbarei, Teufelei und Verderben des Menſchengeſchlechtes. In dieſer Zeit ſtudirte ich Bibel und Kirchengeſchichte auf's Neue, doch nur, um mir daraus Waffen zu meinen Angriffen auf die Religion zu holen, die ich haßte und die ich auf alle Weiſe zu blamiren und zu ruiniren die Abſicht hatte.

Ich weiß jetzt, daß ich dieſelbe in all dieſen wechſelnden Zeiträumen und bei all dieſen, theils hingebungsvollen, theils feindſeligen Verhaltungsweiſen und Beſtrebungen nie wahrhaft und aus dem Grunde verſtanden und begriffen habe, wiewohl dies Alles vorausgehen mußte, wenn ich auf meinen jetzigen Standpunkt des Bewußtſeins und der Erkenntniß gelangen ſollte. Denn dazu war der ſonderbarſte Umſchweif, der eigenthümlichſte Entwicklungsgang voll unaufhörlichen, alle möglichen Formen annehmenden Strebens, Denkens, Forſchens und Experimentirens nöthig. Ich mußte, nachdem ich mit dem Chriſtenthum in gegebener Weiſe bekannt geworden und mich verſchiedentlich in daſſelbe einzuleben verſucht, an ihm irre werden, mich ihm gänzlich entfremden, ſelbſt zum Extreme des Gegenſatzes zu ihm fortgehen, und ihm dann allmählig durch ſelbſtſtändige Geiſtesarbeit erſt unbewußt und dann mit Bewußtſein und ſteigender Einſicht wieder nahe kommen. Es mußte ſich daſſelbe, ſo weit dies möglich, ganz neu und unabhängig von ſeiner äußeren, hiſtoriſchen Realität auf rein ſubjectivem und ideellem Wege in mir ſelbſt erzeugen und geſtalten, und ſich dann auch als objectiv gegeben und lebendig daſeiend meiner Wahrnehmung und Erkenntniß bieten; ich mußte es, ſo zu ſagen, ausrechnen, wie Leverrier den Planeten Neptun, es hierauf auch wirklich entdecken und mich dieſer funkelnagelneuen Entdeckung freuen. Denn dann erſt konnte ich ſagen: das iſt mein; das gehört mir in der That, iſt mir nicht fremd, iſt daſſelbe, was ich ſelbſt gewollt und gedacht, nur, wie

jede Realität im Unterſchiede des bloß ſubjectiven Denkens und Vorſtellens, noch viel reicher, lebendiger, genügender, als das. Sollte man die Möglichkeit eines ſolchen Vorganges bezweifeln oder geradezu in Abrede ſtellen, ſo würde ich ſagen: ich berichte, was geſchehen iſt und die Wirklichkeit einer Sache enthält und beweiſt zugleich auch ihre Möglichkeit. Es bliebe dagegen nur die Annahme übrig, daß das Factum erdichtet ſei, was aber ruhigen und unbefangenen Beurtheilern doch wohl nicht begründet und gerechtfertigt genug erſcheinen dürfte. Ja es würde am Ende ſogar die Beſchuldigung der Lüge Nichts auszurichten im Stande ſein, weil das, was ich darſtelle, einen ſo natürlichen und evidenten Vorgang bildet, daß es nicht einmal der ausgemachten factiſchen Wahrheit bedürfen möchte, um als möglich einzuleuchten. Auch ſehe ich nicht ein, wo hiebei das Bedenkliche und Gefährliche liegen ſoll. Es liegt das vielmehr in einer allzu ſchneidenden und gewaltſamen Scheidung des menſchlichen Denk- und Erkenntnißvermögens von den Inhaltsbeſtimmungen und Gegenſtänden der chriſtlichen Glaubenslehre, die ihm ſo fremd und fern ſein, ſich ſo rein äußerlich zu ihm verhalten ſollen, daß ſie nicht einmal als Ahnung, Vorſtellung, ideelle Foderung in ſeinem Bewußtſein auftreten können. Denn haben ſie ein ſolches Verhältniß zu ihm, ſo iſt zu fürchten, daß ſie etwas dem Menſchen überhaupt gar nicht Angemeſſenes, mit ſeinem Weſen ſchlechterdings Unverträgliches, für ihn abſolut Unbrauchbares, ihm nur willkührlich und gewaltſam Aufgedrungenes, und daß ſomit Diejenigen in ihrem guten Rechte ſeien, die davon gar Nichts mehr wiſſen wollen. Der Werth, die Größe und Göttlichkeit der Thatſachen, welche das Chriſtenthum objectiv begründen und ausmachen, kann nicht leiden, wenn man durch einen eigenen, freien Denkprozeß auf ſie hingeleitet wird — oder liegt vielleicht für den Planeten Neptun etwas Degradirendes darin, daß ihn Leverrier ausgerechnet hat; thut es ſeiner Realität und Selbſtſtändigkeit irgend einen Eintrag, ſinkt er dadurch zum Geſchöpfe jenes Aſtronomen herab? — Das iſt es wohl, was man fürchtet, daß das vom menſchlichen Denken Erkannte und Beſtimmte zum Producte deſſelben herab-

geſetzt werde und ſo ſeinen objectiven göttlichen Charakter verliere. Man verwechſelt aber die ſubjective Vorſtellung und ideelle Forderung des Menſchen mit der dieſen entſprechenden, von ihnen aber durchaus unabhängigen objectiven Realität. Das Chriſtenthum iſt eine große göttliche Thatſache und Wirklichkeit, und die erfindet der Denker nicht, er mag ſie durch ſeine Vernunftthätigkeit und Speculation noch ſo genau zu beſtimmen im Stande ſein; die iſt hiſtoriſch gegeben und kann nur ſo gegeben ſein und angenommen werden; die Sache des Denkers iſt eben nur das Denken und im glücklichſten Falle das den bezüglichen Thatſachen und Gegenſtänden entſprechende, ſomit wahre Denken, nicht aber das Producíren dieſer Thatſachen und Gegenſtände ſelbſt. Ueberdies iſt meine Meinung dieſe, daß auch bei einem außerhalb des Chriſtenthums und ſeiner Einflüſſe ſtehenden und doch auf daſſelbe ſo unabweislich und ſelbſt einer das denkende Subject beherrſchenden entgegengeſetzten Meinung zum Trotze hinführenden Denkproceſſe Gott im Spiele — wie denn auch die Schrift von einem „Zuge des Vaters zum Sohne“ ſpricht [1]). Daher in ſolchen Fällen, auch wenn wir uns nur unſeres eigenen Sinnens und Denkens bewußt ſind, die demüthige Anerkennung dieſes göttlichen Wirkens nicht fehlen ſoll. Ohne Gott können wir nur irren und ſündigen; wo wir die Wahrheit erkennen und das Gute thun, da haben wir noch einer ganz anderen, höheren Kraft, als der unſeres eigenen, ichheitlichen Weſens, die Ehre zu geben; da iſt ſchon ein, wenn auch nur erſt vorläufiger, vorbereitender, verſchleierter, nicht nur der Welt, ſondern auch dem bezüglichen Individuum ſelbſt verborgener Act der Gnade, Wirkſamkeit und Erleuchtung von oben anzunehmen und anzuerkennen [2]).

---

1) „Niemand kann zu mir kommen, es ſei denn, daß ihn der Vater ziehe, der mich geſendet hat. Es iſt geſchrieben in den Propheten: Und ſie werden Alle von Gott belehret ſein. Jeder nun, der vom Vater höret und lernet, kommt zu mir.“ Joh. 6, 44.

2) „Nicht weil wir tüchtig ſind, durch uns ſelbſt Etwas zu denken, wie aus eigener Kraft, ſondern unſere Tüchtigkeit iſt von Gott.“ 2 Cor. 3, 5. „Gott ſelbſt iſt der Führer der Weisheit und der Leiter der Weiſen;

Hier ſchließe ich dieſe Epiſode, um den Faden der Erzählung wieder aufzunehmen, den ich oben fallen ließ, und zu ſchildern, wie ſich mir bei meinem Vordringen auf dem bezeichneten Wege auf einmal zu meiner größten Ueberraſchung die Erkenntniß aufdrängte, daß ich mich mitten in dem Gebiete der chriſtlichen Anſchauungen und Ideen befinde.

7.

Die Menſchheit hatte ich als eine verworfene und verlorene Weſenart beſtimmt; ein beſſeres, höheres, glücklicheres Geſchöpf

---

in ſeiner Hand ſind wir und unſere Reden und alle Klugheit und Geſchicklichkeit . . . . . Die Weisheit, die aller Dinge Meiſterin iſt, lehrete mich's. Denn ſie iſt ein Hauch der Kraft Gottes und ein lauterer Ausfluß der Herrlichkeit des Allherrſchers, der Abglanz des ewigen Lichtes ꝛc. Sie bleibet dieſelbe und erneuert doch Alles und übergehend in heilige Seelen von Geſchlecht zu Geſchlecht bereitet ſie Freunde Gottes und Propheten." Weish. Sal. 7, 15 ff. Eben ſo ſprachen ſich auch fromme Heiden aus, wohin folgende Ausſprüche Pindar's gehören: „Von den Göttern kommt jede menſchliche Tugend und Tüchtigkeit; durch ſie ſind weiſe, ſtarke, beredte Männer da. — Große Tugenden kommen, o Zeus, den Sterblichen von dir. — Eines Schattens Traum iſt der Menſch. Wenn aber von Zeus uns kommt des Ruhmes Glanz, dann umſtrahlet die Menſchen ein ſchimmernd Licht" ꝛc. Und folgendes von Cicero: Multos et nostra civitas et Graecia tulit singulares viros, quorum neminem, nisi juvante Deo, talem fuisse credendum est. — Nemo vir magnus sine aliquo afflatu divino unquam fuit. Plutarch ſagt, alles Gute ſollten die Menſchen von den Göttern erbitten, vorzüglich aber richtige Gotteserkenntniß; vergl. Laſſaulx, Studien des klaſſiſchen Alterthums, Regensburg 1854. S. 146 f. Ich ſelber ließ ſchon i. J. 1831 (Andeutung eines Syſtems ſpeculativer Philoſophie S. IV.) die Verſe drucken:

„Er (Gott) iſt es, der uns unterweiſt,
Hellt des Gedankens Kraft den Geiſt;
Was Schönes, Treffliches gelingt,
Er iſt es, der's in uns vollbringt;
Er kämpft in uns den Kampf des Rechten
Mit allem Falſchen, allem Schlechten,
Wird einſt in uns und allem Sein
Sich ewiger Verklärung freu'n."

und Geſchlecht ſollte anſtreten und die Erde beherrſchen. Ja Erde, Sein, Leben überhaupt ſollte eine große Kataſtrophe und Metamorphoſe erleiden, und dann erſt Vollendung, Friede und Seligkeit ſein. — War ich da nicht ganz in den Kreis der alt- und ächtchriſtlichen Ideen verſetzt, wie ſie die Schrift ausſpricht, die Kirche noch immer feſthält und geltend macht? Iſt nicht da von einem erſten und alten Adam, einem Geſchlechte, das der Verderbniß und Verdammniß anheimgefallen, und einem zweiten Adam und neuen Menſchen die Rede, der das vollkommene Widerſpiel des erſten und alten ſei? Hören wir da nicht von einer Wiedergeburt, einer Nothwendigkeit, wieder Kind zu werden, einer neuen Creatur, wie ſie in Chriſto allein gelte, einem totalen Abbruch vom Alten und einem ganz neuen Anfange, der zu machen ſei, einer künftigen allgemeinen Umwandlung der Dinge, einem jüngſten Tage und letzten Gerichte, einem neuen Himmel und einer neuen Erde, in welcher Gerechtigkeit wohne, einer auf dieſer neuen Erde in unvergänglicher Pracht erglänzenden Gottesſtadt, dem klaren Symbole total veränderter, mit den gegenwärtigen gar nicht vergleichbaren Weltverhältniſſe und Lebenszuſtände?

„Und ich Johannes, ſahe die heilige Stadt, das neue Jeruſalem, herabſteigen aus dem Himmel von Gott, zubereitet wie eine für ihren Bräutigam geſchmückte Braut. Und ich hörte eine Stimme, die ſagte: Siehe, die Wohnung Gottes iſt bei den Menſchen, und er wird bei ihnen wohnen und ſie werden ſein Volk ſein und Gott ſelbſt wird bei ihnen ſein, als ihr Gott. Und Gott wird abwiſchen jede Thräne von ihren Augen und der Tod wird nicht mehr ſein, noch Trauer, noch Klage, noch Schmerz, denn das Erſte iſt vergangen. Und der auf dem Throne ſaß, ſagte: „Siehe, ich mache Alles neu.“

Das iſt es ja, was ich wollte, wovon ich träumte in meiner Weltflucht und Einſiedelei, was mich, indem ich es mir in meiner Weiſe bis in's Specielle hinein auszumalen verſuchte, ſo unbeſchreiblich glücklich machte. Doch auch dies iſt nur erſt idealiſtiſche Vorſtellung, eben ſo wie meine eremitalphiloſophiſche Idee und Phantaſie. Etwas aber, was ich ebenfalls in die Zu-

kunft ſetzte, wird vom Chriſtenthum als bereits erſchienen dargeſtellt: der zweite Adam, der neue, höhere Menſch, den ich erwartete, iſt nach ſeiner Behauptung ſchon aufgetreten, in ſeiner ganzen Wahrheit und Vollkommenheit bereits zur Erſcheinung gekommen, wiewohl nur erſt in einem einzigen Individuum, — welch ein Gedanke, welch eine Entdeckung, welch ein Gewinn für mich!

Nein, man hat keine Vorſtellung von der Ueberraſchung und dem Lichtglanze dieſes Fundes, dem ich nun gern all meine alte, eingewurzelte Antipathie und Feindſchaft opferte. Das neue Weſen, über deſſen Möglichkeit und dereinſtige Hervorbringung ich mir ſo fruchtlos den Kopf zerbrochen — ich ſah es nun auf einmal in dem allbekannten, auch mir ſo nahe gerückten und doch verkannten gottmenſchlichen Stifter der Religion, in der ich erzogen, in deren Glaubens- und Vorſtellungskreis ich von Kindheit an ſo methodiſch, ſo vielfach und doch ſo ungenügend und vergeblich eingetaucht worden war! Es hatte dies für mich ganz den Charakter einer Offenbarung, eines Strahles von oben, der, wunderbar leuchtend und überwältigend, in mein ſo hartnäckig verblendetes und verkehrtes Inneres fiel. Ich will und kann dieſe Wendung und Erkenntniß auch in der That nicht mir allein beimeſſen; es wirkte ohne Zweifel, wie ſchon oben bemerkt, die Gnade und Liebe von oben mit, die mich nicht in meinem Groll und Irrthume finſter beharren und dahinſterben laſſen wollte. Denn wie verſtockt iſt der Menſch, wie verliebt in ſeine Meinungen und Entwürfe; wie ſchwer kommt es ihm an, eine Sache, die er vertreten, zu desavouiren, einen Bau, den er aufzuführen unternommen, mit eigenen Händen einzureißen! Ich war überdies ein ganz beſonders obſtinater Menſch, den weder Leben, noch Tod, weder Ehre, noch Schande, weder Furcht und Schrecken, noch Ausſicht auf perſönlichen Vortheil und Gewinn zu bändigen und zu beugen vermochte. Der Nazarener beſiegte mich doch; und er that es durch ein großes und herrliches Mittel, dasjenige, was ſeiner am würdigſten iſt und was in dieſem Falle allein fruchten konnte, durch Geiſt und Licht.

8.

Das neue Weſen, der höhere Menſch, den ich gefordert und erwartet, von dem ich geglaubt hatte, er müſſe durch ein künftiges Natur- und Gotteswunder erſt hervorgebracht werden, war alſo ſchon da, hatte ſchon vor achtzehnhundert Jahren auf Erden gewandelt, hatte ſich nicht nur in menſchlich großer und außerordentlicher Weiſe bethätigt, ſondern auch übermenſchliche Kräfte entfaltet und unerhörte Thaten verrichtet; hatte, wie wir leſen, die Schwere beſiegt, indem er auf dem Meere wandelte, ſich als den Herrn der Elemente gezeigt, indem er den Winden und Wellen gebot, durch die Macht ſeines Willens und Wortes ein Heer von Krankheiten und dämoniſcher Uebel verſcheucht u. ſ. w., ja grauſam zu Tode gemartert, ſogar das Schreckniß der Lebendigen, dem ſonſt Nichts zu entfliehen im Stande, den Tod überwunden. Ich glaubte dieſe Auffaſſung der Sache auch in dem dunkeln Ausdruck „Menſchenſohn“ beſtätigt zu ſehen. Dieſer Name: ὁ υἱος του ἀνθρωπου, der Sohn des Menſchen, iſt es, mit welchem Chriſtus vorzugsweiſe ſich ſelber nennt; nie nennen ihn Andere ſo; nur noch Apſtgeſch. 7, 55. bedient ſich Stephanus in ſeiner Ekſtaſe und Viſion dieſes Ausdruckes. Er ſchien mir von myſteriöſer Bedeutung zu ſein und das höhere Weſen zu bezeichnen, das aus der Menſchheit hervorgehen ſolle und zunächſt in Chriſto auf den Schauplatz getreten war.

Aber dieſes höhere Weſen, dieſer zweite Adam, mit dem eine neue Schöpfung und Ordnung der Dinge ihren Anfang nehmen ſollte, war nur erſt Individuum, Einzelweſen, und ſeines Gleichen war ſonſt nicht da; auch zeugte er ſeines Gleichen nicht auf natürlichem Wege, wie jener erſte Stammvater gethan; denn über den natürlichen Gattungs- und Fortpflanzungsprozeß war er hinausgerückt. Er war das erſte Individuum einer ſpecifiſch neuen und eigenen Gattung, die durch ihn und mit ihm zum Daſein gekommen. „der Erſte unter vielen Brüdern,“ wie ihn Paulus bezeichnet [1]), „der Anfang der

1) „Die er erwählet, hat er beſtimmet, gleich zu ſein dem Bilde

Geſchöpfe Gottes," wie die Apokalypſe ſagt [1]). Nun aber, da dieſer große Anfang gemacht worden war, handelte es ſich um den Fortgang, um die Brüder, die noch nicht waren, um eine Vielheit von Individuen höherer Art, die mit jenem Erſtling der neuen Schöpfung, ihrem natürlichen Haupt und Herrn zuſammen den Organismus des neuen Lebens ausmachen ſollten. Wie dies im neuen Teſtamente ausgeſprochen, bedarf wohl kaum der Erinnerung: Chriſtus bedient ſich des Bildes vom Weinſtock und ſeinen Reben; Paulus ſpricht von einem viel und mannigfaltig gegliederten Leibe, deſſen Haupt Chriſtus ſei [2]), und in der katholiſchen Kirche lebt die Vorſtellung, daß ſie der myſtiſche Leib Chriſti ſei, daß ſie zuſammen mit Chriſto daſſelbe gegliederte und einheitlich beſeelte Leben und Weſen ausmache [3]).

ſeines Sohnes, daß er der Erſtgeborene unter vielen Brüdern ſei." Röm. 8, 29. „Er iſt das Haupt des Leibes, der Gemeinde, er iſt der Anfang und Erſtgeborene der Auferſtehung, daß er unter Allen der Erſte ſei." Coloſ. 1, 18. Vergl. Hebr. 2, 11 ff. Matth. 25, 40. Joh. 20, 17. 1 Joh. 3, 2. 2 Petr. 1, 4.

1) Offenb. Joh. 3, 14. Die neuen Weſen, welche entſtehen ſollen, werden hiermit als die wahren und eigentlichen Geſchöpfe Gottes bezeichnet, wenn nämlich dieſe Stelle von der chriſtlichen Wiedergeburt und Neuſchöpfung und nicht von der Schöpfung überhaupt zu verſtehen, wie allerdings auch geſchehen kann.

2) Röm. 12, 4 ff. Coloſ. 1, 17. 1 Cor. 10, 17. 12, 12 ff. 27.

3) „Der Gerechte iſt ein lebendiges Glied des myſtiſchen Leibes Chriſti," heißt es in Dieringer's Dogmatik; „die Kirche iſt die andauernde Menſchwerdung des Sohnes Gottes," ſagt Möhler, und Nicolas in ſeinen Studien über das Chriſtenthum: „Wie Chriſtus Menſch geworden, ſo iſt er auch, ſo zu ſagen, Kirche geworden." Vergl. Chriſtian Brentano, nachgelaſſene Schriften, München 1854. I. S. 272 ff. „Alle Glieder der Kirche, wenn auch durch noch ſo weite Klüfte geſchieden, ſind in unſichtbarer, aber weſenhafter Wahrheit ein Leib; denn in einem Geiſte ſind Alle zu einem Leibe getauft 1 Cor. 12, 13." Man müſſe ſich, heißt es daſelbſt, nicht dadurch irre machen laſſen, daß zwiſchen dieſen Gliedern kein grob ſinnlicher Zuſammenhang, wie an den Gliedern irdiſcher Leiber, wahrzunehmen ſei. Man habe vielmehr zu bedenken, daß es auch bei dieſem eigentlich nur das gemeinſame Lebensprincip, der Alles verbindende Lebensgeiſt ſei, der ſie zu einem und

Man muß ſich die ganz eigenthümliche Größe und Tiefe dieſer Idee vorſtellig zu machen ſuchen. Chriſtus war kein Lehrer, Reformator, Sectenhaupt, Religionsſtifter, der ſich bloß einen Anhang zu verſchaffen, eine Umgebung von Schülern und Gläubigen zu formiren und ſcheidend eine Partei, Sekte, Verbindung von ſolchen Individuen zu hinterlaſſen hatte, durch die eine beſtimmte religiöſe Anſicht verbreitet und geltend gemacht und ein derſelben gemäßes geſellſchaftliches Gebäude errichtet werden ſollte. Es war um etwas unendlich Organiſcheres, Lebendigeres, tiefer Begründetes und in ſeiner Entwicklung Großartigeres und Bedeutungsvolleres zu thun; es handelte ſich um eine wunderbare göttliche Neuſchöpfung und Höherſtellung der Natur und Menſchheit, vor Allem um eine Vereinigung, Verbrüderung, Verſchmelzung von Individuen höherer Art, die dies durch eine totale innere Regeneration und Umwandlung geworden, um ein auf geiſtiger Erzeugung und Fortpflanzung beruhendes Geſchlecht von Menſchen, welche nicht mehr Menſchen im alten, gemeinen Sinne des Wortes ſeien, vielmehr dieſen „alten Menſchen ausgezogen" und die Beſchaffenheit, oder, im Fall zurückbleibender Mangelhaftigkeit, wenigſtens die vorläufige ideale Bedeutung einer ganz eigenen, noch nicht dageweſenen Art von Weſen erhalten hätten. Hiebei hatte denn auch die Perſon des Stifters und Gründers eine ganz eigene realiſtiſche Stellung und Bedeutſamkeit, wie ſonſt nirgends der Fall. Dieſelbe war ſo weſentlich, daß er, von ſeiner Lehre und ſeinem Werke auf keine Weiſe abzuſondern war; und dieſe letzteren waren ſo abhängig von ihm, daß ſie von ſeiner Perſön-

---

derſelben Leibe mache. Wäre dieſes Leben, dieſer Geiſt nicht, ſo wäre keine Einheit; umgekehrt, wo ein ſolches Princip vorhanden, da ſei auch Einheit ohne materiellen Zuſammenhang möglich. „In manchen Socialthieren, wie z. B. den Bienen und Ameiſen, ſcheint ſich ein ſolcher körperlich getrennter, aber geiſtig einiger Zuſammenhang nicht läugnen zu laſſen, und das Verhältniß eines Leibes darzuſtellen, in welchem ſich das Geheimniß der Kirche ſpiegelt." Es gehört hierher auch der große Begriff, den Nikolaus von Cuſa von der Kirche hatte, ſ. unten Buch II. Cap. 7.

lichkeit durchaus nicht getrennt und für sich gestellt werden konnten. Zu dem, was von diesem Urheber und Anreger eines neuen welthistorischen Prozesses und Schöpfungswerkes ausging, gehörte nothwendig er selbst mit seiner gottmenschlichen Person und fortdauernden lebendigen Gegenwart; der Grund, den er legte, war vor allen Dingen er selbst, als dieses erste, urbildlichste, wunderbarste und erhabenste Individuum der höheren Gattung, um die es sich handelte; er war das unentbehrliche und unabtrennliche Haupt des großen, lebendigen Ganzen, das sich bilden, und eine wiedergeborene, der Gottheit näher gerückte, vom Geiste derselben erfüllte und regierte, eine, so zu sagen, übermenschliche Menschheit darstellen sollte.

Durch solche Bestimmungen unterschied und unterscheidet sich fortwährend die Religion Christi von Allem, was sich sonst von Lehre, Glauben, Sitte, Entwurf, Einrichtung und Bestrebsamkeit auf den Schauplatz der Geschichte hervorgethan und Bahn gebrochen hat; und selbst wenn man diese ganze Idee und Tendenz als ein chimärisches Project betrachtet, das nicht in Wahrheit in's Leben getreten und durchzuführen sei, so müßte man doch ihre großartige, kühne, geistvolle, in ihrer Art so ganz einzige und unvergleichliche Natur bewundern.

Eine Gemeinschaft, ein Organismus der beschriebenen Art sollte nun, trotz seiner wesentlichen, specifischen Verschiedenheit von dem, was auf Erden vorhanden war und was als ein Nichtseinsollendes, Veraltetes und Verworfenes bestimmt wurde, gleichwohl nicht durch einen ganz freien, unabhängigen, absolut von vorn beginnenden Schöpfungsact, sondern im Zusammenhange mit dieser schon vorhandenen Natur, Welt, Menschheit hervorgebracht werden. Der reine, jugendliche, blühende Leib des neuen Geistes und Lebens sollte aus dem alten verfallenden und verwesenden Leibe der Menschheit herausgestaltet und herausgerettet werden, einem Kinde ähnlich, das, wie es zuweilen geschieht, von der todten und schon zur Erde bestatteten Mutter geboren und aus Gruft und Moder herauf an's Licht gezogen wird. Wie sollte das geschehen, wie sollte es nicht nur zu allernächst begonnen und begründet, sondern fortgeführt durch die

Jahrhunderte und Jahrtauſende und ſiegend und glorreich zu Ende geführt werden?

Man merkt wohl, wohin ich ziele, und daß nun endlich auch die confeſſionelle Frage an die Reihe kommt.

Eine Anſtalt, die den zur Sprache gebrachten Ideen und Problemen entſprechen und gewachſen ſein ſollte, mußte offenbar, ſo wie hier Alles, was ſeinem Zwecke gemäß, von der außerordentlichſten und unvergleichlichſten Art und Beſchaffenheit ſein. Das in die Geſchichte neu eingetretene göttliche Geiſtes- und Lebensprincip mußte in ihr machtvoll und ſichtlich da ſein, walten und wirken; ſie mußte, um es in der Sprache der Bibel und der Kirche auszudrücken, mit dem über die Apoſtel ausgegoſſenen heiligen Geiſt erfüllt und in Folge deſſen mit den nöthigen Wundergaben und Wunderkräften ausgerüſtet ſein. Sie mußte an der Foderung der Wiedergeburt und Erneuerung des Menſchen vom Innerſten heraus und ſeiner Umſchöpfung und Verwandlung in eine ganz neue Creatur auf's ernſtlichſte und unerſchütterlichſte feſthalten; ſie mußte fort und fort auch Individuen aufzeigen können, bei welchen ſich dieſes erſte und hauptſächlichſte Wunder des chriſtlichen Geiſtes und Lebens vollbringt und factiſch offenbart. Ihre Verfaſſung, Einrichtung und Regierung mußte weiſe, wohlberechnet, feſt, ſelbſtſtändig und frei genug ſein, um ſie in den Stand zu ſetzen, ſich in ihrer Eigenthümlichkeit zu erhalten; ganz nur ihren eigenen Aufgaben und Zwecken gemäß zu handeln, wenigſtens was Princip und Anerkennung betrifft; keiner ihr und ihren Abſichten äußerlichen und fremdartigen Macht unterworfen zu ſein; durch die ganze ſturm- und wechſelvolle Weltgeſchichte bis zu ihrem letzten Ziele hin ſtandhaft ſich ſelbſt gleich zu bleiben; ſo das ihr übertragene, auf eine allgemeine Weltverwandlung hinzielende Rieſenwerk zu vollbringen und die gewaltige gottgebaute Brücke von dieſer jetzigen Natur, Menſchheit und Schöpfungsperiode zu einer künftigen ganz anderen, höheren Art und Geſtaltung des Seins und Lebens zu bilden. Sofern dieſe Anſtalt als eine nicht bloß göttliche, ſondern auch menſchliche Erſcheinung, als etwas nicht bloß von ewigem, ſondern auch von zeitlichem Gehalt und Cha-

rakter Seiendes, nicht nur nach Außen hin, ſondern auch in ſich ſelbſt eine Geſchichte Habendes anzuſehen; ſofern ſie, bevor ihre letzte, im Dunkel der Zukunft liegende Vollendung da, auch Elemente und Repräſentationen enthalten müſſe, die mit ihrer Idee und Aufgabe mehr oder weniger im Widerſpruch, konnte und mußte ich billiger- und vernünftigerweiſe gleich von vorn herein auf ein in jeder Beziehung Mangel- und Tadelloſes verzichten. Mochten aber die Schatten, welche ſich hier dem Lichte miſchten, noch ſo natürlich, begreiflich, nothwendig ſein, das Licht durfte nicht fehlen; es mußte trotz aller zeitweiſen Schwankungen und partiellen Verdunkelungen erkennbar ſein und ſich wenigſtens in einzelnen großen und glorreichen Erſcheinungen in ſeinem ganzen, achtung- und ehrfurchterweckenden Glanze zeigen.

Wandte ich mich nun zu den religiöſen und kirchlichen Formen und Zuſtänden der Gegenwart hin, ſo fiel mir nicht viel Tröſtliches und Erbauliches in's Auge. Ich gewahrte zunächſt nur Spaltungen, Widerſprüche, Gegenſätze, Feindſchaften, Zerrüttungen und Zerreißungen; ich ſah die Stiftung Chriſti in eine Menge von Parteien, Secten, Confeſſionen, Kirchen und Kirchlein zerfallen und zerſplittert, von denen jede ihre eigenen Meinungen, Bekenntnißformeln und Gebräuche hatte, die ſich gegenſeitig ausſchloſſen, verwarfen und befehdeten, und die ich früher alle zuſammen gehaßt und verachtet hatte. Wo war hier die große, göttliche Inſtitution, die der coloſſalen Aufgabe aller Ideen und Aufgaben zu genügen im Stande, die von jenem göttlichen Geiſte und Leben beſeelt und durchdrungen war, jene wunderbaren Kräfte beſaß, ſich jenes in das tiefſte Weſen des Menſchen umſchaffend eingreifenden Werkes befliß und ſich der erforderlichen Reſultate zu rühmen hatte, ſo trefflich organiſirt war und ſo großartig daſtand, als es die Natur der Sache erfodert? —

Wenn irgend Etwas der Art vorhanden war, ſo konnte es offenbar nur die katholiſche Kirche ſein. Alles Andere, worauf ich blicken mochte, hatte und entwickelte die genannten Eigenſchaften entweder gar nicht oder doch nur in allzu abgeſchwächter, vereinzelter und darum wirkungs- und reſultatloſer Manier.

Namentlich konnte ich die Lehren und Stiftungen der Reformatoren des ſechzehnten Jahrhunderts nur als einen, wenn auch verſchleierten, Abfall vom Chriſtenthum und ſeinen großen, welthiſtoriſchen Problemen betrachten. Es trat hier namentlich ein Gegenſatz zwiſchen dem Glauben und den Werken auf, der nur geeignet war, dieſe ganze Religion der Auflöſung zuzuführen, ja ſchon dieſe Auflöſung ſelber war. Die Werke ſind That, Leben, Wirklichkeit, wie denn Werk und Wirklichkeit ſelbſt dem Wort und Laute nach zuſammengehören; ſie ſind eben das reale Chriſtenthum ſelbſt, und wer ihnen den Krieg macht, ihre Bedeutung und Nothwendigkeit tilgt, der gibt das Chriſtenthum ſelber auf, und was er übrig läßt, iſt weiter Nichts, als eine leere Hülſe, eine taube Nuß, ein Gehäuſe, aus dem der Geiſt entflohen, der es erfüllt hatte und das nur die Wahl hat, entweder zur weſen- und bedeutungsloſeſten Form zu erſtarren oder ſich zu einem Tummelplatze ganz fremdartiger Denkarten und Tendenzen zu geſtalten. Nachfolge Chriſti, reale Wiedergeburt, Erneuerung des ganzen Menſchen durch den Prozeß der Selbſtnegation, das ſind die weſentlichen Ideen des Chriſtenthums: „In Chriſto gilt Nichts, als eine neue Kreatur,“ ſagt Paulus. Da iſt es alſo doch gewiß nicht damit gethan, daß dem Menſchen, wenn er nur glaubt, übrigens aber derſelbe bleibt, das Verdienſt Chriſti gleich einem Mantel umgeworfen werde. Es kommt dazu, daß der Proteſtantismus auch der im Katholicismus blühenden Poeſie und Kunſt den Tod bereitet, daß er die Kirche um ihre durchaus nöthige Freiheit und Selbſtſtändigkeit gebracht und an die weltliche Macht verrathen und verkauft hat. Wie konnten mir bei jenem hohen Standpunkte der Betrachtung ſo gehaltloſe, trockene, verrätheriſche und knechtiſche Erſcheinungen genügen! Im Katholicismus hingegen ſah ich, entweder factiſch in's Werk geſetzt oder doch principiell feſtgehalten, jene urſprünglichen auf Leben, That, Wirklichkeit gerichteten Ideen und Tendenzen walten; ich ſahe, daß er durch und durch poetiſch und ein der Kunſt unentbehrlicher Boden ſei, zu dem Viele bloß vom äſthetiſchen Standpunkte aus hingeleitet werden; ich ſah, wie er ſeine Autonomie und Autokratie ver-

theidigte und ſelbſt in den größten Bedrängniſſen und den mächtigſten Herrſchern gegenüber ſeine Würde aufrecht hielt [1]). Zu nicht geringer Förderung dieſer Art von Forſchung und Betrachtung diente, was der engliſche Hiſtoriker Macaulay über die römiſch-katholiſche Kirche geſchrieben hatte [2]). Wollte ich nun einer chriſtlichen Kirche nicht, wie bisher, bloß paſſiv und formell, ſondern auch in Wahrheit, mit aufrichtigem Bekenntniß und wirklicher Theilnahme angehören, ſo war meine Converſion eine Conſequenz, der nicht auszuweichen war. Ich habe ſchon

---

1) Ein in naher Vergangenheit liegendes Beiſpiel iſt der Kampf Napoleon's mit der päpſtlichen Autorität, die damals einen in ſeltenem Grade milden, ſanften, demüthigen und verſöhnlichen, dem großen Feldherrn und Gewalthaber gegenüber jedoch gleichwohl unbeugſamen Vertreter hatte. Pius VII. wurde abgeſetzt und ſeiner weltlichen Macht beraubt, aber durch die Verfolgung, die er litt, nur um ſo ſtärker und mächtiger. In Betreff der Wegführung deſſelben von Rom und ſeines ächt apoſtoliſchen Benehmens auf der Reiſe und in der Gefangenſchaft iſt intereſſant zu leſen, was Cardinal Wiſeman in ſeinen „Erinnerungen an die letzten vier Päpſte" Köln 1858. S. 26 ff. erzählt und bemerkt. Pius konnte nicht einmal Kleider, Wäſche und Brille mitnehmen und hatte nur einen Paoletto (8 Sgr.) in der Börſe. Die brutale Behandlung, die er erfuhr, verſchaffte ihm die Glorie des Märtyrerthums; „nicht nur Katholiken, ſondern ſelbſt Proteſtanten und Ungläubige nahmen für den alten Mann Partei," ſagt Schloſſer, neuere Geſchichte X. S. 172. An der unſichtbaren Macht des Kirchenhauptes ſcheiterten alle kaiſerlichen Machtgebote und Gewaltthaten; es ſcheiterte an ihr Napoleon's ganze Politik. „Pius ward in Savona, als Gefangener und bloßer Mönch, dem Kaiſer weit furchtbarer, als er je geweſen war, weil er keine anderen, als geiſtliche Rechte zu vertheidigen ſchien." Schloſſer, daſelbſt S. 242. Der Generalvicar von Paris ließ die gegen Napoleon erlaſſene Bannbulle an der Thüre der Notre-Dame-Kirche anſchlagen, weſſhalb er verhaftet wurde. Der Kaiſer wollte ſich gegen den Papſt eines Conciliums bedienen, aber dieſes erklärte ſich ganz für den Letzteren und zeigte ſich ſogar noch renitenter, als dieſer ſelbſt. Es ging, wie es immer geht; die weltliche Hoheit und Herrſchaft ſtürzte dahin und die kirchliche blieb.

2) Man vergleiche, was hierüber in der Vorrede zu der Schrift: „Die dreifache Krone Roms" und in den Nachträgen dazu berichtet und bemerkt worden iſt.

oben bemerkt, daß es für den Fall einer jemals bei mir eintretenden Zurückwendung zum Chriſtenthume ſtets und von jeher in mir feſtgeſtanden, daß ich dann nur Katholik ſein könne. Der Fall war eingetreten und ſo ward ich es denn.

9.

Ich habe nun die Geſchichte meiner Converſion erzählt, ſo wie es dem ſtreng zuſammenhängenden Denkprozeß gemäß, der mich zunächſt zum Chriſtenthum zurück und dann zur katholiſchen Kirche geführt. Ich könnte es dabei bewandt ſein laſſen; denn es würde wohl ein in ſich ſelbſt hinlänglich abgerundetes Bild darſtellen und jedenfalls ſo viel erkennen laſſen, daß ich ſehr beſtimmte, aus Betrachtung, Forſchung und Lebenserfahrung hervorgegangene Gründe gehabt, meinen früheren Standpunkt aufzugeben und dieſen neuen zu wählen. Ich habe indeſſen ein Moment übergangen, oder doch nur ſehr unbeſtimmt angedeutet, was einer beſonderen Beſprechung ſo würdig, als bedürftig iſt, was ſeine eigene ſpecielle Geſchichte hat und ſich daher in die allgemeine Darſtellung nicht bequem verflechten ließ. Es iſt mein Verhältniß zum katholiſchen Marienkultus, von welchem Manche vielleicht geglaubt haben, daß es in dieſer Geſchichte die Hauptrolle ſpielen werde, da ich dieſen Cult bereits vor achtzehn Jahren in's Auge gefaßt und im Jahre 1841 eine marianiſche Sammlung herausgegeben habe, welche jetzt nach meiner Converſion in vermehrter und verbeſſerter Auflage erſchienen iſt. Wüßte man Alles, ſo würde ſich dieſe Erwartung noch geſteigert haben. Denn ich hatte an der erwähnten Erſcheinung keineswegs nur ein poetiſches Intereſſe; ſie ſollte mir nicht nur Stoff zu Liedern und Legenden liefern; ich hatte ſie ſpeculativ, culturhiſtoriſch, religiös gefaßt und bereits unausſprechlich viel hineingelegt, was mit jener Apotheoſe der Weiblichkeit zuſammenhing, die ich theils in meinen Gedichteſammlungen, theils in der „Religion des neuen Weltalters“ an den Tag gelegt. Ich ſah in ihr die naive Selbſtnegation der ſpiritualiſtiſchen Barbarei, als welche ich das Chriſtenthum faßte, die unbewußte Grundlegung und Hervorbildung einer neuen Religion, wie ich

ſie im Sinne hatte, mitten in der alten, die ich verwarf und befehdete; ich wollte dieſen koſtbaren Lebenskeim und ſeine bereits ſo weit gediehene Entwicklung nicht unbenützt laſſen; ich wollte mich ſeiner bemächtigen, ihn verſelbſtſtändigt und von den mir mißliebigen Elementen gereinigt, in die von mir projektirte humaniſtiſch-religiöſe Sphäre verpflanzen und zum ſinnreichen und effectvollen Centrum ihres Cultus machen. Wäre die „Religion des neuen Weltalters," zu der noch mehrere Bände zu kommen hatten, vollendet worden, ſo wäre jener Verſuch in der den Cultus der neuen Religion darſtellenden Abtheilung zum Vorſchein gekommen. Da ich es aber in dieſem Werke ſo gründlich mit der atheiſtiſchen und demokratiſchen Partei verdarb und doch zugleich auch andererſeits meinen unbedingten, erbitterten Krieg wider das Chriſtenthum fortſetzte, ſo hatte ich keine Partei für mich, Campe wollte Nichts mehr drucken und das Unternehmen gerieth in Stocken. Wie ich mich nun ſpäterhin auf dem beſchriebenen Wege wieder mit dem Chriſtenthume verſöhnte und dann aus den oben angeführten Gründen die katholiſche Form deſſelben zu meinem kirchlichen Boden und Umkreis machte, ſo mußte es mir zu ganz beſonderer Befriedigung gereichen, hier nun ohne Weiteres auch mit jenem mir längſt ſchon ſo werthen und bedeutungsvollen Culte zuſammen zu kommen. Ich widmete ihm nun auch ein neues, eigenes Studium, in Folge deſſen der ebenſo menſchlich intereſſante und liebenswürdige, als heilige und erhabene Gegenſtand deſſelben immer mehr die beſtimmte, individuelle Form für mich annahm, die er in bibliſcher Darſtellung und katholiſchem Culte hat, ohne daß ich deßhalb das Ideelle, Univerſelle und Principielle, welches ich in ihm erkannt hatte, aufzugeben brauchte [1]).

Es war der frechſte und kirchenräuberiſchſte aller Anſchläge, den ich auf die große Königin des Himmels machte, indem ich ſie ihrer alten, ächten Heimath zu entführen und in meinen neuen ſelbſtgebauten Tempel zu bringen gedachte. Es war aber doch immer ein Zeichen, wie hoch in meiner Schätzung ſchon

1) Vergl. unten Buch III. Nr. 22.

damals dieſer hohe Gegenſtand des katholiſchen Cultus ſtand, und in welchem Grade mich mein Herz zu ihm zog. Es war ein Attentat der Liebe und Leidenſchaft; und was konnten dieſe Anderes thun, da ſie in die legale Sphäre einzutreten und ſich da ihre Befriedigung zu verſchaffen, noch ſo völlig unfähig waren?

Ich hatte mich, als ich den Wunſch gefaßt, der katholiſchen Kirche anzugehören, an einen geiſtvollen und gelehrten Theologen in Mainz gewandt, und mit ihm einige Zeit lang in dieſer Angelegenheit Briefe gewechſelt — das erſte Mal in meinem Leben, daß ich in ſolche Berührung kam. Die Sache hatte manchen Anſtand gehabt und manche Zögerung erlitten. Als ich nun endlich meldete, ich ſei zu kommen und zu convertiren bereit, ſo wurde mir geantwortet, ich ſolle nur ungeſäumt eintreffen, denn eben ſei Mariä Himmelfahrt und da könne ich gleich den biſchöflichen Gottesdienſt mitfeiern. Siehe da, Maria lud mich zu ihrem Feſte ein! Welche Ehre, welches Glück! Man mag darüber lachen. Ich nahm, ich fühlte es ſo; und wenn ſich irdiſche Majeſtäten ſehr wenig um mich zu kümmern pflegen, iſt das ein Grund, daß mich jene himmliſche nicht zu ihrem Feſte geladen haben ſollte? Nimmt ſie ſich doch den Legenden nach ſelbſt armer, verfolgter Thiere des Waldes an, und die Kirche bezieht auf ſie den Spruch: „Wer klein iſt, der komme zu mir!“ Ich kam; ich kniete zum erſten Male in einem katholiſchen Tempel hin und war vielleicht der Andächtigſte und Ergriffenſte von Allen, die zugegen waren. Dieſe Gefühle wiederholten ſich in noch ſtärkerem Grade bei meinem förmlichen Uebertritte zu Mainz, als am Ende der Ceremonie die herrliche lauretaniſche Litanei ertönte. Ich zerfloß in Thränen der Rührung und Dankbarkeit und es dauerte lange, bis ich wieder ſprechen konnte. Es war, glaub' ich, um jene Zeit, als ich die Verſe ſchrieb:

Dich ſelig, allerſeligſt preiſen wir;
Dich Königin des Himmels heißen wir.
Du biſt, ſo ſing' ich in noch höherem Ton,
Die Seligkeit, der Himmel in Perſon.

10.

Da meine Conversion zweifacher Art und Natur ist, indem sie sich einmal auf das Christenthum überhaupt, zu dem ich zunächst den Rückweg fand, und dann auf die Confession bezieht, die ich wählte, um sofort auch in bestimmter kirchlicher Form und Gemeinschaft Christ zu sein, so ist es möglich, daß man sich zwar in dieser letzteren Rücksicht antipathisch und verwerfend zu meiner Anschauung und Richtung verhält, doch aber vielleicht geneigt ist, der allgemeinen Idee vom Christenthume, die sich mir auf dem beschriebenen Wege gebildet hat und auf die zunächst Alles ankommt, seine Aufmerksamkeit zu schenken — und das schiene mir immer schon ein nicht unbedeutender Erfolg zu sein. Es läßt sich von dieser Idee durchaus nicht behaupten, sie sei in das Christenthum bloß willkührlich hineingelegt und eine speculative Verfälschung und Verderbung desselben, so daß sie weder die Gläubigen und kirchlichen Repräsentanten dieser Religion, als solche, anzuerkennen hätten, noch auch eine antichristliche Denkart und Kritik, der sie vielleicht zu wenig Grund und Handhabe zu Negation, Anklage und Verachtung liefert, sich darum zu bekümmern brauchte. Dieselbe ist, wie auf das Bestimmteste nachgewiesen werden kann und wie zur Genüge wohl schon aus dem hier Beigebrachten erhellen dürfte, in der That die Grund- und Hauptidee des Christenthums, die daher mit Fug und Recht durchaus nicht bei Seite geschoben, desavouirt oder ignorirt werden kann, vielmehr wesentlichst in's Auge zu fassen und hervorzuheben und zum Maßstabe der Beurtheilung dieses religiösen Phänomenes zu machen ist, so daß alles Andere, wenn auch übrigens unverwerflich und in dem ihm gebührenden Werthe beharrend, doch nur eine ergänzende, secundäre, untergeordnete, ja beiläufige Rolle zu spielen hat. Es ist die Idee einer neuen, höheren Schöpfung im Unterschiede und Gegensatze zu der ersten, alten, noch unvollkommenen und ungenügenden, wie sie schon durch die Prophetenstimmen des alten Testamentes, dann noch nachdrücklicher und ernstlicher durch die neutestamentlichen Schriftsteller ausgesprochen und besonders scharf von Paulus 1 Cor. 15, 45 ff. hervorgehoben

wird [1]). Und auf eine ſolche Vorſtellung und Annahme wird man conſequenter Weiſe ſelbſt vom Standpunkte einer denkenden Naturforſchung hingeführt. Denn die Erde, welche, wie die Körper- und Sinnenwelt und die gegenwärtige Schöpfung überhaupt, den bibliſchen Darſtellungen nach keineswegs der Vernichtung geweiht, ſondern nur einem Zuſtand der Wiedergeburt, Erneuerung und Verklärung entgegengeführt wird [2]), hat, wie man weiß, ſchon zu wiederholten Malen die größten und weſentlichſten Veränderungen und Umgeſtaltungen erlitten, ſo daß die beſtehenden und herrſchenden Geſchöpfe und Geſchlechter untergingen und andere, noch nicht dageweſene, auf den Schauplatz traten und ihre Rolle zu ſpielen begannen; und es iſt kein Grund vorhanden, daß die ſich durch ſo ungeheuere Zeiträume hindurch erſtreckende Reihe dieſer Metamorphoſen mit der gegenwärtigen Periode und Geſtaltung des Erdlebens für immer abgeſchloſſen und Alles, was die weltſchöpferiſchen Kräfte vermögen und worauf ſie, als auf ihr letztes und höchſtes Werk, hinarbeiten, bereits zu Stande gebracht ſei; es iſt im Gegentheil, um nicht mehr zu ſagen, die größte Unwahrſcheinlichkeit, daß der gegenwärtige, mit ſo viel Widerſpruch, Kampf, Leiden, Schrecken, Unheil und Klage erfüllte Zuſtand der Dinge ewig derſelbe bleiben und nicht in einen weſentlich anderen, ausgleichenden und beruhigenden übergehen werde. Die Vernunft kann bei einem Anblick, wie ihn die beſtehenden Verhältniſſe, ſowohl was die äußere Natur, als was die geiſtigen, moraliſchen und ſocialen Zuſtände der Menſchheit betrifft, ihrer Betrachtung bieten, unmöglich ſtehen bleiben; ſie muß die Forderung einer Löſung dieſer unerträglichen Fülle von Räthſeln und Diſſonanzen ſtellen; ſie kann ſich nur bei dem Gedanken beruhigen, daß Welt, Erde, Menſch auf ihrer gegenwärtigen Entwicklungs- und Organiſationsſtufe in einem Uebergange zu etwas Höherem, Beſſeren, Vollkommeneren begriffen ſeien; daß noch Etwas kommen werde, was, wenn auch erſt nach verhältnißmäßig großen und außer-

1) Vergl. „dreifache Krone Rems“ S. 72.
2) Vergl. unten Buch III. Nr. 23.

ordentlichen Kriſen und Kataſtrophen, dem ihr ſo charakteriſtiſch eigenen und unabweislichen Drange nach Einheit und Harmonie entſprechen und ein vollendetes, widerſpruchloſes und darum auch unvergängliches Reich des Friedens, der Verſöhnung, der Schönheit und der Seligkeit darſtellen werde. Verwandlung, Hervorgehen neuer Lebensformen aus dem Zerfalle der alten, Entwicklung und Fortſchritt von Stufe zu Stufe, Aufſteigen auf ſolchem Wege vom Niedrigen zum Höheren und Höchſten — dies iſt das ſich uns überall im Kleinen und Großen, im Beſonderen und Allgemeinen offenbarende, oder doch wenigſtens andeutende, errathen und erſchließen laſſende Naturgeſetz; und fehlt es uns auch in Rückſicht auf das große Ganze in Raum und Zeit an einem ausreichenden empiriſchen und hiſtoriſchen Ueberblick, ſo gebricht es doch nicht an den merkwürdigſten und ſprechendſten Analogien, die uns die umgebende Natur vor Augen legt; ſo kann uns doch ſelbſt die oft ſo wunderbare Bildungsgeſchichte eines Thierchens lehren, was die ſchaffende Macht Erſtaunliches vermag — denn ein göttliches Werk und Wunder iſt deshalb nicht geringer, wenn es ſich an einem für uns geringfügigen Gegenſtande und in einer uns durch alltägliche Erſcheinung und gewohnte Wahrnehmung minder auffallend gewordenen Weiſe vollzieht. So betrachte man nur z. B., wie in einem, jedem Kinde bekannten Falle ein niedriger, ſchwerfällig bewegter, gefräßiger Wurm erſt zu einem ſtarren, ſcheintodten, aber innerlich lebendigen, ein künftiges, vollkommeneres Gebilde ſtill und heimlich vorbereitenden und entwickelnden Weſen, Puppe genannt, und dieſes endlich zu einem prächtigen, geflügelten Geſchöpfe wird, das leichtbin über Blumen gaukelt und mit den Geſtalten des Wurmes und der Puppe, in denen es uns früher erſchienen und ſein Leben geführt, gar keine Aehnlichkeit hat. Was ſollte uns hindern, zu glauben, daß dergleichen wunderſame Veränderungen, Entwicklungen, Uebergänge und Umwandlungen auch mit ganzen Welten und Geſtirnen, und den darauf lebenden Geſchlechtern vorzugehen im Stande ſeien; daß insbeſondere die Erde, deren uns wiſſenſchaftlich bekannte Vergangenheit dieſer Annahme ſo ungemein günſtig iſt, ein ſolchen Prozeſſen und Metamorphoſen unterworfenes aſtraliſches Individuum ſei? Gleich

dem Insecte, das auf dem Wege zu seiner Vollendung so verschiedene, einander so höchst unähnliche Organisationen und Existenzweisen durchwandert, geht auch wohl Dasein, Welt, Erde von einer Erscheinungs- und Entwickelungsform zur anderen über, bis der schöpferischen Idee, auf deren Verwirklichung hingezielt wird, vollkommen entsprochen ist. Von der letzten, höchsten Verwandlung der Art, von dem Welt- und Menschheitsschmetterling, so zu sagen, der jetzt noch als Wurm im Staube kriecht und mühsam in die Höhe klimmt, oder als Puppe sich in sich selbst verschließt, um äußerlich still und todt, aber um so energischer im Inneren bethätigt, einer höheren Art von Sein und Leben entgegenzureifen[1]), sprechen die prophetischen und apokalyptischen Stimmen des Juden- und Christenthumes. Das ist die ganz einfache und, denk' ich, faßliche Natur der Sache, der Schlüssel zu ihrem Verständniß, der Alles klar machende Begriff derselben, den man vielleicht auch ohne alle Beziehung auf confessionelle Differenzen und Interessen gelten lassen wird. Sollte man sich weiter auch bewogen fühlen, nicht bloß bei diesem Allgemeinsten stehen zu bleiben, sondern eine hohe Bedeutung auch der Persönlichkeit Christi zuzugestehen und in ihr namentlich den realen Anfang Dessen zu erkennen, worauf jene religiösen Ahnungen und Weissagungen, so wie die ihnen entsprechenden aus Naturforschung und denkender Weltbetrachtung entspringenden Vernunftideen hindeuten, so wird man sich dem christlichen Dogma und Cultus noch bestimmter genähert haben. Bedenkt man ferner, daß der Sohn in der Mutter wurzelt, daß die neue Schöpfung, um die es sich handelte, naturgemäß schon hier zu begründen war[2]), so wird man die große Thatsache einer ersten individuellen Grundlegung dieses höchsten aller göttlichen Werke mit entschiedenem Abbruche vom alten Prozesse schon in Maria

1) Man denke dabei namentlich an das sich der Welt entziehende, abgeschlossene Leben des Einsiedlers, Mönches, Denkers, Gelehrten, welche letztere Beiden oft in der Verborgenheit eines Dachstübchens oder sonstigen Winkels so ziemlich dieselbe Menschenpuppe darstellen, wie Einsiedler und Mönch.

2) Vergl. unten Buch III. Nr. 23.

vollbracht ſehen und es ſo fabelhaft und ungereimt nicht mehr finden, was der Glaube von dieſer wunderbaren, den lautern Canal einer neuen himmliſchen Lichtſtrömung zum Behufe einer letzten, abſchließlichen Menſchheits- und Welterneuerung bildenden Jungfrau-Mutter hält und ſagt. Ob man, zu ſolchen Anſchauungen und Einſichten fortgegangen, gleichwohl noch außerhalb des katholiſchen Glaubens- und Lebensverbandes beharren wolle und könne, das iſt die letzte Frage, die an die Reihe kommt, und die ich, nachdem ich meine Meinung und Geſinnung erſt thatſächlich durch meine Converſion und dann auch ſchriftſtelleriſch mit Darlegung meiner Gründe zu erkennen gegeben, dem nichtkatholiſchen Theile meiner Leſer zu eigener beliebiger Beantwortung überlaſſe. Glaubt Jemand den großen chriſtlichen Ideen auf andere und beſſere Weiſe gerecht werden zu können, ſo werde ich ihm deshalb nicht grollen; denn Unduldſamkeit und Fanatismus iſt meine Sache nicht, und längſt ſchon hat Göthe[1]) die weiſe Bemerkung gemacht, daß man ſehr wohl tolerant ſein könne, ohne ſich deshalb auch des Indifferentismus ſchuldig zu machen. Wohl aber wünſchte ich, daß die confeſſionelle Frage von dem angegebenen Geſichtspunkte aus betrachtet und einer neuen gründlichen Erwägung und Erörterung unterworfen werde, was auf jeden Fall ſeinen Nutzen haben, vielleicht auch wohl zu einer definitiven, die letzten Hemmniſſe der Verſtändigung und Einigung hinwegräumenden Entſcheidung dieſes intereſſevollen und ganz vorzüglich wieder in gegenwärtiger Zeit geſichtvoll hervortretenden Gegenſtandes führen dürfte.

---

1) In dem 1773 herausgegebenen Schreiben eines engliſchen Pfarrers an ſeinen Amtsbruder.

Zweites Buch.

Vulgus ex veritate pauca, ex opinione multa aestimat.
Cicero.

So meint und glaubt und ſchwatzt die Welt,
Bald ſo, bald ſo, wie's ihr gefällt;
Gesinnungen bewegen ihr;
Wahrheit iſt ohne Stimme hier;
Der Haß, der Neid, die Tücke ſpricht;
Die Eiferſucht hält ihr Gericht;
Die Lüge legt ihr Zeugniß ab;
Gebrochen iſt ſofort der Stab.
Ade, du lichter Ehrenſchein!
Du kannſt in der Nacht nicht ſtehn.
Fahr hin, du ſchöner Ruhmestraum!
Du biſt auf ewig todt gemacht.

Oft ohne Lob ist unsere beste That,
Und unsere schlimmste preist man oft dagegen
Als unsere beste. Sollten wir, um nicht
Verlästert oder nicht verlacht zu werden,
Die Schritte hemmen, müßten wir am Boden
Einwurzeln oder stehen an dem Orte,
Starr einer Statue gleich und regellos.

Shakespeare.
(König Heinrich VIII.)

1.

In der Apoſtelgeſchichte wird von einem gewiſſen Juden aus Tarſus, Namens Saulus, erzählt, wie er ein großer Feind des Chriſtenthums und leidenſchaftlicher Chriſtenverfolger geweſen, wie ihn aber auf dem Wege nach Damaskus ein plötzliches Licht umleuchtet, wie er die Stimme des Herrn vernommen und wie er ſich ſofort zu dieſem bekehrt und als Apoſtel Paulus einen eben ſo flammenden Eifer für die Sache des Chriſtenthums, als früher gegen dieſelbe entwickelt habe. Niemand denkt daran, in dieſer Converſion, dieſem Religions- und Confeſſionswechſel, dieſer auffallenden, rapiden, nicht einmal durch einen Prozeß des Denkens, Forſchens und Prüfens vermittelten Umwandlung der Anſicht, Stellung und Thätigkeit etwas Anſtößiges, Unehrenhaftes, ja Empörendes und Abſcheuliches zu finden. Man pflegt derſelben nur mit der vollkommenſten Achtung und Anerkennung zu gedenken; es iſt in der ganzen chriſtlichen Welt nur eine Stimme darüber. Daß aber ich eine ähnliche Wendung genommen, daß ich, wenn auch viel zu unbedeutend und unwürdig, mit einem ſolchen Convertiten ſonſt noch in irgend einen Vergleich zu kommen, doch der Geſinnung und Stellung nach eben ſo aus einem Saulus ein Paulus geworden, das hat die äußerſte Verwunderung, Entrüſtung und Erbitterung erregt, hat die feindſeligſten und herabſetzendſten Urtheile, ſelbſt von Seiten Derjenigen hervorgerufen, welche das Chriſtenthum gegen mich in ihren angelegentlichſten Schutz genommen, und mich ob meines verneinenden Verhältniſſes zu ihm nicht wenig getadelt, verklagt und verſchrieen hatten.

Ich frage, ob das conſequent gedacht und gehandelt iſt. Allein da höre ich ſchon im Geiſte, was man mir einzuwenden bereit ſein wird. „Paulus wurde ja nicht katholiſch," wird man ſagen. — Das iſt jedoch keineswegs ſo ſicher und ausgemacht,

als man ſich einbildet. Die katholiſche Kirche führt ſich bekanntlich in ſtrengem, einheitlichem Zuſammenhange bis auf Petrus und deſſen göttlichen Herrn und Meiſter ſelbſt zurück, der ihm die Schlüſſel des Himmelreichs übergab, ihn als den Fels bezeichnete, auf welchen er ſeine Kirche bauen wolle, und ihn ſeine Schafe weiden hieß[1]). Und was den Apoſtel Paulus betrifft, ſo ſieht ſie auch dieſen ganz nur als den Ihrigen an und iſt keineswegs geſonnen, ſich ihn von den Proteſtanten nehmen und zum Häretiker und Sectenhaupte ſtempeln zu laſſen. Und in der That ſcheint der kein guter Lutheraner zu ſein, der, wie Paulus, die Liebe ſo beſtimmt über den Glauben ſtellt und mit ſo glänzender Beredtſamkeit vor allem Anderen, was Noth thue und Werth habe, hervorhebt und feiert, wo er denn auch mit Johannes dem Apoſtel der Liebe, völlig zuſammenſtimmt. Behaupten doch die Katholiken, Gott ſelbſt ſei katholiſch und habe blutwenig ſowohl mit der finſtern, trocknen und unfruchtbaren Orthodoxie, als mit dem nüchternen, ausleerenden Rationalismus der Proteſtanten zu thun. Er beweiſe dies namentlich dadurch, daß er die katholiſche Kirche nie veralten und untergehen laſſe, dagegen alles Uebrige ſeinen beſtimmten hiſtoriſchen Lebenstag habe, nur eine Zeit lang Effect mache und im Schwange gehe und dann wieder für immer in ſein Nichts zurückſinke, wie es denn namentlich gegenwärtig ſchlecht um den Proteſtantismus ſtehe, der im Gefühle ſeiner Armuth und Ohnmacht ſo lüſtern nach den katholiſchen Formen und Aeußerlichkeiten ſei, ohne ſich das Weſen und den Geiſt aneignen zu können, welche den tiefen, feſten, unüberwindlichen Kern des Katholicismus bilden. Doch das wollen wir, als zu weit vom Wege führend, bei Seite laſſen. Worauf es hier vor Allem ankommt, das iſt nicht die confeſſionelle Differenz und Streitfrage, ſondern der chriſtlich religiöſe Boden überhaupt, den ich verlaſſen hatte und auf den man mich wieder geſtellt ſieht. Und da könnten mir wohl die Gegner des Chriſtenthums zürnen; Diejenigen aber, die ſich mehr als äußerlich und paſſiv zu dieſer Religion beken-

1) Matth. 16, 17 ff. Joh. 21, 15 ff.

nen, müßten doch wenigſtens damit zufrieden ſein, daß ich jene feindliche Stellung aufgegeben habe, daß ich doch nun wieder Chriſt bin, wenn auch in katholiſcher Form. Von einem einzigen Proteſtanten, der mir deshalb auch als ein beſonders achtungswerther Mann erſcheint, iſt mir geſagt worden, daß er ſich in ſolcher Art geäußert habe. Andere waren wüthend über mich; es wäre ihnen offenbar weit lieber geweſen, wenn ich der leidenſchaftlichſte Haſſer und Bekämpfer des Chriſtenthums geblieben, als daß ich ein katholiſcher Chriſt geworden. Sie haben dadurch an den Tag gelegt, daß ihre confeſſionelle Antipathie und Feindſeligkeit ihr Intereſſe für das ihnen angeblich ſo werthe Chriſtenthum bei Weitem überwiegt.

2.

Ein ſolcher Haß will, darf und kann nicht zugeben, daß in einer Thatſache, wie die in Rede ſtehende iſt, irgend etwas Reines, Redliches, Achtungswerthes, ja Bedeutſames, die Sache der angefeindeten Confeſſion und Kirche theoretiſch Bekräftigendes und Beſtätigendes liege. Er ſucht ſich in bekannter wohlfeiler Manier dadurch zu helfen, daß er der ihm ärgerlichen Handlung unmoraliſche, ſelbſtſüchtige, nichtswürdige Motive unterlegt. So hat man angenommen und geſagt, ich habe jenen Schritt aus Eigennutz und ſchnöder Gewinnſucht, oder, wenn man nicht ganz ſo hart urtheilen wollte, im Drange der Noth und finanzieller Verlegenheit gethan, habe dabei auf materielle Unterſtützungen und Belohnungen ſpeculirt, mich namentlich einem katholiſchen Orden verkauft, von dem man die allerabenteuerlichſten und romanhafteſten Vorſtellungen zu haben pflegt. Und da es nicht unbekannt geblieben war, daß ich früher einmal im Sinne gehabt, mich an die Juden anzuſchließen, ſo fehlte es nicht an böſem Anſchein, und man konnte ſagen und bei gänzlicher Unbekanntſchaft mit der wahren Natur der Sache, in der That auch der Meinung ſein, ich habe es, als charakterloſer Menſch und Parteigänger, der, je nachdem es ihm vortheilhaft iſt, bald zu dieſer, bald zu jener Fahne ſchwört, erſt mit den Juden probirt, und ſei dann, weil ich da nicht meine Rechnung gefunden, zu

den Katholiken gegangen, die mich, eben ſo ſchlecht und verworfen, als ich, für ihre particulären Zwecke gewonnen und in Dienſt genommen.

„Die Menſchen glauben an das Reine nicht," heißt es irgendwo. Das gilt für alle Fälle, ſelbſt da, wo die Menſchen nicht leidenſchaftlich erregt ſind, wo nicht Parteiwuth und perſönliche Feindſchaft ihre Rolle ſpielen, und wo gehäſſige Annahmen und Behauptungen keine Wahrſcheinlichkeit für ſich haben. Wenn vollends dieſe effectvollen Momente dazu kommen, da gibt es keine Milde, Schonung, Vorſicht, Billigkeit, Gerechtigkeit mehr; da wird über alle Grenzen hinaus Böſes und Schandbares behauptet und geglaubt; da iſt das betreffende Individuum wenigſtens für den Augenblick total verloren und zu Grunde gerichtet. Dieſes Schickſal wurde denn auch mir zu Theil. Ich trug es leichter, als man denken mag; denn ich verachtete mehr, als ich verachtet wurde.

3.

Es iſt wahr, ich habe es in allerlei Weiſe und bei allerlei Leuten probirt und nirgend meine Rechnung gefunden. Vor Allem habe ich mein Vertrauen auf die Menſchheit — auf dieſen alten, böſen Adam geſetzt, der unter den Fluch gethan und verworfen iſt. Ich habe geglaubt, wenn man es mit dieſer Menſchheit ſo gut meine, wie ich, wenn man ihr das, was man wiſſe, denke und wolle, klar genug vorlege und verſtändlich mache, und wenn man ihr noch überdies beweiſe, daß man es auf keine perſönlichen Vortheile abgeſehen habe, ſondern, um ihr nützlich zu werden, gerne jedes Opfer bringe und jedes Schickſal trage, ſo werde man, wenn auch unter mancherlei Widerſpruch, Kampf und Leiden, doch endlich eine gewiſſe Wirkung auf ſie zu machen und ſich am Ende wenigſtens zu ſagen im Stande ſein, daß man nicht ganz umſonſt gelebt, gedacht, gearbeitet und gelitten habe. Es war ein Knabengedanke. Als ich in dieſer Beziehung Alles verſucht und mit meinen kindiſchen Menſchheitsideen zu Schanden geworden; als ich, ſchon ziemlich bejahrt, endlich einſah, daß einer neuen Schöpfung und Gründung, wie ich ſie im

Sinne trug, unüberwindliche Hinderniſſe entgegenſtänden, da entſchloß ich mich zu etwas für meine bis dahin ſo obſtinate und unbändige Prophetennatur ſehr Hartem und Sauerem, dazu nämlich, mich an eine der ſchon beſtehenden und in ihrem Beſtande befeſtigten Parteien anzuſchließen, und in Gemeinſchaft mit ihr, wenn auch in weniger freier und unbedingter Weiſe, auf meine univerſalen Abſichten und Zielpunkte hinzuarbeiten. Wie es mir dabei ging, was mir namentlich das zu ſeinem äußeren Glücke und inneren Unſegen in Reichthum und Wohlleben ſchwimmende Iſrael, dem durch mich noch einmal ein prophetiſches: „Mache dich auf, werde Licht!“ zugerufen wurde und das auch diesmal Nichts davon wiſſen wollte, für einen Widerſtand entgegenſetzte, habe ich ſchon im erſten Buche dieſer Schrift erzählt. Ich wandte mich dann keineswegs ſofort dem Katholicismus zu. Ich gab Alles auf und wollte mit einer ſolchen Welt und Menſchheit gar nichts mehr zu thun haben, als was die alleräußerſte Noth erforderte. Ich lebte, ſo viel und ſo lang ich konnte, ein förmliches Einſiedlerleben. Jenes odium generis humani, wie der römiſche Hiſtoriker die chriſtliche Lehre vom alten Adam überſetzte, war in mein dadurch zugleich erleuchtetes und verdüſtertes Inneres eingezogen, und das war die Grundbedingung und der Anfang der Umkehr, war der negative Boden, auf welchem ich mir, ohne es zu wiſſen und zu wollen, eine Art von Chriſtenthum aufbaute, welches dem bibliſchen ſo nahe verwandt und ſo ähnlich ſah, daß der Geiſt der Wahrheit nur noch meinen eingewurzelten antichriſtlichen Haß und Eigenſinn zu beſiegen hatte, um mir über die Identität der Idee und Tendenz die Augen zu öffnen. Jetzt erſt ſuchten meine Augen nach der Confeſſion und Kirche, der ich, wenn nicht alle unächt und verwerflich ſeien, in aufrichtiger, theilnehmender Weiſe angehören könne; jetzt erſt prüfte ich in ſolcher Abſicht auch den Katholicismus und fand in ihm nicht nur der Anlage, ſondern auch der lebensvollen, realen Entwickelung und Ausführung nach zu viel Tiefes, Großes, Anerkennungswerthes, meinen Anforderungen Entſprechendes, als daß ich ihn verwerfen und verſchmähen konnte, mich ihm nicht vielmehr mit Vertrauen und Hingebung nähern

und zugesellen mußte, wie ich dies Alles schon hinlänglich erörtert zu haben glaube.

Wie sehr man sich irrt, wenn man mir andere Beweggründe, als die erwähnten objectiven, rein nur die Sache selbst betreffenden, zutraut, möchte sich nach all Dem, wenn auch nicht der förmlichen Einsicht und Ueberzeugung, doch wenigstens der Empfindung des Lesers deutlich genug aufdringen; und sollte man meiner eigenen Relation mißtrauen, so kann ich mich auf Personen berufen, die mich kennen, einen bereits mehrjährigen Umgang mit mir gepflogen und mit dem Gange meines Denkens und Lebens innerhalb des betreffenden Zeitraumes genau bekannt sind. Man bedenkt, indem man meine Grundsätze und Motive verdächtiget, auch das nicht, oder ignorirt es geflissentlich, daß ich die Reinheit und Redlichkeit meines Charakters und meiner Absichten ein bereits langes und vielgeprüftes Leben hindurch bewährt, ja in ungewöhnlichem Grade geoffenbart und bewiesen habe. Nicht Einer vielleicht von denjenigen, die mir Selbstsucht und Heuchelei vorwerfen, hat die Wahrheit geliebt, wie ich, und für sie geopfert und geduldet, was ich. Ich sage das nicht aus eitler Ruhmredigkeit und Großsprecherei, sondern gezwungen durch Anklagen und Verläumdungen, welche zurückzuweisen ich nicht nur mir und den Meinigen, sondern auch der Kirche, die mich in ihren Schoß aufgenommen und mir so viel Liebe und Ehre erwiesen hat, schuldig zu sein glaube. Ich bin in einem ähnlichen Falle, wie einst der Apostel Paulus, da er sich entschließen mußte, wider Gewohnheit und Grundsatz, „in thörichter Weise," sich selbst zu rühmen; denn die Welt zwingt oft selbst die Heiligen, sich ihr gleichzustellen[1]). Wollte man annehmen, ich habe bei schon so vorgerücktem Alter und im Angesichte des mir bei meiner Kränklichkeit und Gebrechlichkeit vielleicht nicht mehr fernen Todes meinen ganzen Charakter

1) 2 Cor. 11, 1. V. 16 f. „Niemand halte mich für thöricht! Wenn aber, so ertraget mich als einen Thörichten, damit auch ich mich ein wenig rühme" u. s. w. Cap. 12, 11: „Ich bin thöricht geworden, indem ich mich rühmete; allein ihr habet mich dazu genöthiget."

geändert, und sei mit einem Male das reine Gegentheil und Widerspiel meiner selbst und so in der That eine ganz andere Person geworden, so würde man dadurch eine schlechte Psychologie und Menschenkenntniß bekunden. In solcher Weise pflegen sich die Grundzüge einer fest bestimmten, scharf ausgeprägten Individualität nicht umzuwandeln; so pflegt namentlich eine lang geübte und gewohnte Wahr- und Gewissenhaftigkeit nicht auf einmal zur Lüge und Heuchelei zu werden und mit dem Höchsten und Heiligsten ein ruchloses Spiel zu treiben. Oder wenn so Etwas möglich, wenn es bei mir der Fall gewesen wäre, so hätte sich der niederträchtige Coup, die scheinheilige Maske einen schlechten Erfolg zu versprechen gehabt. Um dergleichen Rollen zu spielen, muß man das natürliche Geschick dazu haben; es gibt aber in dieser Hinsicht keinen talentloseren Menschen, als mich; ich bin von jeher in allen äußeren und weltlichen Dingen ein unmündiges Kind, ein sich selbst schadender, in sein Verderben rennender Thor, ein sogenannter „unpraktischer Mensch," gewesen, der nie sein Glück, sondern nur sein Unglück zu machen verstand, und oft genug ein solcher gescholten worden. Man muß, um ein diesem entgegengesetzter „praktischer Mensch" zu sein und als solcher zu reussiren, wenigstens früh genug anfangen, sich darauf einzuüben; in seinem Alter, ergraut und erstarrt in der Gewohnheit des Gegentheils, wird man es nicht mehr lernen, und versucht man es, so wird man bald durchschaut und entlarvt sein und Nichts als Schimpf und Schande davon haben. Auch ist man, was convertirende Individuen betrifft, auf katholischer Seite sehr mißtrauisch und vorsichtig, da Verstellungen zu selbstischen Zwecken allerdings vorkommen, dann aber auch sicher dem scharfen Blicke Derjenigen entgehen, vor welchen man sich eine solche Comödie zu spielen erdreistet. Es bliebe da nur die Annahme übrig, es sei bei meinem Uebertritt auf beiden Seiten mit schamloser Frivolität zu Werke gegangen und ein Pakt geschlossen worden, bei dem sich ganz offen und ungeniert nur einerseits das kirchlich politische, andererseits das persönliche Interesse und materielle Bedürfniß geltend gemacht. Das können indessen nur Diejenigen

glaublich finden, welche den Katholicismus aus einem französischen Tendenzroman oder aus dem Bierbankgeschwätze eines aufgeklärten deutschen Philisteriums kennen, ihm aber nie in der Wirklichkeit nahe gekommen sind und sein wahres Angesicht nie mit Augen gesehen. Mag es hier auch einzelne Heuchler und Bösewichter geben, wie es deren ja immer und überall gibt, so bleibt eine solche Denkart und Handlungsweise doch stets in die Schranke der Individualität eingeschlossen und man wird darüber hinaus eher die Fehler gewahren, welche das auf der anderen Seite liegende Extrem, ein die Rücksichten der Klugheit, Vorsicht, Politik vergessender oder verschmähender Ernst und Eifer, begeht.

Hätte ich, wie Einige gemeint, in bitterer Noth und Sorge einen desperaten Schritt gethan, so fiele das nicht sowohl mir, als einer Societät zur Last, welche Menschen meiner Art allerdings in der Regel im Elende verkommen läßt und es ihnen daher nahe genug legt, sich jedes möglichen Existenzmittels zu bedienen, so daß nur die größte moralische Energie, der Trotz eines eisernen Charakters oder der völlige Mangel an der erforderlichen Art von Verstand und Geschick einer solchen Versuchung zu widerstehen vermag. Ich vergleiche mich nicht mit großen, berühmten, um Wissenschaft, Kunst und menschliche Wohlfahrt hochverdienten Individuen, denen es empörend schlecht gegangen, die, für geniale Gedanken, ungeheuere Anstrengungen und herrliche Leistungen schmählich belohnt, in Armuth, Elend, Verachtung, Verlassenheit gelebt, unstät umhergeirrt, in Wahnsinn verfallen, im Spital gestorben, verhungert, sich selbst zu tödten veranlaßt, gewaltthätig behandelt, in Ketten und Bande gelegt und grausam gemordet worden sind[1]). Ich erinnere bloß des-

1) Wer kennt nicht z. B. den Spott und den Widerstand, den Columbus vor seiner Entdeckung, und die Verläumdungen und Mißhandlungen, die er nach ihr zu erdulden hatte; wer nicht das Schicksal Keppler's, des größten Mannes des siebenzehnten Jahrhunderts, den sein Volk und Zeitalter vor Mangel umkommen ließ! — Wollte man Alles aufzählen, was der Art vorgekommen und theils allbekannt und überall zu lesen ist, theils wenigstens einer specielleren Geschichtskunde bewußt ist, so gäbe es ein eben so langes, als gräuliches Sündenregister, wobei als

halb an ſie, um die Fülle und Schwere des Vorwurfes anzudeuten, welche in dieſer Beziehung auf der menſchlichen Geſell-

---

Zeiten und Völker berechtigt wären. Ich rede nur von Fällen, wo keine beſonderen, namentlich religiöſen und politiſchen, Parteikämpfe und Leidenſchaften im Spiele waren, und die Individuen, die hiebei zu leiden hatten, ſeiner verſchiedenartigen, durch ganz entgegengeſetzte Standpunkte beſtimmten Beurtheilung unterliegen. Ich denke nur an Männer, wie die ebengenannten; ich erinnere nur, um noch ein Paar ſolche Beiſpiele anzuführen, an einen Camoens, Cervantes, Iplander, Heinrich Stephanus, Harwey, Salomon de Caur u. ſ. w. Jener Heros der portugieſiſchen Poeſie gerieth in ſolche Noth, daß ein von ihm aus Indien mitgenommener Sklave für ihn, nur um ſein Leben zu friſten, in den Straßen bettelte, und daß er endlich zu Liſſabon im Spitale ſtarb. Cervantes ſah ſich genöthigt, Kammerdiener zu werden; dann diente er als Soldat, verlor einen Arm und gerieth in Sklaverei, lebte, aus dieſer erlöſt, von einem kleinen Amte, ſtarb als armer Mann, ward ohne Feierlichkeit begraben und erhielt nicht einmal einen Leichenſtein. Iplander, eben ſo ausgezeichnet und verdienſtvoll als Mathematiker, wie als Arzt und Ueberſetzer der Alten, mußte ſich zu Tode arbeiten, und der große Heinrich Stephanus, „ein Wunder von Genie und, was ſo ſelten iſt, zugleich von der gründlichſten Gelehrſamkeit," ſtarb zu Lyon im Spital. Was Schloſſer (Weltgeſchichte XII. S. 471.) hiezu bemerkt, möge man bei ihm ſelbſt nachſehen. Der engliſche Arzt Harwey, der Entdecker des Blutumlaufes, wurde von ſeinen Herren Collegen dermaßen angefeindet und verſchrieen, daß er den größten Theil ſeiner Patienten verlor. Salomon de Caur, der Erfinder eines die Exiſtenz der Dampfmaſchine einleitenden Apparates, wurde als Tollhäusler behandelt und in den Bicêtre geſperrt, wo er wirklich dem Wahnſinne verfiel. Taſſo wurde in Ferrara für wahnſinnig erklärt und in das St. Annenhoſpital gebracht. Die Herausgeber ſeines „befreiten Jeruſalem" bereicherten ſich, während er krank und vernachläſſigt in harter Gefangenſchaft ſchmachtete und an Leib und Seele immer kränker wurde, bis er endlich nach mehr als ſieben Jahren ſeine Freiheit wieder erlangte. Lord Byron wollte nicht mehr in ſein Vaterland zurück; „denn," ſagte er, „wenn Alles, was man über mich Böſes geſagt hat, wahr iſt, ſo verdiene ich nicht, England wiederzuſehen; und wenn es nicht wahr iſt, ſo verdient England nicht, mich wiederzuſehen." Den Dichter Platen haben ſeine Landsleute zu Tode geärgert ꝛc. ꝛc. ꝛc. Das iſt das ganz gewöhnliche Schickſal der großen Menſchen und Genies, ſelbſt wenn ſie, was in der Regel nicht der Fall, reich und vornehm ſind.

ſchaft laſtet. Was mich betrifft, ſo habe auch ich keinen Grund, die Welt ob Deſſen zu preiſen, was mir durch ſie zu Theil geworden iſt. Ich habe wohl manche himmliſche Liebe und Güte erfahren, doch nur von einzelnen edlen und zartſinnigen Perſönlichkeiten, die es ſich gleich gottgeſandten Engeln und Genien zum Geſchäfte gemacht, das überwiegend Böſe und Bittere auszugleichen, was ich durch Andere und durch das Ganze zu leiden gehabt. Es hat in meinem Leben auch nicht an Momenten gefehlt, wo ich mich am Rande des Unterganges befand und wo mich Verzweiflung ergriff; ein ſolcher Moment war aber nicht derjenige, in welchem ich mich entſchloß, zur katholiſchen Kirche überzutreten. Ich war nicht gefährdet und gedrängt; es waren in Hinſicht meiner äußeren Lage vielmehr gerade damals einige vortheilhafte Wendungen eingetreten, die ich indeſſen, ſo fern ſie mit der eingeſchlagenen Richtung nicht rein und redlich zu vereinigen waren, ſelbſt öfterer, wohlmeinender Aufforderung gegenüber, unbenützt ließ. Von katholiſcher Seite wurde mir Nichts verſprochen und geleiſtet, was mich hätte beſtechen können. Wohl aber habe ich in Folge meiner Converſion die allerempfindlichſten ſocialen und pecuniären Nachtheile und Verluſte zu erwarten gehabt und dann auch wirklich erlitten.

---

hat doch dieſes mörderiſche Geſchlecht einſt einen Mann, der mehr als menſchlich groß und genial war, zum ſchmerzhafteſten und ſchimpflichſten Tode verdammt! Und das war ganz in der Ordnung und konnte gar nicht anders ſein; denn je erhabener der Mann, je eminenter der Geiſt, je tiefer die Erkenntniß, je edler der Charakter, je großartiger und eingreifender Idee und Abſicht iſt, deſto größer iſt die Gefahr, deſto glühender iſt der Haß, deſto ſicherer iſt Verfolgung, Elend und Untergang. Der Genius iſt eben ein Fremdling in dieſer Welt, und deshalb von ihr ſchon inſtinctiv gehaßt und angefeindet; noch mehr iſt es der Gott. Sie ſind die Herren und Meiſter einer künftigen Schöpfungs- und Weltperiode, die individuellen und exceptionellen Anticipationen eines anderen höheren Geſchlechtes innerhalb des gegenwärtigen, welches vergeht, aber zur Zeit noch ſeine um ſo rohere Herrſchaft behauptet; in dieſer Zeit, Welt, Menſchheit können ſie naturgemäß nur leiden und untergehen, und ſollen ſich nicht darüber beklagen, denn es iſt das Siegel ihrer Herrlichkeit und Göttlichkeit; vergl. Joh. 15, 18 ff. Cap. 16, 33. Cap. 17, 14. V. 24.

für die ich mir bei einem vom Staate zu beziehenden jährlichen Einkommen von nicht mehr als 300 Gulden nur durch vermehrte Anstrengung meiner physisch so ungemein schwachen und bedingten Arbeitskräfte den unumgänglich nöthigen Ersatz verschaffen kann. Was den geistlichen Orden betrifft, welchen man nicht ermangelt hat, auch hier in's Spiel zu mischen, so wünschte ich sehr seine nähere Bekanntschaft zu machen. Leider muß ich sagen und kann es beschwören, daß ich bis zu dieser Stunde mit meinem Wissen keinen einzigen Jesuiten zu Gesichte bekommen und mit keinem einzigen in mündlichem oder schriftlichem, näherem oder entfernterem Verkehr gestanden [1]).

Die Sachen stehen so, daß ich ohne Gefahr für meine Ehre Alles Punkt für Punkt offen und unverhohlen darlegen und erörtern, und je mehr ich dies thue, nur um so mehr gewinnen kann. Wenn ich daher dennoch Einiges mehr verschweige und verschleiere, als ausspreche und andeute, so geschieht dies nicht um meinetwillen, sondern ganz nur aus Rücksicht für Andere, die ich zu compromittiren fürchte. Nur noch eine allgemeine, von meinen eigenen Angelegenheiten ganz absehende Bemerkung will ich hinzufügen. Die Protestanten, die sich in jeder Beziehung für klüger und besser, als die Katholiken halten, pflegen namentlich darauf zu pochen, daß sie der freisinnigere, humanere und tolerantere Theil der christlichen Bevölkerung seien. Diese Behauptung wird aber durch die Erfahrung keineswegs bestätigt, indem nicht nur der orthodoxe und pietistische, sondern auch der aufgeklärte, vom alten legalen Kirchenglauben entschieden abgewendete, gegen Religion und Cultus sonst sattsam indifferente Bestandtheil der protestantischen Christenheit, sich, wenn

---

1) So verhielt sich die Sache, als ich diese Worte niederschrieb. Erst im Herbste dieses Jahres (1859) kam ich zufällig und ohne alle Absicht und Veranstaltung von beiden Seiten mit einigen Vätern von der Gesellschaft Jesu in Berührung. Ich fand Nichts von all Dem, was man sich protestantischerseits Arges und Schreckliches einzubilden pflegt. Was sich mir zu erkennen gab, war durchaus nichts Anderes, als geistige Klarheit, Weltblick, Feinheit des Benehmens, Herzensgüte und Liebenswürdigkeit

eines ihrer Mitglieder zum Katholicismus übertritt, so unduldsam, hart, unmenschlich und unversöhnlich, als nur immer möglich, zu erweisen pflegt. Es sind mir merkwürdige Fälle der Art berichtet worden, Fälle, wo selbst Eltern ihre Kinder verstießen, wenn diese ihre religiöse Befriedigung in der katholischen Kirche zu finden wagten. Ich erinnere mich, von einem jungen Convertiten gehört zu haben, der sich, ob der Mißhandlung, die er von seiner Familie erlitt, zu Tode grämte. Die Barbarei geht so weit, daß man einem Convertiten nicht einmal gestattet, seine Gründe anzugeben, sondern ihn nur einfach von sich stößt und nichts mehr von ihm wissen zu wollen erklärt. Mag man hiebei in seinem vollen Rechte zu sein glauben und dergleichen Verfahrungsarten vor sich selbst — Gott weiß wie — zu rechtfertigen im Stande sein. Das aber verlange ich, daß man künftig nicht mehr so flunkere und großthue mit Toleranz, Unbefangenheit, Freiheit des Geistes, Humanität, allgemeiner Bruderliebe, Achtung vor der Ueberzeugung Anderer, Heilighaltung der Bande der Natur und dergleichen, daß man nicht mehr zu glorreichem Unterschiede vor der katholischen Menschheit, die in demselben Grade all dieser Vorzüge ermangele, Tugenden zu besitzen, Grundsätze zu befolgen und Principien zu bewahren vorgebe, die man da, wo man sie factisch zu bethätigen und zu bewähren hätte, so ungescheut und notorisch verläugnet und mit Füßen tritt.

4.

Um so mißliebige Handlungen und Thatsachen, wie die in Rede stehenden, um ihren inneren Werth, ihre etwaige Wirkung und Bedeutung zu bringen, hat man noch ein anderes Mittel, als jenes der moralischen Verdächtigung und Anklage. Es ist das der pathologischen Herabsetzung und Entwürdigung, indem man annimmt, das bezügliche Individuum sei, was seine physischen Vermögenheiten betrifft, nicht mehr, was es vordem gewesen, es sei durch Krankheit, Kummer, vereitelte Hoffnungen, erlittene Kränkungen, schwere Schicksale, erschütternde Ereignisse, vorgerücktes Lebensalter, eingetretene Altersschwäche der ihm eigen gewesenen Charakter- und Verstandeskraft verlustig geworden

und, ſo kläglich heruntergekommen, zuſammengebrochen, verdüſtert, verſtört und zermürbt, der Kirche in die Arme geſunken. Daß Jemand, der von Natur kein Schwindling und nicht durch die angeführten Momente entkräftet und entadelt iſt, ſich mit wahrer, aufrichtiger Zuſtimmung dem Katholicismus zuwenden könne, das hält man nun einmal für unmöglich; und kann oder will man den Konvertiten nicht einer parteigängeriſchen Speculation und Schlechtigkeit beſchuldigen, ſo bleibt nach dem Urtheile der Welt nur Eines übrig: er muß als ein krankhaft afficirter, ſeiner ethiſchen und intellectuellen Haltung und Energie beraubter Jammermenſch, als ein Menſch, an dem die Partei, die er verläßt, Nichts verliert und die, zu der er übergeht, Nichts gewinnt, gehandelt haben.

Ich läugne nicht, daß es auch ſolche Fälle gibt, Fälle, in welchen ebenfalls ſehr wenig Achtungswerthes und Erbauliches erblickt werden kann. Ich ſelbſt habe von jeher mit großer Verachtung auf Diejenigen herabgeſehen, welche durch die Aeußerlichkeiten und Zufälligkeiten des Daſeins gebeugt und ihres früheren, oft ſehr frivolen Muthes und Trotzes entkleidet, die Frömmigkeit zum Anker und Lückenbüßer ihres Herzens und Lebens gemacht — wiewohl auch dieſe Erſcheinungen keineswegs ſo ganz bedeutungslos und ohne inſtructive Beſchaffenheit ſind, indem ſie zeigen, daß die ſtolze Kraft des Menſchen ihre ſehr bedenklichen Gränzen hat und der Gefahr des Umſchlagens in ein Gegentheil ausgeſetzt iſt, welches um ſo trauriger und ſchmählicher auszufallen pflegt, je wilder, wüſter, unbändiger, hochmüthiger ſich das bezügliche Individuum benommen hat. Was mich betrifft, ſo muß ich auch gegen eine ſolche Auffaſſung meiner kirchlichen Metamorphoſe proteſtiren. Es geſchieht aber auch dies wieder nicht ſowohl meinetwegen und weil ich vor der Welt in jeder Beziehung achtungswerth dazuſtehen wünſchte; denn über ſolche Schwachheiten bin ich längſt hinaus. Es geſchieht weſentlich aus ſachlichen Gründen, namentlich der Kirche wegen, die zwar Alles anzunehmen und Allem ihren Troſt zu ſpenden hat, was ſeine Zuflucht zu ihr nimmt, für die es jedoch nicht ehrenvoll iſt, wenn man als ein zerknicktes Rohr, ein geiſtiger

Bankerottem, ein an Leib und Seele zerrütteter, keiner energischen Lebensäußerung mehr fähiger Mensch zu ihr kommt. Der Welt gegenüber ist es wichtig und wünschenswerth, sagen und zeigen zu können, daß man auch mit der vollen Integrität seines Geistes und Gemüthes katholisch zu werden vermöge — womit dem christlichen, namentlich katholischen Princip der Demuth und der Selbstverläugnung durchaus nicht entgegengetreten wird. Denn diesem Princip kann und soll man nicht bloß im Zustande der Schwäche, sondern auch in dem der Kraft huldigen, und es wird ihm in wahrhafter, Achtung erweckender, für Religion und Kirche rühmlicher und vortheilhafter Weise nur in solcher Weise gehuldigt, da außerdem die Freiheit verloren, und das, was geschieht, moralisch werthlos und intellectuell verächtlich erscheint. Die wahre Demuth ist so wenig ein Act der Schwäche, daß dazu vielmehr die größte Kraft erforderlich ist; denn es kommt hier darauf an, sich selbst zu bezwingen, und das ist schwerer, als jeder andere Sieg und Triumph.

„Muth ziegt auch der Mameluk;
Gehorsam ist des Christen Schmuck“ [1].

Und da es recht eigentlich in meiner Natur lag, mir durch Nichts imponiren zu lassen, mich vor Nichts zu fürchten und zu beugen, was mir mit äußerlichen Ansprüchen entgegentrat, mich dem Geltenden und Mächtigen vielmehr nur in freiester und selbstständigster Weise entgegenzustellen, so war es die größte und stärkste That meines Lebens, als ich mich zu einer Hingebung und Unterordnung entschloß, wie die mit meiner Conversion verbundene zu sein hatte.

Unglück und Krankheit haben mich nicht bestimmt und umgewandelt. Es ist dies ein Element, worin ich von früher Jugend an heimisch, dessen ich so gewohnt bin, wie der Fisch der Feuchte, die sein Aufenthalt ist, und das daher auch nie bewirkt hat, daß ich über die Maßen erschüttert ward und in unwürdi-

1) Aus Schiller's Ballade: „Der Kampf mit dem Drachen,“ wo dieser Dichter, wie es auch sonst noch bei ihm vorkommt, sehr christlich und katholisch ist.

ger Weise zum Kreuze kroch. Ja, es fand bei mir immer vielmehr das Gegentheil Statt. Alles Drückende und Drohende erweckte nur den Oppositionsgeist in mir, der wohl nie so mächtig in meiner Seele und meinen Werken gewaltet hätte, wenn ich gesunder und glücklicher gewesen wäre. Ging es mir ausnahmsweise einmal ein wenig besser, so war meine Stimmung sogleich eine friedlichere und versöhnlichere. Immer aber traf mich wieder ein neuer Schlag, warf mich zu Boden und vernichtete die Resultate der vorausgegangenen Anstrengungen. Da regte sich sofort wieder der titanische Geist in mir [1]). Was das Intellectuelle betrifft, so werden die Schriften, die ich kurz vor meiner Conversion und nach ihr verfaßt habe, das Maß der geistigen Kräfte bezeichnen, das mir geblieben ist. Es sind dies die „Enthüllungen über Kaspar Hauser", die der Natur der Sache nach voll verstandesmäßiger Polemik, Kritik, Untersuchung und Beweisführung sind und auf keinen Fall dem weichlichen, frömmelnden, exaltirten und schwärmerischen Genre angehören; dann die „dreifache Krone Rom's," in der ich das Papstthum analysirt, seine vorchristlichen Grundlagen nachgewiesen und namentlich das Verhältniß des Juden-, Griechen- und Römerthums zu ihm und dem Christenthum überhaupt erörtert habe, wobei ein objectiv betrachtender und untersuchender Sinn und Geist ebenfalls nicht fehlen durfte; ferner die „marianischen Legenden und Lieder," die aber nur zum Theil neu und großentheils schon im Jahre 1841 [2]) erschienen sind, so daß die romantische Stimmung und Begeisterung darin, wenn diese verdächtig sein sollte, doch nicht als ein erst in letzter Zeit eingetretenes Phänomen zu betrachten ist, und endlich die gegenwärtige

---

1) Darauf bezieht sich folgendes, in meinen ungedruckten Gedichten stehende Verschen:

„Wohl hat das Unglück Andre
Zu Gläubigen gemacht;
Mich hat es immer und immer
Nur zu Verstande gebracht."

2) Meine negativste und im schlimmsten Rufe stehende Polemik entwickelte ich erst in einem darauf folgenden Zeitraume.

Schrift, die ich nicht zu charakteriſiren brauche. Wie man auch von dieſen Werken urtheilen möge, über die ich ſelbſt durchaus keine unbeſcheidene Meinung und Einbildung hege, ſo dürfte man doch nicht behaupten können, daß ſie ſchwächer, als die früheren, und der Beweis einer von ihrer vormaligen Stufe auf eine tiefere herabgeſunkenen Geiſteskraft ſeien — und das iſt Alles, was ich ſagen will.

5.

Die widerwärtigſte Partie meiner Darſtellung, deren Gegenſtand und Inhalt ich hiemit ein für alle Mal abgethan haben will, liegt nun, Gott ſei Dank, hinter mir. Ich darf jedoch mit den entgegenſtehenden Denkarten und Anſchauungen und den von daher kommenden Ein- und Verwürfen noch lange nicht fertig zu ſein glauben. „Wie iſt es möglich," wird man ſagen, „daß ein noch geiſtig ungeſchwächtes, helldenkendes und wohlunterrichtetes Individuum, daß insbeſondere ein Mann, der ſich als Denker, Kritiker, Hiſtoriker bethätigt und die Geiſtesoperationen eines ſolchen zu ſeinem ſpeciellen Fache und Lebensgeſchäfte gemacht hat, ſich in ſo enge Feſſeln fügen, ſich einem ſo knechtiſchen Autoritätsglauben unterwerfen, ſo vernunftwidrige, ſuperſtitiöſe, unſinnige Dinge glauben kann, wie man als Katholik zu thun verpflichtet iſt? Wie mag ein ſolcher in dem Maße mit ſich ſelbſt in Widerſpruch treten, ſo völlig auf den ſein Leben lang in der ungebundenſten Weiſe geübten und geltend gemachten Gebrauch ſeiner Vernunft verzichten, ſich in ſo ſchmachvoller Entwürdigung und Selbſtaufgebung zur blinden, dumpfen, gedankenloſen Glaubens- und Gebetsmaſchine degradiren laſſen?"

Ich bediene mich hier abſichtlich der ganz ungemilderten gegneriſchen Ausdrucksformen, die man in ſolchen Fällen zu hören bekommt, damit man um ſo deutlicher ſehe, wie wenig mich dergleichen Reden in Unruhe und Verlegenheit zu ſetzen vermögen. Es ſind dieſe Fragen eigentlich ſchon durch das im erſten Buche der gegenwärtigen Schrift, in der „dreifachen Krone Rom's" und in der Vorrede zu meinen marianiſchen Gedichten erledigt. Ich will es mich aber nicht verdrießen laſſen,

auch ganz bestimmt und förmlich darauf einzugehen und auf diese Weise um so entschiedener darzuthun, daß Phrasen und Vorstellungen der Art auf einen Fall, wie der meinige ist, durchaus keine Anwendung erleiden.

Daß die katholische Kirche gewisse Glaubenssätze vorschreibt, gewisse Gebräuche und Einrichtungen hat und festhält, das ist nichts ihr besonders Eigenes; dasselbe thut jede Religion, Kirche, Confession, auch die protestantische, und man ist in dieser insofern nicht freier, sondern eben so gebunden, wie in der katholischen, nur in anderer Art. Daß der Protestantismus die Region der Glaubens- und Cultusfreiheit im Gegensatze des Katholicismus sei, kann nur eine völlige Begriffsverwirrung und grobe Ignoranz meinen und vorbringen; der Protestant hat sich als solcher den symbolischen Büchern, den dogmatischen Bestimmungen und liturgischen Anordnungen seiner Kirche zu unterwerfen und besitzt keineswegs das Recht, zu glauben und sich in gottesdienstlicher Hinsicht zu benehmen, wie es ihm einfällt und beliebt. Der Protestantismus ist sogar wieder in sich selbst gespalten und man kann sich nicht zu ihm überhaupt, sondern muß sich zu einer seiner besonderen, für sich ihr Wesen treibenden Glaubens- und Cultusformen bekennen. Nun kann man zwar allerdings auch bloß äußerlich, formell, zum Scheine, der nothgedrungenen Angabe nach zu einer solchen Confession und Gemeinschaft gehören, innerlich aber los und ledig sein, und entweder seine eigene, selbstgemachte Religion oder gar keine haben; kann sich auch von dem Cultus dieser Religionspartei fern halten und nicht das Geringste mitmachen, wie Tausende thun. Eben so kann man sich aber auch als Katholik benehmen; man ist dann eben auch nur ein passives Glied der Kirche, zu der man sich hält, ein bloßer Namens- und Scheinkatholik, wie es deren gleichfalls nicht wenige gibt. Eine erlaubte, legale, den bestehenden Normen und Einrichtungen gemäße Freiheit und Ungebundenheit in Glaubens- und Cultussachen findet nirgends Statt, eine unerlaubte, illegale, jenen Normen und Einrichtungen zum Trotze behauptete, überall. Was will man also? — Wollte man sagen, der Protestant habe doch jedenfalls keinen Papst über sich,

ſo iſt auch das unrichtig. Er iſt nur von dem römiſchen Biſchofe frei, nicht von ſeinem eigenen, beſonderen, welches der Landesfürſt iſt; denn es gilt hier der monſtroſe Grundſatz: Cujus regio, illius est religio; wer Herr im Land, wer irgendwo die weltliche Herrſchaft und Macht behauptet, von dem hängen daſelbſt in letzter und höchſter Inſtanz auch die kirchlichen Dinge ab. Der Proteſtant hat alſo ebenfalls einen Papſt und zwar einen ganz localen, zufälligen, der nicht einmal Geiſtlicher, Theolog, Prieſter iſt, deſſen nächſtes und natürliches Intereſſe und Augenmerk ein ganz anderes, als das religiöſe und kirchliche iſt und der dennoch auch in Religion und Kirche die höchſte, entſcheidende Spitze bildet. Wie unpaſſend dies iſt, und um wie viel vernünftiger, natürlicher und würdevoller die Abhängigkeit von einem wahren, zu ſeinem Amte ſpecifiſch geeigneten und geweihten Prieſter und Biſchof, wie im katholiſchen Syſteme, iſt, ſpringt in die Augen; und wenn man ſich einer ſolchen Unterordnung überhaupt zu ſchämen haben ſollte, ſo wäre kein Zweifel, daß vor allen Dingen der Proteſtant von dieſer Empfindung durchdrungen ſein müßte. So eben, indem ich dies ſchreibe, lieſt man in den Zeitungen, wie ſich die Bewohner eines proteſtantiſchen Landes wegen gewiſſer gottesdienſtlicher Anordnungen, die ihnen mißfällig ſind, in Unruhe befinden; wie ſie ſich, um dieſelben zu hintertreiben, an ihren Landesfürſten als an ihren Landesbiſchof, wenden und wie dieſer erklärt, es ſolle keine Gewalt angewendet werden. Dies Letztere iſt ſehr löblich und weiſe; allein es liegt darin, daß allerdings auch Gewalt angewendet werden könnte, indem der humane Herrſcher von dieſem Rechte nur keinen Gebrauch machen will; und ſo ſieht man an dieſem Beiſpiele, wie es mit der Freiheit beſtellt, der ſich die Proteſtanten ſo unbedachtſamer Weiſe zu rühmen pflegen [1]).

---

1) Die Geſchichten in Baden, auf die ich oben angeſpielt, ſind ſo inſtructiv, daß ich hier noch einige den Zeitungen entnommene weitere Notizen und Züge mittheilen will.

Vom badiſchen Oberrhein wurde gemeldet, der evangeliſche Oberkirchenrath habe unter dem 27. Januar 1859 einen Erlaß über die neue Gesangbuchfrage ausgegeben, der denn auch abgedruckt zu leſen war. Es

Uebrigens iſt zu ſagen, daß meine Beiſtimmung zum Glauben und Cultus der katholiſchen Kirche keineswegs ein auf Koſten des Denkens und der Vernunft geſchehende Hingebung und Unterwerfung iſt, daß ſie vielmehr weſentlich auf Studium, Nachdenken, rationeller und ſpeculativer Erkenntniß und Ueberzeugung beruht und ſo einen harmoniſchen Einklang der freieſten und

---

dies darin: „Die neue Gottesdienſtordnung iſt von der Generalſynode beſchloſſen und von Sr. k. Hoheit dem Großherzog zur Einführung genehmigt worden. Sie iſt daher Kirchengeſetz und es kann dem Kirchengemeinderath nicht zuſtehen, darüber zu beſchließen, ob er die Einführung wolle oder ob es bei der bisherigen Ordnung zu verbleiben habe. Nur der Landesherr und oberſte Biſchof der Landeskirche kann im einzelnen Falle bis auf Weiteres von der Einführung diſpenſiren" u. ſ. w.

Eine von Darmſtädter Bürgern an den Großherzog gerichtete Verſtellung, die im Januar zu Darmſtadt circulirte, rief denſelben um Hülfe gegen die Gefahr an, die dem proteſtantiſchen Princip drohe. „Wir wagen allerunterthänigſt zu bitten: Ew. königl. Hoheit geruhe allergnädigſt zu verfügen, daß ſich die Union fortwährend Höchſt Ihres Schutzes erfreue und daß Ew. königl. Hoheit als oberſter proteſtantiſcher Landesbiſchof ſo wenig einer Abänderung des bisherigen einfachen Cultus der evangeliſchen Kirche, als einer Beeinträchtigung der Glaubensfreiheit Höchſt Ihre Sanction ertheilen werde."

Im Februar war in der Mannheimer und anderen Zeitungen nachſtehender Artikel zu leſen: „Heute wurde in den evangeliſchen Kirchen folgender Erlaß des großh. Oberkirchenraths, die Einführung der neuen Gottesdienſtordnung betreffend, verkündigt: „„Seine k. Hoheit der Großherzog haben auf unterthänige Vorlage des Berichts großh. Decanates vom 26. v. M. auszuſprechen geruht, daß zu Mannheim hinſichtlich der neuen Gottesdienſtordnung nach Maßgabe der bereits ergangenen höchſten Entſchließungen zu verfahren ſei, daß daher zwar die bisherige Reihenfolge der gottesdienſtlichen Ordnung beibehalten werde, dagegen die Gebete und Formulare des neuen Kirchenbuches zu gebrauchen ſeien"" u. ſ. w. Dabei ſprach der Kirchengemeinderath für dieſe allerh. entgültige Entſcheidung ſeinen Dank aus und ſonderte die Gemeinde auf, nun in friedlichem Geiſte das religiöſe und kirchliche Leben treu und rein zu pflegen."

Ich brauche Nichts hinzuzuſetzen; Jedermann wird fühlen, daß unter ſolchen Umſtänden mit kirchlicher Emancipation und Freiheit nicht viel zu machen ſei.

ungezwungensten Art bildet, kraft deſſen ich mich zu den kirchlichen Anſchauungen und Beſtimmungen als zu einem nicht bloß äußerlich Gegebenen, geiſtig Heterogenen und fremd Bleibenden, ſondern als zu meiner eigenen in mir ſelbſt begründeten und ausgebildeten Anſicht, Meinung und Willensrichtung verhalte. Ich habe dies ſchon mehrmals berührt und theilweiſe auch ſchon ſpeciell zu erörtern begonnen; noch mehr gedenke ich dies in den Schriften zu thun, welche künftighin an's Licht treten ſollen. Man wird dann ſehen, in welchem Grade mir das Dogma Gedanke, die Dunkelheit Licht, das ſcheinbar Abſurde und Unſinnige vernünftig und der geiſtvollſten Auffaſſung fähig, ſo wie im Gegentheil die ſcheinbar rationelle Abweiſung deſſelben eine Sache intellectueller Beſchränktheit und Unreife iſt. Bei einer ſolchen Lage der Dinge kann von einer des Denkens und Forſchens unwürdigen Verläugnung und Unterdrückung der intellectuellen Kräfte des Menſchen keine Rede ſein.

6.

„Ob aber die Kirche deine Auffaſſungen und Auslegungen billigen und anerkennen wird?“

Das könnte allerdings vorerſt die Frage zu ſein ſcheinen, und inſofern wäre mein Unternehmen als ein Experiment zu betrachten, das glücken und mißglücken kann, und deſſen Erfolg und Schickſal erſt abgewartet werden muß. Da aber das theologiſch-philoſophiſche Syſtem, das ſich mir auf dem beſchriebenen Wege gebildet hat, ſo weſentlich mit den bibliſchen und kirchlichen Ideen und Anſchauungen ſtimmt; da dieſe Harmonie ſo gar nicht gewollt und gemacht, ſondern von der Gewalt der Wahrheit herbeigeführt, mir von dem Geiſte, der mich regierte und der wohl kein böſer war, indem er mich einem ſolchen Ziele entgegenlenkte, ſelbſt *gegen* meine Abſicht und Neigung aufgedrungen worden iſt; da hiebei die lebensvollen, realiſtiſchen Momente der Individualität und Perſönlichkeit, an welchen es dem Chriſtenthum und der Kirche ſo weſentlich gelegen iſt und gelegen ſein muß, durchaus nicht aufgeopfert und in's abſtrakt Ideelle und Allgemeine verflüchtigt werden, und da unter ſolchen

Umständen durch das Hinzukommen rationeller Klarheit, Einsicht und versöhnender Ausgleichung mit dem allgemein menschlichen Bewußtsein doch wohl auf keine Weise verloren, sondern nur gewonnen werden kann, so scheint meiner Sache keine allzu große Gefahr zu drohen. Jedenfalls ist es in ächt kirchlichem Sinne und Geiste gehandelt, wenn ich mir einen solchen Versuch erlaube, sei es auch, daß derselbe nicht für gelungen zu halten, worein ich mich dann zu fügen haben würde. Denn stets hat der Katholicismus den Trieb, die Neigung und Absicht gehabt das in Form der Offenbarung Ueberkommene, im Glauben Angenommene und Festgehaltene auch rationell zu fassen, seinem Grunde und Zusammenhange nach zu begreifen und einzusehen, und es so zu einem wissenschaftlich gestalteten Glaubenssysteme und Lehrgebäude zu machen, dem man auch als vernünftiger Mensch und denkender Kopf beistimmen könne und müsse. Es wird von Interesse sein, dies historisch zu belegen und nachzuweisen, was in einer Schrift, wie diese, freilich nur in sehr beschränktem Maße geschehen kann. Wir wollen zunächst einen Blick auf die sogenannten Kirchenväter werfen, sofern sich schon hier die philosophische Tendenz manifestirt, der dann auch wieder durch jene großen Theologen und Denker des Mittelalters, die man unter dem Namen der Scholastiker begreift, und bei denen wir uns recht eigentlich und speciell im Kreise und Zeitalter des Katholicismus befinden, gehuldigt wird. Es sollen dabei vorzugsweise die Urtheile und Bemerkungen protestantischer Philosophen und Theologen benützt und angeführt werden; man wird sich wundern, was dabei herauskommt und wie sich selbst auf diesem Wege Alles zu Gunsten der katholischen Denkart und Kirche gestaltet.

7.

Schon die Kirchenväter haben sich, wie Hegel bemerkt, „die Ausbildung der christlichen Religion in denkender Erkenntniß" zum Geschäfte gemacht. „Wir wissen," sagt er, „daß dieselben sehr philosophisch gebildete Männer waren und daß sie die Philosophie in die Kirche eingeführt

haben ..... Alle Fragen über die Natur Gottes, über die Freiheit des Menschen, über sein Verhältniß zu Gott, den Ursprung des Bösen u. s. f. haben sie behandelt, und was der Gedanke über diese Fragen bestimmt, das haben sie in den christlichen Lehrbegriff eingetragen und aufgenommen." Hegel setzt hinzu, daß man ihnen das zum Verbrechen gemacht habe; er spricht dabei sehr verächtlich über die neuere theologische Tendenz, das Christenthum von dieser angeblichen Verunreinigung durch Denken und Wissen zu befreien. Sie habe dasselbe geistlos gemacht; und es sei dies im offenbaren Widerspruche mit dem Ausspruche Christi geschehen, welcher versprochen habe, den in alle Wahrheit leitenden Geist zu senden, so wie auch mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß der Geist der Kirche inwohne, sie lenke, belehre, erleuchte. Man habe sich an den Buchstaben der Schrift gehalten und diesen exegetisch behandelt, erklärt und ausgelegt; es sei hiedurch gleichwohl nichts Ursprüngliches und Festes gewonnen worden; denn man habe nur der Bibel eine wächserne Nase gemacht; der Eine finde Das, der Andere Jenes darin; so mache sich doch nur die Subjectivität und das im schlechtesten Sinne des Wortes, das eigene, besondere Meinen und Belieben geltend, während man den Kirchenvätern ihre geistvolle Behandlung der Sache verarge [1]). Man hat gegen und für die Kirchenväter geschrieben, sie des Platonismus und der speculativen Corruption des Christenthums beschuldigt, sie auch wieder gegen diese Anklage zu vertheidigen gesucht [2]). Ja schon sie selbst sahen sich wegen ihres Bündnisses mit Vernunft und Philosophie angegriffen und veranlaßt, ihre Sache zu führen. Der alexandrinische Clemens sagt: „Es glauben Einige, man dürfe weder die Philosophie berühren, noch die Dialektik, ja nicht ein-

---

1) Hegel, Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie, herausgegeben von Michelet, Berlin 1836. III. S. 108 ff.

2) *Souverain*, le platonisme devoilé. Cologne 1700. *Bultus*, Defensae des Saints Pères. Paris 1711. Mosheim, de turbata per recentiores Platonicos ecclesia in den dissertationibus ad hist. eccles. Altonae 1743. Neil, de doctoribus veteris ecclesiae culpa corruptae theologiae liberandis commentatio I—XI. Lips. 1793.

mal die Naturlehre erlernen. Sie beſtehen auf dem bloßen Glauben. Das iſt, als wenn man von einem unbebauten und vernachläſſigten Weinſtock Trauben erwartete [1]." Die Kirchenväter trugen kein Bedenken, das Chriſtenthum ſelbſt eine Philoſophie zu nennen und für daſſelbe, als eine ſolche, von den römiſchen Obrigkeiten die nämliche Duldung und Freiheit zu fordern, als allen anderen philoſophiſchen Sekten zugeſtanden werde — ſo weit waren ſie von einer Verwerfung des Denkens, Forſchens und Wiſſens in Glaubensſachen entfernt! Gar ſchön und merkwürdig iſt, wie der alexandriniſche Clemens das Verhältniß der wahren Kirche und Kirchenlehre zur Häreſie beſtimmt. Es ſei, ſagt er, das der Einſicht zur Meinung [2]. Dieſe Männer waren übrigens, wie Münſcher bemerkt, weit davon entfernt, das Chriſtenthum philoſophirend und ſpeculirend zu verändern und zu verfälſchen, ihm durch ihre Behandlung der Glaubenslehren ſeinen eigenthümlichen Geiſt und Charakter und ſeine höhere Stellung zu rauben; ſie wollten es nur erläutern, beſtätigen, zu einem um ſo innerlicheren und wahrhafteren Beſitze des Menſchen und der Kirche machen, wogegen vom ächt katholiſchen Standpunkt aus Nichts einzuwenden iſt. Es gab allerdings auch ſelbſt unter dieſen alten Lehrern einige, die anders dachten. So war namentlich Tertullian der Philoſophie entſchieden abgeneigt; er wollte keine „Gemeinſchaft Athens mit Jeruſalem, Plato's mit der Kirche" haben; dem Chriſten ſei jede andere Unterſuchung entbehrlich. Aber es traten hier auch ſofort die ſchlimmen Folgen einer ſolchen Einſeitigkeit und gewaltſamen Feſthaltung des chriſtlichen Glaubens und Lehrgehaltes auf erſter, unentwickelter Stufe des Bewußtſeins hervor. Münſcher [3] bringt damit wohl nicht mit Unrecht den heftigen Geiſt, den Tertullian's Schriften athmen, und der den denkfreundlichen und gebildeten Alexandrinern gar nicht eher doch weit

1) Strom. I. p. 311. Ausg. Joh. Potter's. Oxon 1715.
2) Strom. VII. c. 16.
3) Dogmengeſchichte, Marburg 1807. I. S. 131.

weniger eigen geweſen, in Verbindung. Wir gewahren bei dieſem Lehrer auch eine ſo auffallende Vergröberung aller Begriffe, daß er nur körperliche Exiſtenzen begriff und annahm und ſelbſt Gott und die menſchliche Seele für körperliche Weſen erklärte. „Alles, was iſt, iſt ein Körper, und nichts iſt unkörperlich, außer dem, was nicht iſt.“ — „Der Geiſt iſt ein Körper eigener Art[1])“ u. ſ. w. Tertullian trat bekanntlich zu der ſeinem Charakter entſprechenden Partei der Montaniſten über.

Was die Scholaſtiker betrifft, ſo ſehen wir auch hier, wie ſich zu dem Feſthalten eines gegebenen Inhaltes, der den Gläubigen mit dem Gefühle eines weſentlichen, nicht aufzugebenden Beſitzes, eines unendlich werthvollen Schatzes höherer Wahrheit und Wirklichkeit erfüllt, das eifrige Streben und Ringen des Geiſtes nach lichtvoller Erkenntniß dieſes Inhaltes und möglichſter Auflöſung ſeiner formellen Aeußerlichkeit und Fremdartigkeit in Denken, Wiſſen und Begriff geſellt, ſo wie es bei einer wahrhaften Liebe zu demſelben gar nicht anders denkbar iſt. Ich will dies an einigen der hervorragendſten und inſtructivſten Beiſpiele zeigen.

Ich fange mit dem h. Anſelmus, Erzbiſchof von Canterbury, an, der dem eilften und zwölften Jahrhundert angehört. Seine Aeußerungen über das Verhältniß des Glaubens zum Denken ſind der höchſten Beachtung würdig. „Es ſcheint mir,“ ſagt er, „eine Sache der Nachläſſigkeit zu ſein, wenn wir uns nicht beſtreben, das, was wir glauben, auch zu begreifen, si non studemus, quod credimus, *intelligere*.“ Hegel, der dies anführt, ſetzt hinzu: „Jetzt erklärt man dies für Hochmuth; unmittelbares Wiſſen, Glauben, hält man für höher, als Erkennen. Anſelmus aber und die Scholaſtiker haben ſich das Gegentheil zum Zwecke gemacht[2]).“ Anſelm wollte, daß ſich die Glaubensſätze, ſo weit es in unſeren Kräften ſteht, in Vernunfteinſichten verwandeln ſollten; „der Chriſt,“ ſagt er, „geht

1) De carne Christi c. 11. Adv. Prax. c. 7.

2) Geſchichte der Philoſophie III S. 163.

nicht vom Glauben ab, wenn er nicht zu begreifen vermag. Wenn es ihm aber gelingt, zum Erkennen durchzudringen, so hat er seine Freude daran.“ In der Vorrede zu seinem Monologion bemerkt Anselmus über die Aufgabe desselben: Es solle der christliche Glaube nicht durch das Ansehen der heiligen Schrift, sondern als nothwendig in der Vernunft gegründete und an sich klare Wahrheit nachgewiesen werden: Quatenus auctoritate scripturae penitus nihil persuaderetur, sed quidquid per singulas investigationes finis assereret, ita esse, plano stilo et vulgaribus argumentis, simplicique disputatione et *rationis necessitas* breviter cogeret et *veritatis claritas* patenter ostenderet, was er weiter unten so ausdrückt, daß dies durch den reinen Gedanken, *sola disputantis cogitatione* erreicht werden solle. Das Verwort zum Proslogion meldet, daß Anselm dieses Buch zuerst unter dem Titel: „Versuch über die Vernünftigkeit des Glaubens“ — „exemplum meditandi de ratione fidei“ — edirt und seinem Proslogion ursprünglich den Titel: „Der Glaube, der sich zum Wissen zu entwickeln strebt“ — „Fides quaerens intellectum.“ gegeben habe. Oefters sagt er: „Ich glaube, aber ich verlange zu wissen. Credo, sed intelligere desidero.[1])“ Er hält eine rationelle Darstellung der Glaubenslehren auch in polemischer und apologetischer Hinsicht für nöthig. „Gegen die Ungläubigen ist der Glaube mit der Vernunft zu vertheidigen; es ist ihnen auf diesem Wege die Unvernunft ihres Unglaubens einleuchtend zu machen. Fides nostra contra impios ratione defendenda est ..... illis rationabiliter ostendendum est, quam irrationabiliter nos contemnant[1]).“ Wenn sich schon damals dieses Bedürfniß so fühlbar machte, um wie viel dringender stellt sich

1) Vergl. Möhler's gesammelte Schriften und Aufsätze, Regensburg 1839. I. S. 138 f. Es findet sich hier S. 32 ff. eine ganze Abhandlung über den h. Anselm, in welcher jener gründliche katholische Theologe das Streben desselben und der Scholastiker überhaupt, „das Christliche als rational und das wahrhaft Rationale als christlich zu erweisen,“ mit höchster Billigung hervorhebt und erläutert.

heutzutage, bei so vorherrschender Verstandesentwicklung und Negation, die Foderung einer endlichen Ausgleichung des Glaubens mit dem allgemein menschlichen Bewußtsein, das wir Vernunft und Verstand nennen, und welches gewaltsam zu unterdrücken und mehr als momentan zum Schweigen zu bringen, noch nie gelungen ist und wohl auch nie gelingen wird. Hegel sagt von Anselm: „Seine Schriften zeigen von Tiefsinn und Geist. Er war es, der die Philosophie der Scholastiker erregte und mit der Theologie die Philosophie verband. Die Theologie des Mittelalters steht so viel höher, als die der neueren Zeit. Nie sind Katholiken solche Barbaren gewesen, daß über die ewige Wahrheit nicht erkannt, daß sie nicht philosophisch gefaßt werden sollte." So spricht ein protestantischer Philosoph, der doch sonst so viel Krieg gegen den Katholicismus macht und an seiner Confession so entschieden festhält. Allein das ist eben der Triumph der Wahrheit, daß selbst ihre Feinde für sie zeugen müssen; es wiederholt sich immer wieder die Geschichte des Bileam, welcher fluchen sollte und segnen mußte.

Ein anderes Beispiel der Art ist der demselben Zeitalter angehörige Hildebert von Lavardin, Erzbischof von Tours, von welchem Tennemann Folgendes sagt[1]): „Er besaß, außer der gewöhnlichen Schulgelehrsamkeit, eine für jene Zeiten seltene Geistesbildung und eine große Belesenheit in den römischen Klassikern, wodurch er sich eine reinliche und zierliche Schreibart erworben. Er hatte eine gewisse Freiheit und Selbstständigkeit des Geistes, so daß er sich nicht sklavisch an die Aussprüche eines Mannes band, so groß auch sein Ansehen war, sondern für das Wahre und Schöne, wo es gefunden werden mag, sei es auch in den profanen Schriftstellern, Empfänglichkeit hatte. Er vereinigte in sich das Interesse der theoretischen und praktischen Vernunft, das der Vernunft und der Offenbarung, und suchte sowohl die theoretischen Wahrheiten der letzteren nach vernünfti-

1) Tennemann, Geschichte der Philosophie VIII. Bd. 1. S. 159.

gen Grundsätzen zu entwickeln und zu beweisen, als auch die praktischen Vorschriften durch die in einen systematischen Abriß gebrachten Sittenregeln der nicht christlichen Philosophie zu bestärken, woraus sein tractatus theologicus und seine philosophia moralis entstand." Wie glänzend und wohlthuend sticht ein solcher Charakter von dem unserer heutigen Finsterlinge und Zeloten ab! Von dem Glauben sagte Hildebert, er sei über der Meinung und unter der Wissenschaft. Er sei nicht bloß Meinen, subjective menschliche Selbstbestimmung, er sei mehr als dies, er habe einen realen, objectiven Gehalt, sei bereits eine Art von Erkenntniß, aber weniger als Wissen; denn seine Erkenntniß sei unvollständig und unzureichend, daher das Ziel und die Vollendung des Glaubens das Wissen, zu dem wir gelangen sollen[1]." So sehen wir hier dasselbe Streben, dieselbe Richtung, wie bei Anselmus, walten.

Zu fernerem Beispiel dient der Scholastiker Richard, Prior des Klosters St. Victor, der im zwölften Jahrhundert lebte. Er war nach Tennemann „ein scharfer Denker, ein feiner Beobachter des menschlichen Geistes, ein trefflicher Moralist und bei allem Eifer für die Erhaltung des rechtgläubigen Systems und bei aller Erhebung seines Gemüthes zu Gott in religiöser Schwärmerei[2]) doch ein sehr humaner und bescheidener Religionsphilosoph." ..... „Er verband mit seiner innigen Ueberzeugung von der Wahrheit des christlichen Glaubens den umfassenden Blick eines forschenden Geistes" u. s. w. So werden diesem alten Mönche nicht von mir, sondern von dem nüchternen Kantianer, der hier gewiß nicht zu viel thut, alle möglichen Lobsprüche ertheilt. Von der Philosophie gibt Richard eine bewundernswürdige Definition: „Sie ist die Liebe zur Weisheit, welche selbstständig und unabhängig, die lebendige

1) Tennemann a. a. O. S. 106 ff.

2) Ich brauche wohl nicht zu bemerken, daß dies ein Ausdruck ist, dessen ich mich nicht bedienen würde, den ich aber in dem Citate nicht ändern darf.

Vernunft und der einzige urſprüngliche Grund aller Dinge iſt: philosophia est amor sapientiae, quae nullius indigens, vivax mens et sola primaeva rerum ratio est. Sie iſt die Wiſſenſchaft aller göttlichen und menſchlichen Dinge, omnium rerum humanarum atque divinarum disciplina" u. ſ. w. Richard „bringt auf ein vernünftiges Nachdenken über den Glauben, weil dieſer nur Anfang und Grundlage, die Erkenntniß aber Vollendung des höchſten Gutes ſei. Wir ſollen betrachten, wie ſehr doch ſelbſt profane Denker ſich dieſer Erkenntniß Gottes befleißigen, und welche Fortſchritte ſie darin gemacht haben, und uns ſchämen, hinter denſelben zurückzubleiben. Was, ſagt er, thun wir dagegen? Die Liebe der Wahrheit ſollte wirkſamer in uns ſein, als in Jenen die Liebe der Eitelkeit; wir ſollten etwas noch weit Größeres und Bedeutenderes leiſten, da uns der Glaube leitet, die Hoffnung lenkt, die Liebe treibt; amplius aliquid nos in his posse oportebit, quos fides dirigit, spes trahit, charitas impellit. Es darf uns keineswegs genügen, von Gott zu glauben, was wahr und recht; wir müſſen uns auch bemühen, das Geglaubte einzuſehen, es uns, ſo weit nur immer geſtattet und möglich iſt, auch durch die Vernunft anzueignen. Satagamus, in quantum possumus, ut intelligamus, quod credimus ..... satagamus, quae credimus intelligere; nitamur semper, in quantum fas est vel fieri potest, comprehendere ratione, quod ex fide tenemus."

Als der größte deutſche Scholaſtiker ragt Albertus Magnus, Dominicaner und Biſchof von Regensburg, im dreizehnten Jahrhundrrt hervor. Er war als Theolog, Philoſoph und Gelehrter ein Gegenſtand der höchſten Bewunderung für ſeine Zeitgenoſſen. Seine Wißbegierde erſtreckte ſich auch auf Naturbeſchreibung, Mathematik und Phyſik. Unſere Kantianer haben ihm vorgeworfen, daß durch ihn „die realiſtiſche Anſicht, die falſche Schätzung des Werthes der Begriffe, indem man in ihnen die reale Erkenntniß der Objecte an ſich ſuchte, einen größeren Schein erhalten." Es tritt uns hier in der That ein Muth und eine Bravour des Erkennens und

ein bestimmtes principielles Bewußtsein über die zu lösende Aufgabe entgegen, die das direkte Gegentheil jener traurigen Verzweiflung am Erkennen bilden, welches der neueren, innerhalb der protestantischen Bildungssphäre und Wissenschaft aufgetretenen Philosophie und Theologie vorbehalten war. Nach Albert's Bestimmung liefern die Sinne den Stoff zur Wissenschaft; wenn aber Verstand und Vernunft, diese großen Gottesgaben, auf die Sinne reflectiren, so erkennen sie auch, was unter dem Sinnlichen verborgen und kein Gegenstand der Anschauung ist. Deus gloriosus nobis rationem et intellectum dedit, ut ii, reflexi ad sensum, non tantum sensibilia, sed etiam, quae sub sensibus latent, accipiant et pertractent. Latent autem sub sensibus substantiae insensibilium, et per operationes innotescunt nobis[1]). Ein Schüler von ihm war der berühmte Thomas von Aquino, der auch ganz vorzüglich in diese Reihe gehört.

Derselbe, im dreizehnten Jahrhundert lebend, Dominicaner und Lehrer der Theologie, erhielt die Namen doctor angelicus und communis und ward, wie Anselmus, heilig gesprochen. Tennemann sagt, sein System sei wegen der durch dasselbe zu Stande gekommenen Coalition der Theologie und Philosophie merkwürdig, so wie auch, daß hier nicht allein Theologie und Philosophie, sondern auch verschiedene philosophische Systeme durch die Beziehung auf einen Zweck in die innigste Berührung und Vereinigung träten. Von der Gottesidee dieses Scholastikers sagt er: „Sie ist sehr erhaben. Er denkt sich Gott als den Realgrund alles Seins, als das absolute Ideal aller Vollkommenheiten, das höchste Gut und den absoluten Grund der Wahrheit und Erkenntniß. Indem er aber das Dasein und das Verhältniß dieses vollkommensten Wesens zu der Welt, welches bloß Gegenstand eines Vernunftglaubens sein kann, demonstriren und zum Gegenstande des speculativen Erkennens machen will, verwickelt er sich in Speculationen" u. s. w.[2]).

1) Tennemann a. a. O. VIII. Bdg. II. S. 507.

2) Tennemann a. a. O. VIII. Bdg. II. S. 517 f. 610.

Dem ſchüchternen Schüler Kant's iſt der alte katholiſche Mönch zu kühn im Philoſophiren und wird von ihm engherzig geſchulmeiſtert. Hegel dagegen, von der summa theologiae ſprechend, bemerkt: „Es finden ſich in dieſem Buche zwar logiſche Förmlichkeiten, aber nicht dialectiſche Spitzfindigkeiten, ſondern gründliche ſpeculative Gedanken über den ganzen Umfang der Theologie und Philoſophie. Er hat Fragen, Antworten und Zweifel hinzugefügt, und den Punkt angegeben, von dem die Auflöſung abhängt[1].“ Braniß, ein proteſtantiſcher Schriftſteller, ſagt von Thomas, er ſei „unſtreitig eines der größten philoſophiſchen Genie's geweſen, welche die Geſchichte aufzuweiſen hat[2].“ Alſo ein großes philoſophiſches Genie und ein katholiſcher Heiliger in einer und derſelben Perſon! Balmes ſagt von ihm, er habe die Wiſſenſchaft um einige Jahrhunderte vorwärts gebracht, und Dechamps: „Er war vielleicht der klarſte und umfaſſendſte Geiſt, deſſen ſich die Menſchheit rühmen kann. Er accommodirte ſich der Form ſeiner Zeit; aber man ſieht ſeinen Schriften an, daß ihm Nichts unbekannt war, was die Menſchheit vor ihm gedacht und gewußt hatte; die antike Philoſophie, die natürlichen Wiſſenſchaften, die göttliche Philoſophie der Offenbarung, alles dies vereinigte er in ein Syſtem, das er „„die Summe““ nannte, ein Werk, ſo groß und noch größer durch Genialität, als durch Gelehrſamkeit, das ſo vielfach der modernen Wiſſenſchaft zur Demüthigung dient, die darin ſtaunend gar Vieles lernt, was ſie falſch oder gar nicht wußte[3].“ Die Kirche betet am Feſte des heil. Thomas von Aquino: „O Gott, der du deine Kirche durch die wunderbare Gelehrſamkeit des heil. Thomas, deines Bekenners, erleuchteſt .... verleihe uns, daß wir Dasjenige, was er gelehrt hat, mit unſerem Verſtande einſehen[4]“ —

1) Geſch. der Phil. II. S. 174.

2) Braniß, Ueberſicht des Entwicklungsganges der Philoſophie in der alten und mittleren Zeit. Breslau 1842. S. 438.

3) Dechamps, Wahrheit und Vernünftigkeit des Glaubens, deutſch von Heinrich, Mainz 1857. S. 476.

4) Deus, qui ecclesiam tuam Sancti Thomae, confessoris tui, mira

was für den Geist dieser Kirche überhaupt höchst bezeichnend ist.

Wilhelm von Auvergne, Bischof zu Paris, daher auch Parisiensis genannt, im dreizehnten Jahrhundert lebend, hatte von der Macht des Denkens, nicht bloß was das Erkennen, sondern auch was die Entstehung der Dinge, ihre reale Genesis und Existenz betrifft, einen merkwürdigen Begriff. Aus dem Denken, dem er eine magische und schöpferische Wirkung zuschrieb, sind ihm die Dinge geworden, durch das göttliche Denken, bloß als solches, die Welt entstanden; ja selbst bei dem Menschen fehle es an den wunderbarsten Analogien nicht. So habe ein Philosoph mit großer Lebhaftigkeit gedacht, daß ein Kameel fallen solle, und es sei gefallen. Wie man auch von solchen Behauptungen denken möge, sie zeugen doch immer von dem ungeheueren geistigen Leben, das im romantischen Zeitalter vorhanden war. Das schaffende Denken Gottes, wobei die alttestamentliche „Weisheit" und die Logosidee in Erinnerung kommt, hat nach Wilhelm von Auvergne auch die Gesetze und den Lauf der Dinge bestimmt, so daß Alles vom göttlichen Gedanken bewirkt und beherrscht erscheint. Derselbe Denker schrieb de immortalitate animae und bewies darin die Unsterblichkeit der Seele auf philosophischem Wege. Für den Dualismus von Leib und Seele gibt er auch treffende empirische Gründe an. Die Thätigkeiten der Seele sind den Gesetzen der Leiblichkeit oft in directer Weise entgegengesetzt; gerade bei der Abnahme körperlicher Kräfte ist öfters, wie in gewissen Krankheiten der Fall, eine in umgekehrtem Verhältnisse stehende Zunahme der Seelenkräfte bemerklich u. s. w.[1]).

Der berühmte Franziscaner Johann Duns Scotus, dem vierzehnten Jahrhundert angehörig, wegen seines Scharfsinnes doctor subtilis und deus inter philosophos genannt, erhielt die außerordentlichsten Lobsprüche, wie wenn man sagte,

---

eruditione clarificas . . . . da nobis ea, quae docuit, intellectu conspicere.

1) Tennemann VIII. Abth. II. S. 468 ff.

es sei gewesen, als habe er mit seinem Geiste die Geheimnisse der Vorsehung durchdrungen; er habe die Mysterien des Glaubens dermaßen gewußt, daß er sie fast nicht geglaubt habe[1]). Von dem Begriff der Theologie, welchen derselbe aufstellt, sagt Tennemann: „Er beweist, wie sehr Theologie und Philosophie, die ehedem so weit von einander abstanden, zu einem Ganzen verschmolzen waren.“ Scotus rechnete nämlich nicht nur solche Wahrheiten, die der sich selbst überlassenen Vernunft fremd, sondern auch philosophische zu dem Inbegriff der Theologie. In der Bibel fand er viele unentwickelte Vernunftwahrheiten, die man hervorziehen müsse. „Schon Origenes hatte dies eingesehen, und Scotus war davon um so mehr überzeugt, da schon seit einiger Zeit die Theologie ein Vereinigungsband der Wahrheiten der Vernunft und Offenbarung gewesen war. Um so mehr war Scotus bemüht, die letzteren aus den ersteren zu beweisen[2]).“

Nur noch einen merkwürdigen Mann der Art sei es mir zu nennen erlaubt, ihn, der, wie Professor Dr. Clemens in Münster bemerkt, gleichsam als das letzte Glied jener langen Kette von tiefen Denkern zu betrachten ist, die, in strengem Festhalten an den christlichen Lehrsätzen und der kirchlichen Ueberlieferung, von den Zeiten der Kirchenväter bis gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts die Philosophie gehegt und ausgebildet und den Glauben zum Wissen entwickelt haben,“ oder „mit dem,“ wie derselbe Autor sich sonst noch ausdrückt, „die goldene Kette abbricht, welche den Glauben mit dem Wissen nicht bloß zu vermitteln, sondern dieselbe in der Identität ihres Princips aufzufassen verstanden haben[3]).“ Es ist dies der Cardinal Nicolaus von Cusa, der auch als Mathematiker und Astronom, sowie durch sein kirchliches Wirken, seine Tugenden und seinen Wohlthätigkeitssinn bekannt und ausgezeichnet ist. Seine ächt christliche und zugleich sehr philosophische Grundanschauung ist diese,

1) Hegel a. a. O. S. 175.

2) Tennemann VIII. Abth. II. S. 711.

3) Dr. Clemens, Giordano Bruno und Nicolaus von Cusa. Bonn 1847. S. 3. 231.

daß er zwar Gott und Welt als Gegenſätze faßt, in Chriſto und der Kirche aber, die er mit Paulus als deſſen geheimnißvollen Leib beſtimmt, die Aufhebung dieſer Entgegenſetzung, die Vermittlung und Einheit des Unendlichen, Unbeſchränkten und Unbedingten mit dem Endlichen, Beſchränkten und Bedingten, das abſolut Concrete, in welchem alle dualiſtiſche Abſtraction und Differenz ihr Ende finde, und ſo das höchſte und letzte Ziel der ganzen Weltentwickelung, die Vollendung des Daſeins erblickt, wo das ſeinem göttlichen Urſprung Entfremdete ganz wieder mit ihm zuſammengehe. — Eine andere, höchſt intereſſante Beſtimmung von ihm iſt dieſe, daß er der bejahenden Gotteslehre, theologia affirmativa, eine verneinende, negativa, als nöthige Correctur, beigibt, über beide jedoch eine theologia mystica, als ächt ſpeculative Anſchauung des Wahren und Göttlichen, ſetzt. Denn was wir in der gemeinen Weiſe des Vorſtellens und Beſtimmens von Gott ausſagen, iſt bildlich und unangemeſſen; es muß daher eben ſo ſehr auch verneint werden[1]). Da aber auch die Verneinung ungenügend, ſo muß wieder eine poſitive Erkenntniß eintreten, aber eine höhere und wahrere, als jene erſte iſt. Sofern es um ein wörtliches Citat zu thun, ſo wähle ich folgende Stelle de ludo globi II. aus: Anima in omnibus nihil nisi unum intendit, scilicet omnium et sui causam per suam rationalem fortitudinem videre et comprehendere, ut dum omnium et sui ipsius causam et rationem in sua viva ratione esse sentit, summo bono, pace perpetua et delectatione fruatur. Rationalis enim spiritus, natura scire desiderans, quid aliud quaerit, quam omnium causam et rationem? Nec quiescit, nisi ipsam sciat. Welche Sprache!

Dieſe alten Denker waren bei all ihrem Vernunftgebrauche und logiſchem Scharfſinne doch zugleich ganz in das tiefe Ge-

1) Dies haben auch ſchon die Kirchenväter behauptet. Die verneinenden Prädicate, lehrten ſie, ſeien brauchbarer, als die bejahenden, weil dieſe bildlich ſeien und daher immer etwas Unvollkommenes und Unangemeſſenes mit ſich führten. *Dionys.* de coelest. hierarchia c. 2. §. 3. De divin. nomin. c. 1. Vergleiche was in dieſer Beziehung Münſcher a. a. O. III. S. 265 f. beibringt.

mäthsleben und myſtiſche Element des katholiſchen Chriſtenthums eingetaucht. Der große Thomas von Aquino z. B. war bei Verabfaſſung ſeiner Schriften faſt anhaltend außer ſich, und die um ihn waren, wußten beinahe bei jedem Buche zu erzählen, welche Geſichte ihm dabei zu Theil geworden. Er begann ſeine Studien und Arbeiten ſtets mit Gebet, und wenn er unſicher und zweifelnd niederkniete, ſtand er unterrichtet wieder auf; er verfiel bei der Meſſe nicht ſelten in Verzückung und faßte zur Nachtzeit vor dem Altären Gedanken, die er ſodann der Schrift anvertraute. Zugleich blieb das Gefühl der Unzulänglichkeit des Geleiſteten; innere Offenbarungen überſtiegen es; er wurde einſt, als er die Meſſe las, wunderbar bewegt, und hörte an einem Werke, das er eben ſchrieb, zu arbeiten auf. „Alles, was ich geſchrieben," ſagte er, „erſcheint mir wie Spreu gegen Das, was ich geſehen habe[1])." Er war auch Dichter und mehrere ſeiner Poeſien ſind noch jetzt in kirchlichem Anſehen und Gebrauch.

Hegel ſpricht in der Einleitung zur Geſchichte der Philoſophie von dem bekannten Gegenſatz des theologiſchen Rationalismus und Supranaturalismus neuerer Zeit; er tadelt beide und ſtellt die Weiſe der ſcholaſtiſchen Theologie und Philoſophie als die wahre hin, welche die beiderſeitigen Mängel und Fehler vermieden habe. „Der Rationalismus," ſagt er, „hat immer die Vernunft im Munde, iſt aber nur trockener Verſtand; er iſt der Philoſophie, dem Inhalt und der Form nach, entgegengeſetzt. Er hat dem Inhalt geſchadet, den Himmel leer gemacht; Alles zu endlichen Verhältniſſen heruntergeſetzt. Und was die Form betrifft, iſt er Räſonniren, unfreies Räſonniren, nicht Begreifen. Der Supranaturalismus iſt der Philoſophie in Hinſicht des Inhaltes verwandt, aber der Form nach verſchieden. Denn

1) Von dem berühmten Profeſſor Möhler wird erzählt, wie er kurz vor ſeinem Tode in einen leichten Schlummer verfiel und dann nach dem Erwachen die Hände über dem Haupte rang und ſagte: „Ach, jetzt habe ich's geſehen — jetzt weiß ich's — jetzt wollte ich ein Buch ſchreiben, das müßte ein Buch werden — aber jetzt iſt's vorbei." Solch ein gewaltiger Drang und Trieb nach tieferem und klarerem Erkennen iſt in den jetzt katholiſchen Theologen alter und neuer Zeit bemerklich.

er iſt ganz geiſtlos, hölzern geworden, und nimmt äußerliche Autorität zur Rechtfertigung an. Die Scholaſtiker waren keine ſolche Supranaturaliſten; ſie haben denkend und begreifend das Dogma der Kirche gefaßt[1]).

8.

Als ein ſolcher alſo hat ſich der Geiſt der katholiſchen Theologie in den früheren Zeiten und Formen derſelben geoffenbart. Und dieſer Geiſt iſt nicht erſtorben und verſchwunden, gehört nicht nur einer zu Grabe gegangenen, fern gerückten, nicht mehr zu erneuernden Vergangenheit an. Ich kann mich auch hier wieder auf Hegel beziehen, welcher, indem er von der ſeiner Meinung nach höchſt vortrefflichen Wendung ſpricht, welche durch die lutheriſche Reformation eingetreten, doch nicht verhehlen kann, wie ſehr dabei das Vernunftintereſſe zurückgetreten und einer rohen und hohlen Behandlung der religiöſen Gegenſtände Platz gemacht habe. Er findet wörtlich den Mangel darin, daß „die philoſophiſche Entwickelung der Glaubenslehren auf die Seite geſtellt worden; die Beſchäftigung des Subjectes mit ſich ſelbſt ſei das Moment geweſen, das zunächſt gegolten habe; in den Inhalt habe ſich das Subject nicht vertieft und auch die frühere Vertiefung des Geiſtes darin ſei verworfen worden," womit alſo ein ungeheurer Rückſchritt zugeſtanden iſt. Hegel ſetzt hinzu, daß dagegen in der katholiſchen Kirche der Zuſammenhang mit alter Bildung und Philoſophie noch immer bemerklich ſei. „Noch bis auf dieſen Tag werden wir in dieſer Kirche und ihrem Dogma die Anklänge und gleichſam die Erbſchaft von der Philoſophie der alexandriniſchen Schule finden; es iſt in ihr viel mehr Philoſophiſches, Speculatives, als in dem Lehrbegriff, der Dogmatik des Proteſtantismus, wenn überhaupt die Lehre noch ein Objectives, wenn ſie nicht ganz leer gemacht iſt, indem der Inhalt in ihr mehr hiſtoriſch, in Form der Geſchichte gehalten iſt, wodurch die Lehre trocken wird.

1) Vorleſungen über die Geſch. der Philoſ. 3. S. 96 f.

Die Verbindung der Philoſophie mit der Theologie, wie ſie im Mittelalter vorhanden, iſt in der katholiſchen Kirche der Hauptſache nach erhalten worden; im Proteſtantismus hingegen hat ſich das ſubjective religiöſe Princip von der Philoſophie getrennt." Iſt dem wirklich ſo, wie kann man es einem denkenden Menſchen, einem philoſophiſchen Forſche und wiſſenſchaftlichen Manne übel nehmen, wenn er ſich vom Proteſtantismus abkehrt und ſich zu einer Kirche hält, wo er doch jedenfalls auf eine gewiſſe Verwandtſchaft des Sinnes und Geiſtes ſtößt, die er dort, was Religion und Kirche betrifft, ganz zu entbehren hat? In den letzten Jahrhunderten, namentlich von Kant bis Hegel, hat die Philoſophie in der proteſtantiſchen Welt allerdings eine große Rolle geſpielt; allein das hat ſein Weſen für ſich getrieben und keinen kirchlichen Sinn und Charakter gehabt, und was ſich daraus entwickelte, waren jene Extreme der Negation, welche ſich in der neuhegeliſchen Schule und Zeit herausgeſtellt haben[1]).

Einige hieher zu ziehende Aeußerungen katholiſcher Schriftſteller ſind ſchon gelegentlich im vorhergehenden Capitel eingeflochten worden. Man wird ſich der Urtheile dieſer Autoren über einen Anſelmus von Canterbury, Thomas von Aquino und Nicolaus von Cuſa erinnern, die zu gleicher Zeit die eigene Denkart derſelben bezeichnen. Dr Clemens führt auch die Worte Friedrich's v. Schlegel an:

„Geiſtlich wird umſonſt genannt,
Wer nicht Geiſtes Licht erkannt;
Wiſſen iſt des Glaubens Stern,
Glauben iſt des Wiſſens Kern."

---

1) Vergl. Möhler, geſammelte Schriften und Aufſätze, Regensburg 1839. I. S. 200.: „So lange Luther's und Calvin's Lehre treu geglaubt wurde, gab es in der proteſtantiſchen Kirche keine Poeſie, keine Hiſtorie, keine Philoſophie u. ſ. w. In gewiß iſt es: ſo lange die proteſtantiſche Gemeinde noch lutheriſch war, hatte ſie keine Philoſophie, und als ſie eine Philoſophie hatte, war ſie nicht mehr lutheriſch. So flieht ihr Glaube die Philoſophie und ihre Philoſophie den Glauben."

Er ſagt, dieſe Worte ſeien dem Cardinal recht eigentlich aus der Seele geſprochen, und bekennt ſich hiemit eben ſo ſehr auch ſelbſt dazu. Aus dem Bereiche der neueren Zeit und Literatur ſind ferner folgende Beiſpiele zur Hand.

Auguſt Nicolas, ein bekannter franzöſiſcher Schriftſteller, welcher theologiſch-philoſophiſche Schriften verfaßt hat und von Papſt Pius IX. in Anerkennung ſeiner Verdienſte um die Religion zum Ritter des Piusordens ernannt worden iſt, erklärt ſich[1]) in folgender Art:

„Eine große Zahl von Chriſten hängt an dem beklagenswerthen Vorurtheile, man müſſe die chriſtliche Lehre, da ſie aus Geheimniſſen beſtehe, ohne Prüfung und weiteren Grund annehmen, als ob der Glaube nichts Anderes wäre, als eine Geneigtheit, alles ſchlechtweg für wahr zu halten, ohne zu wiſſen, was — da doch im Gegentheil nur durch die Betrachtung und Durchdringung der chriſtlichen Wahrheiten und durch ihre Einwirkung auf unſeren Geiſt die daraus entſpringende Erneuerung in unſer Herz übergehen kann.“ Und ebenſo: „Es iſt eine leere Behauptung, daß das ausſchließliche Verhalten der Schule des Chriſtenthums ganz nur der blinde Glaube ſein müſſe, daß die Vernunft Nichts damit zu ſchaffen habe, und daß man, um ſich dieſer nicht ganz und gar zu begeben, gezwungen ſei, ſich der Philoſophie d. h. dem Unglauben in die Arme zu werfen. Dieſe Meinung, von der in unſeren Tagen faſt alle Geiſter eingenommen ſind, iſt der ärgſte und unheilvollſte aller Irrthümer. Sie iſt verderblich für beide, die Religion und die Philoſophie. Für jene, weil ſie ihr die, welche nach Aufklärung ſtreben, entfremdet, und für dieſe, weil ſie ihr die des Glaubens bedürftigen Herzen abwendig macht.“

Möhler[2]) bemerkt: „Wir wollen und können nichts Anderes glauben, als was unſere Väter auch geglaubt. — — — — Die uns mit ihnen gemeinſame Wahrheit wurde aber im Verlaufe

---

1) Studien über das Chriſtenthum III. S. 83 f. S. 348 der deutſchen Ausgabe.

2) Symbolik S. 359 der vierten Ausgabe.

der Zeit durch die schönsten geistigen Kräfte oft tiefer ergründet, in allseitigerer Beziehung und umfassenderem Zusammenhange angeschaut, so daß ein stetes Wachsthum in der christlichen Erkenntniß Statt findet, und immer mehr und mehr die Geheimnisse Gottes sich erschließen." Er dringt auf eine „fortschreitende Entwickelung des christlichen Dogma;" man könne es jedoch nicht für einen Fortschritt in der christlichen Erkenntniß halten, wenn z. B. geläugnet wird, daß Christus sei, wofür er sich selbst gehalten. Sehr bestimmt spricht Möhler seine Ansichten auch in seiner Abhandlung über den heil. Anselm aus, wo er die Scholastiker gegen den Vorwurf eines tadelhaften, der Natur des Christenthums nicht gemäßen Verlangens nach Wissen und Begreifen vertheidigt. Dieser Vorwurf gehe von der Ansicht aus, das Christenthum habe eine bloß praktische Tendenz; dieselbe sei einseitig, das geistige Leben des Menschen bestehe im Erkennen und im Wollen zugleich, und es könne nicht gesagt werden, daß das Christenthum nur das Eine von Beiden wolle. Es sei eben so unklug, wenn man um des Glaubens und frommen Lebens willen das Streben nach dem Wissen mit verdächtigem Blicke betrachte, als wenn man, um das Wissen zu fördern, das fromme Thun mit scheelen Augen ansehe. In Beziehung auf die Scholastiker biete sich die Erscheinung dar, daß gerade die Wissendsten unter ihnen die reinsten, innigsten und frömmsten Christen, die treuesten Söhne der Kirche waren, wie Anselmus, Hugo von St. Victor, Petrus der Lombarde, Bonaventura, Thomas von Aquino, Gerson ꝛc. „Eben weil sie das Christenthum liebten, seien sie getrieben worden, es zu wissen; und indem sie es wußten, hätten sie es geliebt[1])."

Dieringer[2]) sagt: „Der menschliche Geist möchte den Dogmen, die ihm als göttliche Wahrheit vorgehalten werden, nicht bloß darum beipflichten, weil sie ihm von einer unfehl-

---

1) Möhler's gesammelte Schriften und Aufsätze. Regensburg 1839. I. S. 134 f.

2) Lehrbuch der katholischen Dogmatik. S. 15.

baren Autorität gewährleistet sind, sondern er möchte glauben und begreifen; er möchte der inneren Wahrheit des Geglaubten habhaft werden. Daß dieses Begehren ein Berechtigtes ist, das ist darin begründet, daß sich der Geist nach göttlicher Anordnung die Wahrheit auf zwei Weisen aneignen kann: durch gläubige Ergreifung des von der gewährleistenden Autorität Dargebotenen und durch eigenes Forschen. Wenn sich zu dem Glauben auch das Begreifen des Geglaubten gesellt, so ist der Geist der Wahrheit noch entschiedener zugethan, als wenn er seine Vernunft bloß unter den Gehorsam des Glaubens gefangen gegeben hat. Daher bezeichnen es die größten Theologen als eine Art von religiöser Trägheit, wenn man sich keine Mühe geben möge, um es zu einem Wissen des Geglaubten zu bringen[1]). Sie verlangen von uns einen Fortschritt, einen ungeheueren Fortschritt auf dem Gebiete der geoffenbarten Wahrheit, ein immer mächtigeres Durchdringen und Aneignen derselben[2]); ja sie erklären das zum Glauben hinzukommende Wissen des Geglaubten geradezu für die Mittelstufe zwischen Glauben und Schauen, für die Anticipation des Künftigen im Stande der Seligkeit[3]). Und so kann es unbedenklich als die Aufgabe der Dogmatik bezeichnet werden, so viel sie vermag, das Begreifen der Glaubensobjecte zu vermitteln."

Ein anderer katholischer Schriftsteller der Gegenwart, der Redemptorist P. Dechamps sagt: „Wäre die Wahrheit nicht in uns, woran sollten wir die Wahrheit erkennen außer uns! Wenn wir nur als wahr anerkennen dürfen, was wir als solches erkannt haben, so geschieht es, weil wir in uns eine Regel haben, woran wir es erkennen. Diese Regel heißt die Vernunft. Durch sie ist der Mensch Gottes lebendiges Ebenbild. Wenn er daher die wahre Religion kennen lernt, so erkennt

---

1) *Anselm.* Cur Deus homo. c. 2. Negligentiae mihi videtur, si, postquam confirmati sumus in fide, non studemus, quod credimus, intelligere.

2) *Vinc. Ler.* commonitor. No. 23.

3) *Bernard.* de consideral.

er ſie auch als ſolche, indem er Etwas in ſich hat woran er das Göttliche erkennt[1]). Und Dr. Heinrich, Domcapitular und Prof. der Theologie in Mainz, bezeichnet in der Vorrede zur Ueberſetzung deſſelben Werkes, woraus die ſo eben citirte Stelle entnommen, die Meinung, daß es unmöglich ſei, ſich von der Wahrheit des Glaubens durch freie Prüfung eine vernünftige Gewißheit zu verſchaffen und daß man in Sachen der Religion eben lediglich glauben und auf den Gebrauch ſeiner Vernunft verzichten müſſe, als ein Vorurtheil von unſäglicher Schädlichkeit. Er ſetzt hinzu: „Die katholiſche Kirche und mit ihr die ganze große und geſunde Theologie und Philoſophie, die ſich von der Zeit der Kirchenväter bis auf den heutigen Tag ſtets gleich geblieben iſt, hat mit aller Entſchiedenheit jenes Vorurtheil verworfen und den von Gott gegründeten Einklang zwiſchen Vernunft und Offenbarung, Glaube und Wiſſenſchaft behauptet. Demgemäß hat ſie allezeit, wie die Rechte des Glaubens, ſo auch die der menſchlichen Vernunft vertheidiget, und es wird die Zeit kommen, ja ſie iſt ſchon da, wo die Kirche den Beruf hat, nicht bloß den Glauben, ſondern auch die Vernunft und Philoſophie, einerſeits einem troſtloſen Skepticismus und geiſtläugnenden Materialismus und andererſeits einem falſchen Myſticismus gegenüber, zu retten."

So ſagt denn auch Herr v. Ketteler, Biſchof zu Mainz, in einem wider Dieſterweg gerichteten Aufſatze: es ſei keinem Zweifel unterworfen, daß Dasjenige, was wir im Glauben bekennen, mit der Vernunft nicht in Widerſpruch ſtehen dürfe, ſondern im Gegentheile ſeine völlige Berechtigung in ihr finden müſſe. Der wahre Glaube und die geſunde Vernunft ſeien ſo innig zuſammengehörig, wie Nahrung und Magen, Licht und Auge. Deshalb ſage ſchon der Apoſtel Paulus Röm. 12, 1.: „Euer Gottesdienſt ſei ein vernünftiger," und das habe zu jeder Zeit als Grundſatz der katholiſchen Kirche gegolten. Dem Proteſtantismus ſei es vorbehalten geweſen, einen

---

1) Dechamps, die Wahrheit und Vernünftigkeit des Glaubens, überſetzt von Heinrich. Mainz 1857. S. 179 f.

Widerſpruch zwiſchen den Forderungen der Vernunft und dem Inhalte der chriſtlichen Glaubenswahrheiten anzunehmen; von den Katholiken ſei die Nothwendigkeit der Uebereinſtimmung des Glaubens und der Vernunft nie beſtritten worden; es nehme ſich daher faſt komiſch aus, wenn dergleichen Wahrheiten in der Art geltend gemacht würden, als ſeien es ganz neue Errungenſchaften des menſchlichen Geiſtes, gegen welche ſich der Katholicismus verneinend verhalte[1]).

In einem Aufſatze der Zeitſchrift: „Der Katholik," Februar 1859, S. 132, ſind die harten, ſchneidenden Ausſprüche Luther's über das Verhältniß der Vernunft zum Glauben angeführt, wie wenn derſelbe lehrt: „Die gläubigen Menſchen erwürgen die Vernunft und ſagen: Höreſt du wohl, Vernunft! Eine tolle, blinde Närrin biſt du, verſteheſt von Gottes Sachen nicht das Geringſte; darum mache mir nicht viel Poſſen mit deinem Widerbellen, ſondern halte dein Maul und ſchweige, unterſtehe dich nicht, über Gottes Wort Richterin zu ſein, ſondern ſetze dich, höre, was dir daſſelbe ſage und glaube ihm. Alſo würgen die Gläubigen dieſe Beſtie und thun damit unſerem Herrn Gott das allerangenehmſte Opfer und Gottesdienſt, ſo ihm nur immer geſchehen kann." — „Daß zwei und fünf ſieben ſind, kann ich faſſen mit der Vernunft; wenn es aber von oben herab heißt: Nein, es ſind acht, ſo ſoll ich's glauben wider meine Vernunft und Fühlen." — „Dahin muß es mit dir gebracht werden: du mußt die Vernunft gar ausziehen und hinwerfen durch den Glauben, daß dieſe Worte das ewige Leben geben. Deshalben ſo iſt's beſchloſſen, daß, wer Chriſti Wort hören will, der laſſe den Eſel daheim, handle und rechne nicht nach ſeiner Vernunft; thut er es aber, ſo wird er Aergerniß nehmen[2])." Dazu wird bemerkt: „Eine ſolche Auffaſſung, welche einer gänzlichen Vernichtung der Philoſophie und der Zumuthung gleichkommt, daß

---

1) Der Religionsunterricht in der Volksſchule. Hirtenbrief von 1859. Anhang S. 65 f.

2) Vergl. Döllinger, Reformation, Regensburg 1846. I. S. 442 ff. 448 f.

der Menſch ſeine natürlichen Denkprincipien ganz aufgeben und ſich dem Glaubensprincipe blindlings in die Arme werfen ſolle, ſtimmt zwar trefflich mit einer Lehre überein, nach welcher die Natur des Menſchen durch die Erbſünde ſich nicht bloß nach Leib und Seele verſchlimmert, ſondern ihr Weſen und alle ihre geiſtigen Kräfte eingebüßt hat und zur Sünde ſelbſt geworden iſt, ſo daß Alles in unſerem Willen böſe, und Alles in unſerem Verſtande nur eitel Irrthum und Blindheit iſt. Aber mit den Anſchauungen und Lehren der katholiſchen Kirche läßt ſie ſich in keinerlei Weiſe vereinigen. Nach lutheriſcher Anſicht ſteht die übernatürliche Ordnung mit der natürlichen, die Offenbarung mit der Vernunft nothwendig in vollkommenem Widerſpruche, und darum trug der ſächſiſche Reformator auch kein Bedenken, nicht bloß jede Berufung auf das natürliche Licht und jede auf daſſelbe ſich gründende Lehre für heidniſch, ja teufliſch zu erklären, ſondern auch geradezu auszuſprechen, daß der Vernunft nach Alles in der Schrift erlogen ſei [1]). Die katholiſche Kirche dagegen weiß Nichts von einem ſolchen Widerſpruche und hat darum nicht nur den Gebrauch der menſchlichen Vernunft in Religionsſachen innerhalb der rechten Gränzen immer gut geheißen, ſondern auch die von Luther wieder aufgenommene nominaliſtiſche Behauptung, daß Etwas in der Theologie wahr ſein könne, was in der Philoſophie falſch iſt und umgekehrt, von jeher und zu allen Zeiten verworfen."

Ich kann mich endlich auch auf eine Erklärung des gegenwärtig regierenden Papſtes, Pius IX., berufen. Derſelbe ſpricht von dem ſogenannten Fortſchritte, dem die Kirche entgegenzuſtreben ſcheint und den ſie allerdings in dem gewöhnlichen unbeſtimmten und verneinenden Sinne des Wortes nicht gelten laſſen kann, wenn ſie ſich nicht ſelbſtwillig einer totalen Auflöſung entgegenführen laſſen will. Er bemerkt aber, daß es gleichwohl auch einen kirchlichen Fortſchritt, und zwar einen ſehr großen, gebe. „Es ſoll," ſagt er, „wachſen, erſtarken und mächtig werden in dem Einzelnen, wie in der Geſammtheit, je nach den Stufen

1) Vergl. Döllinger, die Reformation u. ſ. w. S. 32 f. 444, 447.

des Alters und der Jahrhunderte die Erkenntniß, Wissenschaft und Weisheit, vermöge welcher deutlicher eingesehen wird, was früher dunkel geglaubt wurde; vermöge welcher die Folgezeit als verstanden begrüßt, was die Vorzeit bloß verehrte, ohne es begriffen zu haben; vermöge welcher die kostbaren Edelsteine der göttlichen Lehre kunstreich bearbeitet, treu zusammengefügt, geschickt zugerichtet und mit Glanz, Schönheit und Reiz ausgestattet werden — so jedoch, daß sie ihrer Art nach dasselbe bleiben, daß Lehre, Sinn, Wahrheit unverändert beharren und der Sache nach nichts Neues gesagt werde, indem man die alte Wahrheit in neuer Form erscheinen läßt[1])."

---

1) Breve vom 17. März 1856 an die Bischöfe Oesterreichs. Vergl. *Vincent. Lerinens.* Commonitor. c. 27. 28. 29. Sed forsitan dicet aliquis: nullusne ergo in ecclesia Christi *profectus*? Habeatur plane, et maximus. Nam quis ille est tam invidus hominibus, tam exosus Deo, qui illud prohibere conetur? Sed ita tamen, ut vere profectus sit ille fidei, non permutatio. Siquidem ad profectum pertinet, ut in semet ipsa unaquaeque res amplificetur, ad permutationem vero, ut aliquid ex alio in aliud transvertatur. Crescat igitur oportet et multum vehementer ac proficiat tam singulorum, quam omnium, tam unius hominis, quam totius ecclesiae aetatum ac saeculorum gradibus intelligentia, scientia, sapientia, sed in suo duntaxat genere, in eodem scilicet dogmate, eodem sensu, eademque sententia. — — — — — Imitetur animarum religio rationem corporum, quae licet annorum procursu numeros suos evolvant et explicent, eadem tamen, quae erant, permanent. Multum interest inter puerilem florem et senectutis maturitatem; sed iidem tamen ipsi sunt senes, qui fuerant adolescentes: ut quamvis unius ejusdemque hominis status habitusque mutetur, una tamen nihilominus eademque natura, una eademque persona sit. Es können hiernach im Fortgange der christlichen Geistesentwicklung und Erkenntniß des Göttlichen so große Unterschiede Statt finden, wie zwischen dem Kind und dem Greise; aber wie hier die Identität der Person beharrt, so soll auch in der christlichen Religionsentwicklung die Religion dieselbe bleiben. Koto spiritualis tabernaculi Beseleel (Exod. 31, 2), pretiosas divini dogmatis gemmas exculpe, fideliter compta, adorna sapienter, adjice speculorum, gratiam, venustatem. Intelligatur, te exponente, illustrius, quod ante obscurius credebatur. Per te posteritas intellectum gratuletur, quod ante venustas non intellectum

9.

Dies Alles zusammengenommen wird keinen Zweifel übrig lassen, worauf es der die katholische Kirche regierende Geist abgesehen habe. Es ist diesem Geiste wohl zuzutrauen, daß er endlich so vollständig, als möglich und nöthig ist, zu Stande bringen werde, was er schon so viele Jahrhunderte hindurch andeutet, anstrebt und niemals aufzugeben die Absicht zeigt: die Verwandlung des im Glauben nur erst dunkel und unvollständig Gewußten und Erkannten in ein lichtvolles, zusammenhängendes, den Foderungen der Vernunft und dem Bedürfnisse der Menschheit in genügendem Maße entsprechendes Gedankensystem und Lehrgebäude, an welchem intelligente und wohlgesinnte Menschen ihre Freude haben und dem sie nicht umhin können werden, ihre aufrichtige Zustimmung zu geben. Käme es darauf an, eine solche Idee und Erwartung an bestimmte biblische Aussprüche anzuknüpfen, so ließe sich daran erinnern, was schon Hegel geltend gemacht, daß Christus den Seinen den Geist verheißt, der sie in alle Wahrheit leiten werde, und daß Paulus von dem Geiste spricht, der alle Dinge, der selbst die Tiefen der Gottheit forschet. Das sind Stellen, welche einen ganz unbeschränkten Fortgang im Erkennen in Aussicht stellen, nur daß es nicht die bloß menschliche, von Gott losgerissene Vernunft, sondern der sie erfüllende und bestimmende Geist Gottes ist, dem so Großes und Unbedingtes zugeschrieben wird. „Der heilige Geist wird euch Alles lehren.“ Joh. 14, 26. „Jener Geist der Wahrheit wird euch in alle Wahrheit leiten.“ Joh. 16, 13. „Was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört und in keines Menschen Ohr gekommen, — — — — — das hat uns Gott ge-

---

veneratur. Eadem tamen, quae didicisti, doce; ut cum dicas nove, non dicas nova. Also nove, non nova, das ist die Norm; aber in dem nove liegt viel. Schon die Manichäer hatten den Katholiken den Vorwurf gemacht, es herrsche bei ihnen Nichts als Glaubenstyrannei, kein Fortschritt der Erkenntniß und kein selbstständiges Eindringen in das christliche Glaubenssystem. Dies veranlaßte die obigen Erklärungen des Vincentius, mit denen die des heiligen Vaters wörtlich übereinstimmen.

offenbart durch seinen Geist; denn der Geist erforscht Alles, auch die Tiefen der Gottheit." 1 Cor. 2, 9 f. Denken, Forschen, Erkennen, Wissen, Einsicht, Weisheit wird überhaupt so wenig verworfen, für überflüssig erklärt oder auch nur hintangesetzt, daß vielmehr in einer Menge von Aussprüchen des alten und neuen Testamentes der größte Werth darauf gelegt und ein Mangel daran für höchst gefährlich und verhängnißvoll erklärt wird. Um mich der Kürze wegen bloß auf das neue Testament zu beschränken, so hebe ich noch folgende Stellen heraus: „An demselben Tage werdet ihr erkennen, daß ich in meinem Vater bin und ihr in mir." Joh. 14, 20. „Ihr werdet die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird euch frei machen." Joh. 8, 32. „Da sie die Erkenntniß verwarfen, überließ sie Gott den verwerflichen Sinnen und sie wurden vernunftlos" u. s. w. Röm 1, 28. „Ich bete, daß Gott euch geben wolle den Geist der Weisheit und Offenbarung, um ihn zu erkennen, erleuchtete Augen des Herzens, daß ihr einsehet" u. s. w. „Wir hören nicht auf, zu bitten, daß ihr erfüllt werdet mit der Erkenntniß seines Willens in aller Weisheit und dem geistigen Verständniß, daß ihr Gottes würdig wandelt — — — — — und zunehmet in der Gotteserkenntniß." Col. 1, 9 f. „Daß sie unterwiesen werden und gelangen zu jedem Reichthume der Fülle des Wissens, zur Erkenntniß des Geheimnisses Gottes des Vaters und Jesu Christi, in welchem alle Schätze der Weisheit und Erkenntniß verborgen liegen." Col. 2, 2 f. „Die Gnade Gottes ist uns überschwänglich zu Theil geworden in aller Weisheit und Erkenntniß, indem er uns das Geheimniß seines Willens kund gethan." Ephes. 1, 7 ff. „Wir lehren Weisheit unter den Vollkommenen, Gottes Weisheit, die geheimnißvolle, verborgene, welche Gott vor der Welt Beginn zu unserer Herrlichkeit ersehen." 1 Cor. 2, 6 f. Man soll dem Verstande nach kein Kind, sondern vollkommen sein. 1 Cor. 14, 20. Man soll mit allen Heiligen die Breite, Länge, Höhe und Tiefe der geoffenbarten Geheimnisse begreifen. Ephes. 3, 18. Wir sollen wandeln wie Weise, nicht wie Unweise, nicht

unverſtändig ſein, ſondern verſtehen, was Gottes Wille iſt. Epheſ. 5, 16 f. „Fehlet es einem von euch an Weisheit, der erbitte ſie von Gott, welcher Allen reichlich gibt.“ Jac. 1, 5. Vergl. 3, 13 ff. „Gnade ſei euch und Frieden in Fülle in Erkenntniß Gottes und Jeſu Chriſti, unſeres Herrn! Da uns ja ſeine göttliche Macht Alles, was zum Leben und zur Gottſeligkeit dienet, geſchenket hat durch die Erkenntniß Deſſen, der uns berufen durch Herrlichkeit und Kraft, durch welche uns die größten und köſtlichſten Verheißungen geſchenkt worden, auf daß ihr dadurch der göttlichen Natur theilhaftig würdet“ u. ſ. w. 2 Petr. 1, 3 ff. „Ich will euch Mund und Weisheit geben, welcher alle euere Widerſacher nicht werden widerſtehen und widerſprechen können.“ Luc. 21, 15 ff. Oefters iſt von einem dem Menſchen innerlich zu Theil werdenden „Zeugniſſe des göttlichen Geiſtes,“ einem „unſerem Geiſte gegebenen Zeugniſſe,“ einem „in unſere Herzen gegebenen Pfande“ deſſelben die Rede, wie in folgenden Stellen der Fall. „Der Geiſt der Wahrheit, der vom Vater ausgeht, wird von mir Zeugniß geben.“ Joh. 15, 26. „Der Geiſt bezeuget, daß Chriſtus die Wahrheit ſei.“ Joh. 5, 6. „Der Geiſt ſelbſt gibt Zeugniß unſerem Geiſte, daß wir Kinder Gottes ſind.“ Röm. 8, 16. „Gott hat uns das Pfand des Geiſtes in unſere Herzen gegeben.“ 2 Cor. 1, 22. „Wir haben den Geiſt aus Gott empfangen, damit wir wiſſen, was uns von Gott geſchenkt worden iſt.“ 1 Cor. 2, 12. „Jeſus ſprach: Wer an mich glaubt, aus deſſen Leibe werden Ströme lebendigen Waſſers fließen. Das ſagte er aber von dem Geiſte, den Diejenigen empfangen ſollten, die an ihn glauben würden.“ Joh. 7, 38 f. Der Glaube kann und muß von Außen her veranlaßt und erweckt werden, iſt aber Nichts ohne den Empfang und die Inwohnung des Geiſtes, welcher die innere, von allem Aeußeren unabhängige Gewißheit und Sicherheit verleiht, und durch welchen allein das äußerlich an uns kommende Göttliche, das uns ſonſt ewig fremd bleiben würde, zu unſerem Eigenthume wird. Die ganze Lehre vom heiligen Geiſte iſt der Gegenſatz eines blinden, knechtiſchen Annehmens chriſtlicher Lehren und

höherer Wahrheiten auf äußere Anregung und Befehl Anderer hin; denn dieſer Geiſt iſt die chriſtliche Gottheit, die im Inneren des Menſchen ſelbſt ihr Werk verrichtet und ihre Orakel ſpricht, und deren lebendiges, ſo intellectuell, als moraliſch wirkſames Daſein im Menſchen unumgänglich nöthig iſt: „Ihr ſeid geheiliget, ihr ſeid gerechtfertiget im Geiſte unſeres Gottes.“ 1 Cor. 6, 11. „Niemand kann ſagen: Herr Jeſus! außer im heiligen Geiſte.“ 1 Cor. 12, 3. „Ihr ſeid, nachdem ihr das Wort der Wahrheit gehört und geglaubt habt, beſiegelt worden in Chriſto mit dem verheißenen heiligen Geiſte, welcher das Unterpfand unſerer Erbſchaft iſt.“ Epheſ. 1, 13 f. Indem nun die Kirche dieſe Lehre anerkennt und anerkennen muß, indem es ihre eigene Lehre iſt, indem ſie uns an den heiligen Geiſt zu glauben beſtehlt, ihn uns lebendig mittheilt, uns anweiſt, ihn in unſerem Inneren wirken und walten zu laſſen, hebt ſie ſelbſt zugleich alles bloß äußerliche Darbieten und Gebieten auf und verlegt Alles in's Innere, in die Tiefen der Menſchenſeele, wo jener Geiſt ſofort nach eigenem Willen und Geſetze waltet und ſo mit ſchrankenloſer, wiewohl ſeinen übrigen Offenbarungen, wie ſich von ſelbſt verſteht, conformer Freiheit herrſcht[1]). Dies iſt namentlich der große Sinn der Firmung, in welcher der heilige Geiſt geſpendet wird[2]) und welche ſomit die freie Selbſtauf-

---

1) Vergl. Möhler's Symbolik S. 433.: „Wir ſind nicht eher lebendige Glieder der äußeren Kirche, bis wir der inneren angehören. Das von Außen Dargebotene muß in und von uns nacherzeugt, das Objective ſubjectiv geworden ſein, ehe wir uns als wahre Genoſſen der chriſtlichen Kirche zu betrachten berechtigt ſind. — — — — — Die äußere Anregung, Belehrung und Erziehung iſt ſtets die erſte Bedingung des innerlichen Erregt-, Gelehrt- und Erzogenwerdens. Iſt aber das Aeußere ſofort Inneres geworden, dann wird das Innere auch wieder äußerlich und das von außen nach innen gedrungene Bild wird von innen nach außen zurückgeworfen.“

2) Es wird dabei im katholiſchen Glaubensunterrichte auf 2 Cor. 1, 21 f. Apoſtelg. 8, 14—17. Cap. 19, 5 f. hingewieſen und unter die Gaben des heiligen Geiſtes nach Jeſ. 11, 2. die der Weisheit, des Verſtandes und der Wiſſenſchaft gerechnet.

lösung dieses scheinbar so starren Systems ist, eine Selbstauflösung, die ebenso sehr auch keine ist, weil sie zu diesem wunderbaren Systeme selbst gehört, welches, wie sonst kein anderes in der Welt, die äußersten Gegensätze in sich vereinigt, in Fluß bringt und in einander überführt.

10.

Ich habe noch einen Einwurf zu erwarten, denjenigen, durch welchen man glauben wird, mich in die größte Verlegenheit zu setzen: „Hast du denn," wird man fragen, „all das Böse, Gräuliche und Entsetzliche vergessen, was du dem Christenthum vorgeworfen, was du in ganzen Abhandlungen und Werken historisch-kritisch nachzuweisen unternommen hast? Oder meinst du vielleicht, wir hätten es vergessen und würden es dir nicht in's Gedächtniß rufen[1]). Oder bist du entschlossen und bereit, Alles förmlich zu widerrufen und als eine bloße Verläumdung zu bezeichnen, die du dir aus Wahnsinn oder Böswilligkeit hast zu Schulden kommen lassen?"

Es läßt sich hier vor Allem die Bemerkung machen, daß sich die bezüglichen Darstellungen, namentlich was jenes verrufene Werk betrifft, das unter dem Titel: „Geheimnisse des christlichen Alterthums" erschien und eine Menge unerhörter Behauptungen und Nachweisungsversuche enthielt, sich so gut als gar keiner Anerkennung und Benützung zu erfreuen gehabt haben, indem sie selbst von den Parteien, zu denen ich gehörte oder gerechnet wurde und auf deren Beistimmung und Unterstützung ich gezählt hatte, fast durchaus nur antipathisch bei

---

1) Nachdem ich dies geschrieben, ist das auch wirklich geschehen, wie in einer Kritik meiner „Enthüllungen über Kaspar Hauser" in Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd. — Auch habe ich gehört, daß Jemand in Frankfurt gedroht habe, Alles, was sich Antichristliches in meinen Schriften finde, zusammenzustellen und so zum augenscheinlichen Beweise meiner Inconsequenz mir und der Welt vor Augen zu legen. Glauben denn diese Leute, ich sei so gar bewußtlos und unbedachtsam zu Werke gegangen und habe mich auf dergleichen Einwendungen und Angriffe nicht vorgesehen?

Seite geſchoben, ignorirt, ja förmlich desavouirt worden ſind. „Ich erinnere," hieß es, „an jenen Mann, der eine Brille mit rothen Gläſern aufgeſetzt hatte und nun behauptete, die ganze Welt ſei roth." Der Einzige, der ſich mit ſeinen Forſchungen anſchloß und nur theilweiſe widerſprach, während er im Ganzen beſtätigte, hinzufügte und ausführte, war der Mythолog und Archäolog Nork. Uebrigens war ich ſo vereinſamt und verlaſſen, ſo ſchutzlos und vogelfrei, daß jeder literariſche Bube über mich herfallen und mich nach Herzensluſt verhöhnen und zertreten konnte, daß die ſchlechten, unredlichen, boshaften Manöver, deren man ſich gegen mich bediente, immer wieder in neue Anwendung kamen, ſo laut und ſo oft ich auch darüber Klage erhob und ſie in ihrer Schändlichkeit an den Pranger der Oeffentlichkeit ſtellte, und daß ſich Niemand fand, der ſich meiner offen und ungeſcheut anzunehmen pflegte. Da es nun doch gewiß nicht leicht iſt, ein ganzes, langes Leben hindurch mit ſeinen Erkenntniſſen und Entdeckungen ſo allein zu ſtehen, für halb oder ganz verrückt zu gelten und für unermeßliche Mühen und Arbeiten nichts als Spott und Hohn, Mißhandlung und Verfolgung zu haben, ſo wäre es bei Gott nicht verwunderlich, wenn ich am Ende an mir ſelbſt irre geworden wäre und Anſichten aufgegeben hätte, die mir ſtets nur ſo bittere Früchte trugen. Und wenn ich jetzt Alles ganz einfach und unbedingt widerriefe, wenn ich erklärte, ich ſei hirnkrank geweſen, und was ich erkannt und gefunden zu haben geglaubt, ſeien Nichts weiter, als Delirien ohne allen realen Gehalt, Producte einer „fieberkranken Phantaſie," wie man ſich ausgedrückt hat, ſo hätte ich der Welt nur Recht gegeben; ſie könnte eine ſolche Palinodie, wie vom intellectuellen, ſo vom moraliſchen Geſichtspunkte aus, nur billigen und müßte ſich dadurch ſogar recht ſehr geſchmeichelt fühlen.

Es wird anders kommen; ich werde nicht ſagen, daß ich immer und überall nur wahnwitzig geträumt und muthwillig verläumdet habe; ich werde einer Welt, die meine Arbeiten nicht nur etwa wegen der Mißgriffe und Verirrungen, die ich mir dabei wirklich zu Schulden kommen ließ, ſondern rein nur in ihrer gewohnten ſchlechten Manier, um der Neuheit und Eigen-

thümlichkeit des in Anregung Gebrachten, verwerfen und verlacht hat, keine allzu großen Concessionen machen und meinen neuestens eingenommenen Standpunkt dennoch zu behaupten wissen. Wie dies möglich, will ich nun in der Kürze angeben und klar zu machen suchen.

In einigen Rücksichten habe ich bei jenen Untersuchungen allerdings die Linie der Wahrheit überschritten und mich, wie es bei ersten, unerwarteten Funden der Art zu gehen pflegt, zumal wenn sich tendenziöse und polemische Zwecke und Leidenschaften hineinmischen, zu einer Einseitigkeit verleiten lassen, welche den Theil für das Ganze, das Unächte für das Aechte, das der Häresie und dem Sectenwesen zur Last Fallende oder aus fremder Sphäre Zugemischte für das den inneren, centralen Gehalt und Kern der Sache und deren eigene naturgemäße Entfaltung Bildende faßte und darstellte, und so dem wirklich und wahrhaft Erkannten und Enthüllten eine zu allgemeine und unbedingte Bedeutung und Ausdehnung gab. Ich habe namentlich zu beklagen, daß ich die bezüglichen Fanatismen und Gräuel bis zu der reinen und göttlichen Quelle des Christenthums hin verfolgen zu müssen glaubte und sie sogleich hier in begründender, die ganze Entwickelung bestimmender Weise auftreten zu lassen keinen Anstand nahm. So viel räume ich ein und so viel wird genügen. Im Uebrigen habe ich keineswegs zu viel gesehen und behauptet. Ich habe sogar, nachdem ich jene verrufenen „Geheimnisse des christlichen Alterthums" herausgegeben, Dinge entdeckt, die noch weit erstaunlicher und unglaublicher und zugleich gewisser und unläugbarer sind, als das, wofür man mir das Irrenhaus anzuweisen Miene gemacht. So namentlich, was die in Luther's Tischreden enthaltenen Nachrichten über die bis in's 16. Jahrhundert hinein dauernden und erst von Kaiser Karl V. abgeschafften Menschenopfer und die über russische Fanatismen und Gräuelculte betrifft, welche neuere Schriftsteller, namentlich der Freiherr von Haxthausen gegeben und welche, so unmöglich sie ihrer Natur nach zu sein scheinen, doch keinem Zweifel unterliegen[1]). Und als ich mich vor einiger Zeit näher mit der ka-

1) Luther's Tischreden, Ausgabe von Aurifaber, Frankf. a. M.

tholiſchen Literatur beſaßte, fand ich bei Autoren, wie Görres und Sepp, ohne allen Rückhalt Thatſachen verzeichnet und anerkannt, die das, was ich mir in jenem Buche nahmhaft zu machen und zu beſchreiben getraute, an Abſcheulichkeit und Widermenſchlichkeit noch weit übertreffen und in der That ausſehen, als wären ſie nur das als hiſtoriſche Wahrheit und Wirklichkeit abſolut undenkbare „Product einer fieberkranken Phantaſie.“ Bei beiden Schriftſtellern iſt auch ganz unverhohlen und ausdrücklich von einem „Rückſchritte des Chriſtenthums in den alten blutigen Opferdienſt der Heidenwelt“ die Rede; ſie ſagen beide, indem ſie die bezüglichen Erſcheinungen beſchreiben, geradezu und wörtlich die Sätze auf, „es ſei der alte Molochdienſt geweſen, der hier grell und frech wieder auftauchte und ſich für Chriſtenthum auszugeben die Stirne hatte,“ und „es ſei hier der Molochdienſt in ſeiner gräulichſten Entartung in der Chriſtenheit wieder aufgetaucht[1]). Ich habe in meinem Buche, die tendenzloſe Identificirung des Falſchen und Aechten abgerechnet, nicht mehr geſagt. Und doch hat man mich, bloß um der

---

1667. Th. I. Blatt 213 f. unter der Aufſchrift: „Von Abgötterei“ und „Von Opfern der Menſchen.“ Auguſt Freiherr v. Harthauſen, Studien über die inneren Zuſtände, das Volksleben u. ſ. w. Rußlands, Hannover 1847. I. S. 348 ff. 340 ff. 343 ff. 339 ff. II. S. 233. Falk, Beiträge zur Topographie des ruſſiſchen Reiches, Petersburg 1775. I. S. 279. Petersburger Nachrichten von 1844 in dem Journal: „Das Ausland“ 1845. Nr. 288. *Hamba*, voyage dans la Russie méridionale tom. II. p. 319. Stuhr, Religionsſyſteme der heidniſchen Völker des Orients. Berlin 1816. S. 441. Korreſpondent von und für Deutſchland vom 7. Oct. 1847. Nr. 280. Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 14. Dec. 1844. Nr. 349. S. 2785. Telegraph für Deutſchland. Hamburg 1847. Nr. 174. Otto Wigand's Jahrbücher für Wiſſenſchaft und Kunſt. Bd. I. Heft 1. Leipzig 1854. S. 56 ff.

1) Görres, Myſtik, Regensburg 1840. III. S. 40 ff. Sepp, Heidenthum, Regensburg 1853. II. S. 190 ff. Vergl. *Augustin.* index. haeres. 20. 46. *Epiphan.* haer. XXI. 34. *Mich. Psellus*, de operatione daemonum. Ed. Boissonade Norimb. 1838. *Trithem.* annal Hirsaug. ad ann. 1299 et 1320.

Annahme willen, daß auch im Chriſtenthume Menſchenopfer gefallen und daß der alte Molochdienſt in ihm auf's Neue wieder aufgeflammt, des Wahnſinnes beſchuldigt.

Wollte ich in's Einzelne gehen, ſo könnte ich eine Menge von Erſcheinungen und Thatſachen nennen, mit denen es ſeine volle, mit Vernunft und Wahrheitsliebe nicht zu beſtreitende Richtigkeit hat. Es fragt ſich bloß, was ihnen für eine religionsgeſchichtliche Stellung und Bedeutung zukomme, in was für einer Beziehung ſie namentlich zu dem inneren Weſen und Kerne des Chriſtenthums und der chriſtlichen Kirche ſtehen. Ich habe mich früher bemüht, ſie aus dieſem ſelbſt abzuleiten; ich konnte und mußte das ganz folgerechter Weiſe inſofern thun, weil ich das Weſen des Chriſtenthums, wie Schopenhauer, nur aber mißbilligend und anklagend, wie Jener billigend und rühmend, in die bloße Negation des Lebens und der Wirklichkeit ſetzte. Eine ſo abſtracte Art von Verneinung hat in der That, wie in anderen Religionen, ſo auch im Chriſtenthume oder vielmehr in der Chriſtenheit ihre Rolle geſpielt und die äußerſten Gewaltſamkeiten und Gräuel erzeugt; die unglaublichſten Dinge gingen in dieſer Beziehung bis in die neueren Zeiten hinein im ruſſiſchen Reiche im Schwang und haben wahrſcheinlich noch zur Stunde nicht ganz aufgehört. Wie ſehr ich aber jetzt auch die bejahende d. h. lebens- und weltfreundliche Natur des Chriſtenthums erkenne, lehrt die vorliegende Schrift; und bei ſo bewandten Dingen kann ich jene fürchterlichen Verirrungen nicht mehr für chriſtlich und kirchlich in ächtem und wahrhaftem Sinne dieſer Ausdrücke halten. Ich kann ſie jetzt nur noch unter zweierlei Geſichtspunkte ſtellen, ſo daß ſie mir theils als ein noch unüberwundenes, ja die Form des Chriſtenthums ſelbſt angenommen habender Reſt des Heidenthums, theils als ein zwar innerhalb der chriſtlichen und kirchlichen Lebens- und Entwickelungsſphäre ſelbſt entſtandene, aber auf ſubjectiver Anſchauung und häretiſcher Abirrung beruhende Ausſchweifung erſcheinen. Die concrete Wahrheit des Chriſtenthums hatte von den erſten Zeiten ihres Eintrittes in Welt und Geſchichte mit zweierlei Abſtractionen, Gegenſätzen und Extremen zu kämpfen: einerſeits nämlich

mit einer ihrer relativen Verneinung des Natürlichen, wie sie zum Behufe der Höherstellung und Verklärung desselben nothwendig ist, entgegentretenden bejahenden Tendenz, die sich zu einem wilden, zügellosen Naturalismus und Sensualismus gestaltete; andererseits mit einer ihre affirmative Beschaffenheit verkennenden und verschmähenden Richtung, einem abstracten Spiritualismus und Idealismus, der die sinnliche und leibliche Natur des Menschen eben so einseitig herabsetzte, verwarf und mißhandelte, als jene entgegengesetzte Denkart dieselbe erhob, adorirte und entfesselte, und der auf diesem nicht weniger falschen und gefährlichen Wege in die blutigsten und empörendsten Körperverletzungen und Lebensvernichtungen ausschlug. Dieses letztere Extrem war es, was mich bei meinem speciellen Abscheu vor allem Grausamen und Gräulichen mit besonderer Indignation erfüllte, durch dessen vollständige Enthüllung ich eben so auch Andere dagegen aufzubringen und auf diese Weise der Religion, der ich es so wesentlich Schuld gab, den empfindlichsten Schaden zuzufügen die Absicht hatte. Jetzt stelle ich dasselbe dahin, wohin es gehört, auf die eine Seite des von zweierlei falschen Auffassungen und häretischen Extravaganzen, von welchen dieses Extrem die eine bildet, begleiteten wahren und rechtgläubigen Christen- und Kirchenthums [1]).

Und so glaube ich denn auch auf den zuletzt genannten Einwurf geantwortet und beiderlei Anschauungsweisen, meine frühere und meine gegenwärtige, so wie den im Fortgange meines Denkens und Erkennens nothwendigen Uebergang der einen

---

1) Vergl. Görres, Mystik III. S. 34. „Die ethische Disciplin fiel nach der einen Seite in eine sensuale Auflösung, nach der anderen in eine in Hochmuth transcendente Herbheit und einen starren Rigorismus auseinander. Jedes war ein Uebel für sich, zerstörend und verderblich, weil Jedes in seiner Richtung den Keim menschlicher Entartung und Schlechtigkeit entwickelte.“ Und ebendas. I. S. 417, wo man unter der Aufschrift: „Abtödtungen und Mortificationen“ Folgendes liest: „Es läßt sich zuweilen an, als sei mitunter in einem Anfluge manichäischer Täuschung, die den Grund des Bösen ausschließlich im Körper sucht, auf dessen Zerstörung hingearbeitet worden, was grell und nackt bei manchen Secten des Mittelalters hervorgetreten ist“ u. s. w.

in die andere, auch in dieſer Rückſicht hinlänglich characteriſirt und erläutert zu haben.

II.

Zum Schluſſe noch einige Betrachtungen und Bemerkungen über Zuſtände, Verhältniſſe und Standpunkte der Gegenwart und muthmaßliche Geſtaltung der Dinge in den Folgezeiten.

Ich habe Jemand ſagen hören: „Aller Geiſt, alle Poeſie und Philoſophie, alles tiefere und innigere Gemüthsleben der Menſchheit wird am Ende nur noch im Katholicismus zu finden und die übrige Welt Nichts weiter, als eine techniſche und mercantiliſche Bewegungs- und Betriebsmaſchine, eine materialiſtiſche Klappermühle ſein, in der es nur noch die trockenſten und ödeſten Menſchenſeelen auszuhalten im Stande ſein werden."

Dieſe Prophezeiung ſcheint von Jahr zu Jahr vollſtändiger in Erfüllung gehen zu wollen. Daß Proteſtantismus und moderne Geiſtesbildung ihre Bedeutung und Nothwendigkeit, ihren Zweck und ihr demgemäßes Reſultat gehabt, denken wir durchaus nicht in Abrede zu ſtellen. Aber ſie haben ſich durchgeführt und ausgelebt, ſind an dem ihnen beſtimmten Ziel und Ausgang angekommen und ſtehen auf dem Punkte, ſich im Sande der nüchternſten Proſa, der dürrſten Verſtändigkeit, des ideloſeſten Empirismus, der herzloſeſten Selbſtſucht, der leerſten Art von Converſation und Amüſement, des äußerlichſten, gehaltloſeſten, verächtlichſten Welttreibens und Weltgenuſſes zu verlieren. Welcher beſſere Menſch, welches tiefere Gemüth, welche reg- und ſtrebſamere Geiſteskraft ſehnt ſich nicht aus dieſer Herzens- und Geiſteswüſte voll nichtigen Weſens und Treibens hinaus, und wo findet ſich für ſolche ein Aſyl, eine Heimath, ein Boden und Spielraum der Thätigkeit und Wirkſamkeit, wenn nicht da, wo man noch allein die edleren Kräfte der Menſchheit übt und ihre höheren Güter bewahrt, in der uralten, kernhaften, poetiſchen, gemüthvollen, mit den Principien des Glaubens und der Demuth den ſehnlichſten Drang nach Wiſſen und Einſicht verbindenden, ſtets unerſchütterlich ſich ſelber gleichen und ſich doch immer den Zeiten und Umſtänden gemäß beſtimmenden, erneuernden und fortgeſtaltenden Mutterkirche? —

Dem Fortſchritt im gewöhnlichen Sinne des Wortes zu huldigen, iſt dieſe Kirche, wie ſchon oben gelegentlich zur Sprache gekommen, allerdings unfähig. Denn was iſt dieſer Fortſchritt? Negation und wieder Negation und wieder Negation und ſo fort in's Unbeſtimmte, bis Nichts mehr da iſt, als das Nichts, dem alles Poſitive Schritt für Schritt zum Opfer gefallen. Die Kirche muß ihren poſitiven Gehalt beſitzen und feſthalten, darf das ihr anvertraute heilige Gut des Glaubens und der Ueberlieferung nicht dem Princip der negativen Fortbewegung, dem aller Beſtimmtheit feindlichen Geiſte der Verneinung Preis geben, der damit umginge, wie der Wolf mit dem Lamm, und bald Nichts davon übrig ließe, als dürres, klapperndes Todtengebein. Es iſt aber auch eine falſche Vorſtellung, wenn man ſich die Kirche ganz nur in Geſtalt eines ewig ſtarren, unbeweglichen und bewegungsfeindlichen Koloſſes denkt. Wäre ſie dieſes in der That, wäre ſie zu dem Fortſchritt im wahren und beſſeren Sinne ſo völlig ungeeignet, als man meint und vorgibt, hätte ſie nicht auch eine gewiſſe, den Bedürfniſſen und Forderungen wechſelnder Zeiten und Weltverhältniſſe entſprechende Schmiegſamkeit und Beweglichkeit, ſo exiſtirte ſie längſt nicht mehr; oder nähme ſie neueſtens eine ſo einſeitig ſtabile, verſteinerte Geſtalt an, ſo wäre bei aller Gunſt der Umſtände und momentaner Ueberlegenheit dennoch ihr Untergang gewiß. Um ſo welthiſtoriſch und lebensvoll von Jahrhundert zu Jahrhundert fortzudauern und keiner Gewalt und geſchichtlichen Erſchütterung und Umwälzung zu unterliegen, wie dieſe Kirche bis jetzt gethan und allem Anſcheine nach auch ferner thun wird, dazu gehört zweierlei: erſtens eine ganz beſondere Kraft der Beharrung und des Widerſtandes, und zweitens das in nicht geringerem Grade vorhandene Vermögen der Fortentwickelung und Fortbewegung. Und Beides hat die katholiſche Kirche von dem Geiſte empfangen, der in ihr waltet und der ſie, eben ſo progreſſiv, als conſervativ, eben ſo forttreibend, als aufrechthaltend, einem großen, noch unbekannten Ziele zuzulenken ſcheint. Einzelne Fälle und Repräſentationen, ja ſelbſt allgemeinere Stimmungen und Erſcheinungen vorübergehender Art, die dagegen zu ſprechen ſcheinen, bilden keinen Gegenbeweis; man muß auch das Menſchlich-Subjective, Schwankende und Feh-

lende bedenken, das, wie überall auf Erden, ſo auch hier ſeine unvermeidliche Rolle ſpielt; man muß die Kirche in ihrem großen, welthiſtoriſchen Fortrücken von einer Zeitperiode, Entwickelungsſtufe und Erſcheinungsform zur anderen betrachten; dann wird man einſehen, daß ich ſie nicht unrichtig faſſe und nicht zu gut von ihr denke. Man betrachte z. B., wie ſich dieſelbe die reformatoriſchen Gegenſätze und Angriffe des ſechzehnten Jahrhunderts zu Nutze gemacht hat; was für nicht bloß formelle, oberflächliche und äußerliche, ſondern höchſt weſentliche, gründliche und tiefgehende Umſtimmungen, Reinigungen und Regenerationen damals in ihr vorgegangen ſind! Man glaubt gewöhnlich, nur auf der einen, von der Kirche losgeriſſenen Seite ſei reformirt worden; eine nicht minder bedeutende Reformation aber hat ſich in ihr ſelbſt durchgeführt, und große Heilige ſtanden hiebei an der Spitze und brachten die eingreifendſten Wirkungen hervor[1]). So iſt ſie in der That eine andere geworden, als ſie vordem geweſen; nur iſt ſie, da ſie ſich ſtets zugleich vor Verflachung, Aushöhlung, Verarmung an Gehalt und Corruption bewahrte, auch eben ſo weſentlich ſie ſelber geblieben, — was beides zuſammen in ſo ſeltener und ſchwieriger Vereinigung unendlich größer und bewundernswürdiger, als bloße Progreſſion in's Unbeſtimmte oder eine einfache Sichgleichheit iſt.

Hätte ich geglaubt, die katholiſche Kirche ſei der Befähigung eines wahrhaften Fortſchreitens beraubt, ſie ſei nichts als conſervativ im Sinne der bloßen Starrheit, der einſeitigen und eigenſinnigen Beharrung und Bewegungsloſigkeit, die weder einem förderlichen Einfluſſe von außen her Raum gibt, noch auch ſich in und aus ſich ſelbſt erneuert und fortbeſtimmt, ſo hätte mich

---

1) „Der gewaltige Ausbruch des Proteſtantismus in dem einen Theile der Chriſtenheit war dazu beſtimmt, in dem anderen einen gleich großen Ausdruck katholiſchen Eifers hervorzubringen. Zwei Reformationen wurden zu gleicher Zeit mit gleicher Energie und Wirkung in's Werk geſetzt. Im Verlauf eines einzigen Menſchenalters ging eine Veränderung im ganzen Geiſte der römiſchen Kirche vor. Von den Hallen des Vatican bis zu der entlegenſten Einſiedelei in den Apenninen war die große Wiederbelebung allenthalben ſichtbar und fühlbar" u. ſ. w. Macaulay.

Nichts bewegen können, in sie einzutreten. Denn ich wollte in ihr nicht schlummern und träumen, nicht auf einem ihr verdankten quietistischen Faulbette rasten und mich auf diese Weise alles weiteren Denkens und Strebens entheben. Ich wollte thätig sein, wollte mich mit den großen und schwierigen Problemen beschäftigen, welche in Beziehung auf Christenthum, Kirche und menschliche Zukunft zu lösen sind. Ich trat gerade deshalb in sie ein, weil ich im Schoße des Protestantismus und der negativen Zeitbildung Nichts mehr für mich zu thun fand; weil ich in einer Sphäre, wo nur noch die geist- und gehaltloseste Flachheit und Selbstheit ihr Wesen treibt und sich zu halten vermag, hätte geistig todt sein und verfaulen müssen, dazu aber wenig Lust verspürte. Im Katholicismus eröffnet sich mir ein Feld der Bestrebung und Bethätigung, das nicht reicher sein könnte; so daß die Frage bloß diese ist, ob meine Kräfte und Mittel nicht zu beschränkt sind, um den Aufgaben, die ich mir stelle, nur einigermaßen genügen zu können.

Wie die einzelnen Körper und Geschöpfe der Erde sich von dieser, als ihrer allgemeinen centralen Einheit, nie völlig und für immer loszumachen im Stande sind, sondern immer wieder, so frei sie sich bewegen und so weit sie sich von ihr entfernen mögen, durch den unwiderstehlichen Zug der Schwere zu ihr zurückgeführt werden, so können auch die sich von der katholischen Einheit und Totalität ablösenden Parteien, Secten und Sonderkirchen ihr doch nimmermehr auf die Dauer entfliehen und ferne bleiben. Es macht sich auch hier eine Art von Schwere bemerklich, die am Ende mit einer Gewalt, gegen welche Schaam, Stolz, Trotz, Eitelkeit ohnmächtig sind, Alles in diese alte, urkräftige Gemeinschaft zurückzieht und um so fester wieder an das tiefe, mächtige Centrum kettet, das sie in sich schließt. Und dieses Centrum, sollte es etwas Anderes sein und sein können, als Gott — Gott, wie er sich der Menschheit für die christliche Weltzeit und deren große, weltumwandelnde Zwecke geoffenbart und substanziell einverleibt hat? Sollte etwas Anderes im Stande sein, nach so heftigen Erbitterungen, Empörungen und Losreißungen und bei dem Obwalten so antipathischer, selbstgefälliger und fixirter Entgegenstellungen, Emancipationsgefühle und Vor-

urtheile auf Seiten der Abtrünnigen dennoch eine so zwingende retractive Gewalt auszuüben?

Meine Conversion steht nicht vereinzelt da. Sie ist nur eines der vielen Phänomene, die zusammengenommen eine allgemeine Rückkehr zum Katholicismus zu verkündigen scheinen. Im vergangenen Jahre trat auch Licentiat Dr. Hugo Lämmer zur katholischen Kirche über, ein Fall von ebenfalls eigener und auffallender Art, doch auch zugleich ganz anders, als der meinige. Die theologische Facultät zu Leipzig hatte eine seiner Arbeiten gekrönt, die zu Berlin eine andere solche. Zu Ostern 1857 hatte er sich auf die Aufforderung der Berliner Facultät als Privatdocent für historische Theologie an der Berliner Universität habilitirt. Das war also ein sehr schätzbares und geschätztes Glied und Organ dieser Confession. Ein gründliches Studium der Theologie und der confessionellen Differenzen führte ihn mit unabwendbarer innerer Nöthigung dem Katholicismus zu, dem er sich im November desselben Jahres förmlich zu eigen gab [1]). Beide Conversionen, die meinige und die des genannten Theologen haben ihre Richtung zum Katholicismus hin von ganz entgegengesetzten Punkten und Parteistellungen der protestantischen Welt aus genommen: die meine vom Extreme der Feindschaft und Erbitterung wider die ganze christliche Religion und kirchliche

1) Siehe darüber ausführlich: „Katholische Sonntagsblätter" vom 2. Jan. 1859. S. 4 f. und Wiener katholische Literaturzeitung vom 17. Jan. 1859. Die von der evangelisch-theologischen Facultät zu Berlin als eine mit großer Gründlichkeit und historischer Treue abgefaßte Arbeit öffentlich gekrönte Preisschrift des genannten Theologen führte den Titel: „de theologia Romano-catholica, quae reformatorum aetate viguit, antotridentina." Dieselbe liegt der von ihm noch als Protestant edirten Schrift: „Die vortridentinisch-katholische Theologie des Reformationszeitalters," Berlin 1858, zu Grunde, über welche ich in der genannten Literaturzeitung folgende Bemerkungen lese: „Obgleich sich der Verfasser in der ganzen Darstellung auf einem rein objectiven Standpunkt hält, die katholischen Glaubenssätze als Thesen einfach aufstellt, begründet und durch Auszug aus den katholischen Schriftstellern belegt, so sieht man doch sowohl aus der Formulirung der Thesen, so wie aus einzelnen, größtentheils treffenden und feinen Bemerkungen, daß sich derselbe, durch ein aufrichtiges Streben nach Wahrheit geführt, bereits, ohne es selbst zu wissen, auf katholischem

Entwickelung derſelben; die andere vom Centrum der proteſtantiſchen Theologie aus. Vieles, was zum Behufe der Herabſetzung und Verdächtigung bei mir angenommen und vorgebracht werden konnte, fiel in dem letzteren Falle von vorn herein völlig weg; wobei es ſich um ſo klarer herausſtellt, daß dieſe Erſcheinungen einen tieferen Grund haben, als die rein ſubjectiven, individuellen, zufälligen, oberflächlichen, ja niederträchtigen und verworfenen, die man ihnen unterzulegen liebt.

Die Kirche hat zweierlei Gegenſätze zu beſiegen, erſtlich diejenigen, die ihre Stellung außer ihr haben, und dann jene anderen, noch ſchlimmeren, die ſie in ihrem eigenen Schoße birgt, und die um ſo gefährlicher und verhängnißvoller für ſie ſind, je mehr ſie eine ſcheinbare Identität mit ihr zur Schau tragen und geltend machen; denn was kann den Gegnern erwünſchter ſein, als das, was nicht zu dem inneren, wahren Weſen der Kirche gehört, gleichwohl dazu rechnen und zu einem ſcheinbar evidenten und unwiderleglichen Argumente gegen ſie benützen zu können! Doch ſcheint in beiderlei Hinſicht das Beklagenswertheſte und Furchtbarſte der Art bereits überwunden und der Kirche mehr und mehr nur noch die Aufgabe einer ruhigen, beſonnenen und harmoniſchen Entfaltung und Ausbildung in ſich geſtellt zu ſein. Indem ſich das außer ihr Stehende durch eigene Negation, Zerſplitterung und Aushöhlung immer mehr ſchwächt, entwerthet, um Halt, Achtung, Anſehen und Vertrauen bringt, kommt eine allgemeine Flucht und Rückkehr zu ihr zur Reife; und wenn dann zugleich ſie ſelbſt nach ſo viel Geſchichte, Gefahr, Kampf und Erfahrung durch lange Jahrhunderte und ganze wechſelnde Zeitalter und Weltzuſtände hindurch alles mit Recht oder Unrecht zum Anſtoß Gereichende möglichſt meidet, ihren Anſchauungen und Lehren immer mehr die Form des vernunftgemäß Wahren, Guten und Heilſamen, mit dem allgemein menſchlichen Bewußt-

---

Standpunkte befindet. Die Gnade Gottes hat den Forſcher mitten in ſeinen Studien, und, wie es ſcheint, durch das Studium erfaßt. — — — — Wir finden es belehrend, ſo erhebend, zu ſehen, wie ein wiſſenſchaftlich gebildeter und wohlgeſchulter proteſtantiſcher Theologe gerade dadurch zur Erkenntniß der Wahrheit gelangte, daß er die Reformationsgeſchichte recht eingehend und gründlich ſtudirte."

sein widerspruchslos Uebereinstimmenden gibt, dazu auch immer eingreifender und fühlbarer ihre praktischen Segnungen und Wohlthaten entfaltet, so wird sie auch wohl sicher vor neuem Zwiespalt und Abfall sein, und Häresie und Schisma zu einer fortan nicht mehr möglichen Sache der Vergangenheit werden. Es wird dann eine Zeit der wenigstens relativen Vollendung eintreten; und diese große Zukunft der Kirche, ihre universale, ausschließliche, friedliche, von jeder Art von Gegensatz befreite Herrschaft über die ganze Erde hin, ist es wohl, was in der Apokalypse als jenes tausendjährige Reich erscheint, welches auf Erden zu Stande kommen und den vorläufigen, den allerletzten Krisen und Umgestaltungen des Erd- und Weltlebens noch vorauszugehen habenden Ruhepunkt der allgemeinen Entwickelung ausmachen soll[1]). Hiemit hätte denn die Kirche in diesem Weltalter (αἰων) ihre Aufgabe gelöst; das Resultat wäre das glücklichste und glänzendste, welches innerhalb der gegenwärtigen Art von Sein und Leben zu erreichen möglich; was darüber hinaus in noch ferner gerückter Zukunft liegt, ist jene erhöhte und verklärte, absolut fertige und vollkommene, von jedem Kampfe des Werdens, jeder Zerreißung und jedem Widerspruch mit sich und Gott freie Natur und Menschheit, welche in der Sprache der biblischen Schriftsteller als das neue Jerusalem, der neue Himmel und die neue Erde, in welchen Gerechtigkeit wohnet, bezeichnet wird.

1) Daß die Kirche den sogenannten Chiliasmus verworfen hat, ist mir wohl bekannt. Er war mit Vorstellungen verknüpft, die man nicht billigen und gewähren lassen konnte. Anders verhält es sich mit unserer Auffassung. Hiernach deutet die biblische Lehre vom tausendjährigen Reiche, wo „tausend" natürlich eine runde Zahl ist, auf eine allgemeine und unbedingte Herrschaft der christlichen Kirche auf Erden hin, der sie durch Katholicismus und Papstthum zugeführt wird und nur durch diese zugeführt werden kann. Was das alte heidnische Rom als weltliche Macht und Vorstufe des Papstthums in seiner Weise bezweckt und durchgesetzt hat, das wird einst, wenn auch erst nach Jahrhunderten und Jahrtausenden, das christliche Rom, als allumfassendes königliches Priesterthum erreichen und zur Darstellung bringen; vergl. meine „dreifache Krone Rom's," wo die Analogie und der providenzielle Zusammenhang der beiden Mächte und Reiche zugleich mit ihrer Differenz aufgezeigt ist.

Drittes Buch.

Quot homines, tot sententiae.
Terent.

Ein lernäisch Ungeheuer
Ist die Welt; hat viele Köpfe.
Einige, die speien Feuer;
Andere, die tragen Zöpfe;
Wenige davon behagen;
Alle mußt du sie ertragen.
Und da bin ich denn so frei
Und bin eben auch dabei.

1.

Wenn ich hier einen Blick auf die Streitigkeiten zurückwerfe, die ich vordem mit proteſtantiſchen Theologen gehabt, ſo geſchieht dies bloß wegen der nicht unmerkwürdigen Art, in welcher dabei der Katholicismus zur Sprache gekommen iſt.

Im Jahre 1847 erſchien nämlich zu Stuttgart eine Schrift von Diaconus Haußmann in Lorch, des Titels: „Der Pantheismus als Religion.“ Wiewohl ich nicht Pantheiſt im eigentlichen Sinne des Wortes war, vielmehr meine Denkart als einen naturaliſtiſchen Theismus oder theiſtiſchen Naturalismus bezeichnete, ſo wurde ich als Gegner einer zerreißenden Entgegenſetzung von Gott und Welt gleichwohl zu den Pantheiſten gezählt. So beſchäftigte ſich denn Haußmann unter jenem Titel auch mit meinen damaligen religiöſen Ideen und Projecten und ſuchte insbeſondere die Vorwürfe abzuweiſen, die ich der chriſtlichen Denkart und Richtung gemacht. Ich hatte dieſelbe als abſtracten Spiritualismus beſtimmt und eines in die Menſchennatur den heilloſeſten Zwieſpalt von Geiſt und Fleiſch (Geiſt und Natur) bringenden Dualismus beſchuldigt. Der genannte Geiſtliche führte dagegen erſt eine Reihe von Bibelſtellen an und wies dann, um mich noch ſchlagender zu widerlegen, auf den Katholicismus hin, welcher vielmehr gerade „die übertriebenſte Veräußerlichung der Idee göttlicher Immanenz in der empiriſchen Welt“ ſei. „Der Begriff der Katholicität,“ ſagte er, „die Lehre vom Papſtthum und Prieſterſtande, der Heiligen und Heiligendienſt, der Reliquiencult, die Transſubſtantiationslehre, die Siebenzahl der Sacramente — dieſe Grundlehren und Inſtitutionen des Katholicismus beruhen

auf einer dem abſtracten Spiritualismus direct entgegengeſetzten Denkweiſe.“ Er ſpricht auch von einer „katholiſchen und philoſophiſchen Menſchen- und Naturvergötterung.“ Indem er das Chriſtenthum gegen die erwähnten Vorwürfe zu ſchützen ſucht, findet er ſich demnach bewogen, ganz beſonders deſſen katholiſche Faſſung und Exiſtenzform hervorzuheben. Um aber der Nothwendigkeit zu entgehen, dieſe Art von Chriſtenthum dann auch für die wahrhafte zu erklären und ſich einfach und ehrlich dazu vor der Welt zu bekennen, bemüht er ſich, ſeine Conceſſion und Benützung derſelben zu apologetiſchem Zweck in einen Tadel und Vorwurf zu verwandeln und den Katholicismus zu einer realiſtiſchen, naturaliſtiſchen und pantheiſtiſchen Uebertreibung und Verirrung, zu einer Art von Heidenthum im Chriſtenthum zu machen, von welcher der Proteſtantismus die chriſtliche Kirche befreit und gereinigt habe. Der Katholik wird dagegen wohl mit größerem Rechte ſagen können, der Proteſtantismus mitſammt ſeinen Kindern und Geiſtesverwandten, dem Theismus und Rationalismus, habe die Welt des in ihr lebendig daſeienden und namentlich in Chriſto in ſie herabgeſtiegenen und verſenkten Göttlichen beraubt, habe Gott aus Welt und Natur in ſeinen Himmel, ſeine überweltliche Abſtraction und Ferne, ſein Jenſeits zurückgetrieben und ſo die Welt leer und los von Gott, gottlos gemacht. „Der Proteſtantismus,“ ſagt Bergier, „iſt die Lehre von dem abweſenden Chriſtus, wie der Theismus die Lehre von dem abweſenden Gotte iſt, während die Kirche die Stadt des wirklich und wahrhaft gegenwärtigen Chriſtus und ſeines heiligmachenden Geiſtes iſt.“ Uebrigens iſt zu ſagen, daß der Katholicismus keineswegs ohne Dualismus, Spiritualismus und Negation des Natürlichen iſt, daß ſich dieſes Moment in ihm zum Theil ſelbſt in der allerauffallendſten und extremſten Weiſe geltend gemacht und dadurch die Gegner zu der irrigen, doch aber auf gewiſſe Thatſachen geſtützten Behauptung veranlaßt hat, er ſei Nichts als dies. Er hat eben alle Elemente der Totalität in ſich und zwar in höchſter Fülle und Ausbildung; daher wohl auch in theilweiſe einſeitiger und outrirter Erſcheinungsweiſe, von der er aber im Ganzen nicht

corrumpirt und abſorbirt wird und werden kann, da immer zugleich auch das ergänzende Moment daneben ſteht, und einer dieſer Beſtandtheile niemals die ausſchließliche Herrſchaft an ſich zu reißen vermag, wie denn Haußmann, indem er den Katholicismus ganz naturaliſtiſch, ſinnlich und äußerlich faßt, doch nothgedrungen auch auf die katholiſche Aſcetik zu ſprechen kommt, die er mit ſeiner Anſicht nur höchſt gezwungen zu vereinigen weiß, indem er ſie als etwas dieſer Kirche im Grunde Fremdes, Heterogenes betrachtet.

Daß und wie ich mich mit der ehedem ſo arg verklagten negativen, d. h. natur- und weltfeindlichen Seite des Chriſtenthums und des Katholicismus verſöhnt habe, iſt oben im erſten Buche berichtet worden. Die Richtung auf eine ganz neue Art von Exiſtenz und Welt, welche ſich in dieſer Religion hervorgethan und die ſich in den letzten Jahren auch in mir gebildet, iſt nothwendig mit einer Negation der alten, unverwandelten und unverklärten Realität verbunden. Sie iſt aber nicht bloß negativ, wie der Buddhismus und Schopenhauer's Philoſophie, die daher auch rein nur das natur- und weltfeindliche Element des Chriſtenthums ſchätzt und gelten läßt; ſie iſt nicht antirealiſtiſch, antinaturaliſtiſch, antiſenſualiſtiſch überhaupt und in jedem Sinne des Wortes; ſie will vielmehr Welt und Natur von ihren Mängeln befreien, die Realität noch weit realer machen, als ſie iſt; ſie geht auf eine Realität aus, gegen welche die gemeine, in der wir leben, nur Traum und Schaum, nur Eitelkeit und Nichtigkeit iſt. Doch das will ich hier nicht weiter ausführen. Was ich eigentlich bemerken wollte, iſt dies. Ich könnte mir, wenn ich wollte, den Spaß machen, zu behaupten, ich ſei durch einen proteſtantiſchen Geiſtlichen zum Katholicismus bekehrt worden. Was Haußmann an dieſem zugleich lobt und tadelt, das iſt ſo recht eigentlich meiner früheren Denkart und Richtung gemäß, die ſo unbedingt auf Anerkennung des natürlich Wahren und Wirklichen im Gegenſatz zu allem darüber hinausgehenden, ſich in einer leeren Negation und Abſtraction verlierenden Ideellen und Spirituellen drang. Haußmanns Polemik konnte mir in der That die Verwandtſchaft, die der Katholicismus mit meiner

Philosophie und Poesie hatte, zum Bewußtsein bringen. Ich konnte aber damals eine solche Belehrung nicht annehmen, da mir das Negative und Abstracte, womit Haußmann allzu leicht fertig wird, noch als ein zu großes Schreckbild vor Augen stand und ich dies für das Alleinige hielt, womit es dem biblischen und katholischen Christenthum Ernst sei. Indem Haußmann dies umkehrte, wurde sonderbar genug das uralte katholische Kirchen- und Priesterthum, dieser Kern und Grundstock der christlichen Religion, dieses Christenthum im Christenthum, mit den antichristlichen Anschauungen und Tendenzen der neueren Zeiten auf eine Linie gestellt. Es wäre dies allerdings der beste Weg, die modernen Antichristen christlich, aber nicht protestantisch zu machen, sondern zu bewirken, daß sie sich sämmtlich mit Leidenschaft in den Katholicismus stürzten. Eben so ist es, wenn man den Katholicismus für heidnisch erklärt, eine unchristliche Welt- und Menschenvergötterung daraus macht; denn für Diejenigen, welche dieses Heidenthum lieben und dem für so dualistisch gehaltenen Christenthum unendlich vorziehen, kann dies nur eine Empfehlung und ein Anreiz sein, sich dem Katholicismus in die Arme zu werfen. Derselbe ist aber, wie schon bemerkt, vielmehr Alles, das Eine wie das Andere und keines ausschließlich für sich allein; er enthält eben so sehr die heidnische, wie die christliche, d. h. jüdische Wahrheit und faßt sie beide in eine höhere Einheit zusammen; er ist das absolut Concrete und Totale im Gegensatze zu aller Losreißung einzelner Bestandtheile von dem Einen und Ganzen, welches er in seiner Integrität zu bewahren die Aufgabe hat. Es handelt sich nur darum, daß er seinen Reichthum bewältige und das in ihm enthaltene Mannigfaltige, Entgegengesetzte, zunächst noch in allerlei unaufgelöstem, doch nicht unauflöslichem Widerspruch Befangene immer mehr in ein harmonisches und organisches Eins zusammenfasse.

2.

Ich könnte noch andere, recht wunderlich lautende Dinge behaupten, wie z. B., daß ich durch einen Hegel, Schiller,

Göthe dazu gebracht worden ſei, katholiſch zu werden. Denn in der That, wenn man das, was dieſe großen proteſtantiſchen Denker und Dichter zu Gunſten des Katholicismus ausgeſprochen haben, zuſammenſtellte, wenn man überdies auch etwa die gewichtvollen Conceſſionen, die ihm Macaulay gemacht, und ſo vielleicht noch manch Anderes der Art, was ſich in den Schriften berühmter und angeſehener Proteſtanten findet, hinzufügte, ſo gäbe es keinen ſchlechten Beweis für deſſen Wahrheit und Nothwendigkeit. Die Aeußerungen Hegel's, auf die ich mich berufen könnte, habe ich ſchon oben im zweiten Buche ausgehoben; eine glänzende Stelle aus Schiller's Maria Stuart über den katholiſchen Cultus habe ich in der „dreifachen Krone Rom's" angeführt. Die katholiſche Meſſe und den in ihr zur Anſchauung kommenden gegenwärtigen Gott beſchreibt Schiller mit offenbarer Liebe und Hinneigung in dem „Gang nach dem Eiſenhammer." Was Göthe betrifft, ſo iſt einer ganz beſonderen Beachtung und Erwägung würdig, was er in „Wahrheit und Dichtung" über die Mangelhaftigkeit des proteſtantiſchen Cultus und Kirchenthums und über die Vorzüge des Katholicismus ſagt, insbeſondere, was deſſen vollſtändigen, reichhaltigen und effectvollen Sacramentencyklus betrifft. Er ſpricht von ſeinen Jugendjahren und ſeinem Verhältniſſe zu Gellert, der die Studirenden, mit denen er ſich berührte, an Kirchengehen und Abendmahl zu mahnen und Nichts damit auszurichten pflegte. „Bei dieſer Gelegenheit," fährt er fort, „kann ich nicht unterlaſſen, aus meiner frühen Jugend Etwas nachzuholen, um anſchaulich zu machen, wie die großen Angelegenheiten der kirchlichen Religion mit Folge und Zuſammenhang behandelt werden müſſen, wenn ſie ſich fruchtbar, wie man von ihr erwartet, beweiſen ſoll. Der proteſtantiſche Gottesdienſt hat zu wenig Fülle und Conſequenz, als daß er die Gemeine zuſammen halten könnte; daher geſchieht es leicht, daß Glieder ſich von ihr abſondern und entweder kleine Gemeinen bilden, oder, ohne kirchlichen Zuſammenhang, neben einander gerubig ihr bürgerliches Weſen treiben. So klagte man ſchon vor geraumer Zeit, die Kirchgänger verminderten ſich von Jahr zu Jahr und in eben

dem Verhältniß die Personen, welche den Genuß des Nachtmahles verlangten. Was Beides, besonders aber das Letztere betrifft, liegt die Ursache sehr nahe; doch wer wagt sie auszusprechen? Wir wollen es versuchen."

„In sittlichen und religiösen Dingen eben so wohl, als in physischen und bürgerlichen, mag der Mensch nicht gern etwas aus dem Stegreife thun; eine Folge, woraus Gewohnheit entspringt, ist ihm nöthig; das, was er lieben und leisten soll, kann er nicht einzeln, nicht abgerissen denken, und um Etwas gern zu wiederholen, muß es ihm nicht fremd geworden sein. Fehlt es dem protestantischen Cultus im Ganzen an Fülle, so untersuche man das Einzelne, und man wird finden, der Protestant hat zu wenig Sacramente, ja er hat nur Eines, bei dem er sich thätig erweist, das Abendmahl; denn die Taufe sieht er nur an Anderen vollbringen. Die Sacramente sind das Höchste der Religion, das sinnliche Symbol einer außerordentlichen göttlichen Gunst und Gnade. In dem Abendmahle sollen die irdischen Lippen ein göttliches Wesen verkörpert empfangen und unter der Form irdischer Nahrung einer himmlischen theilhaftig werden. Dieser Sinn ist in allen christlichen Kirchen derselbe, es werde nun das Sacrament mit mehr oder weniger Ergebung in das Geheimniß, mit mehr oder weniger Accommodation an das, was verständlich ist, genossen; immer bleibt es eine heilige, große Handlung, welche sich in der Wirklichkeit an die Stelle des Möglichen oder Unmöglichen, an der Stelle Desjenigen setzt, was der Mensch weder erlangen, noch entbehren kann. Ein solches Sacrament durfte aber nicht allein stehen; kein Christ kann es mit wahrer Freude, wozu es gegeben ist, genießen, wenn nicht der symbolische oder sacramentalische Sinn in ihm genährt ist. Er muß gewohnt sein, die innere Religion des Herzens und die der äußeren Kirche als vollkommen Eins anzusehen, als das große Sacrament, das sich wieder in so viel andere zergliedert und diesen Theilen seine Heiligkeit, Unzerstörbarkeit und Ewigkeit mittheilt."

„Hier reicht ein jugendliches Paar sich einander die Hände, nicht zum vorübergehenden Gruß oder Tanze; der Priester spricht

ſeinen Segen darüber aus, und das Band iſt unauflöslich. Es währt nicht lange, ſo bringen dieſe Gatten ein Ebenbild an die Schwelle des Altares; es wird mit heiligem Waſſer gereinigt und der Kirche dergeſtalt einverleibt, daß es dieſe Wohlthat nur durch den ungeheuerſten Abfall verſcherzen kann. Das Kind übt ſich im Leben an den irdiſchen Dingen ſelbſt heran; in himmliſchen muß es unterrichtet werden. Zeigt ſich bei der Prüfung, daß dies vollſtändig geſchehen ſei, ſo wird es nunmehr als vollſtändiger Bürger, als wahrhafter und freiwilliger Bekenner in den Schoß der Kirche aufgenommen, nicht ohne äußere Zeichen der Wichtigkeit dieſer Handlung. Nun erſt iſt er entſchieden ein Chriſt, nun erſt kennt er die Vortheile, jedoch auch die Pflichten, die dies zur Folge hat. Aber inzwiſchen iſt ihm als Menſch manches Wunderliche begegnet; durch Lehren und Strafen iſt ihm aufgegangen, wie bedenklich es in ſeinem Inneren ausſehe, und immerfort wird noch von Lehren und Uebertretungen die Rede ſein; aber die Strafe ſoll nicht mehr ſtattfinden. Hier iſt ihm nun in der unendlichen Verworrenheit, in die er ſich bei dem Widerſtreit natürlicher und religiöſer Forderungen verwickeln muß, ein vortreffliches Auskunftsmittel gegeben, ſeine Thaten und Unthaten, ſeine Gebrechen und Zweifel einem würdigen, eigens dazu beſtellten Manne zu vertrauen, der ihn zu beruhigen, zu warnen, zu ſtärken, durch gleichſam ſymboliſche Strafen zu züchtigen und ihn zuletzt, durch ein völliges Auslöſchen ſeiner Schuld, zu beſeligen und ihm rein und abgewaſchen die Tafel ſeiner Menſchlichkeit wieder zu übergeben weiß. So, durch mehrere ſacramentale Handlungen, welche ſich wieder, bei genauerer Anſicht, in ſacramentliche kleine Züge verzweigen, verbreitet und rein beruhigt, kniet er hin, die Hoſtie zu empfangen: und daß ja das Geheimniß dieſes hohen Actes noch geſteigert werde, ſieht er den Kelch nur in der Ferne, es iſt kein gemeines Eſſen und Trinken, was befriedigt, es iſt eine Himmelsſpeiſe, die nach himmliſchem Tranke durſtig macht."

„Jedoch glaube der Jüngling nicht, daß es damit abgethan ſei; ſelbſt der Mann glaube es nicht! Denn wohl in irdiſchen Verhältniſſen gewöhnen wir uns zuletzt, auf uns ſelber zu ſtehen,

und auch da wollen nicht immer Kenntniſſe und Charakter hinreichen; in himmliſchen Dingen dagegen lernen wir nie aus. Das höhere Gefühl in uns, das ſich oft ſelbſt nicht einmal recht zu Hauſe findet, wird noch überdies von ſo viel Aeußerem bedrängt, daß unſer eigenes Vermögen wohl ſchwerlich Alles darreicht, was zu Rath, Troſt und Hülfe nöthig wäre. Dazu aber verordnet, findet ſich nun auch jenes Heilmittel für das ganze Leben, und ſtets ein einſichtiger, frommer Mann, um Irrende zurecht zu weiſen und Gequälte zu erledigen."

„Und was nun durch das ganze Leben ſo erprobt worden, ſoll an der Pforte des Todes alle ſeine Heilkräfte zehenfach thätig erweiſen. Nach einer von Jugend auf eingeleiteten, zutraulichen Gewohnheit nimmt der Hinfällige jene ſymboliſchen, deutſamen Verſicherungen mit Inbrunſt an, und ihm wird da, wo jede irdiſche Garantie verſchwindet, durch eine himmliſche für alle Ewigkeit ein ſeliges Daſein zugeſichert. Er fühlt ſich entſchieden überzeugt, daß weder ein feindliches Element, noch ein mißwollender Geiſt ihn hindern könne, ſich mit einem verklärten Leibe zu umgeben, um in unmittelbaren Verhältniſſen zur Gottheit an den unermeßlichen Seligkeiten Theil zu nehmen, die von ihr ausfließen."

„Zum Schluſſe werden ſodann, damit der ganze Menſch geheiligt ſei, auch die Füße geſalbt und geſegnet. Sie ſollen, ſelbſt bei möglicher Geneſung, einen Widerwillen empfinden, dieſen irdiſchen, harten, undurchdringlichen Boden zu berühren. Ihnen ſoll eine wunderſame Schnellkraft mitgetheilt werden, wodurch ſie die Erdſcholle, die ſie bisher anzog, unter ſich abſtoßen. Und ſo iſt durch einen glänzenden Cirkel gleichwürdig heiliger Handlungen, deren Schönheit von uns nur kurz angedeutet worden, Wiege und Grab, ſie mögen zufällig noch ſo weit auseinander gerückt liegen, in einem ſtetigen Kreiſe verbunden."

„Aber alle dieſe geiſtigen Wunder entſprießen nicht, wie andere Früchte, dem natürlichen Boden; da können ſie weder geſäet, noch gepflanzt, noch gepflegt werden. Aus einer anderen Region muß man ſie herüberflehen, welches nicht Jedem, noch

zu jeder Zeit gelingen würde. Hier entgegnet uns nun das höchſte dieſer Symbole aus alter frommer Ueberlieferung. Wir hören, daß ein Menſch vor dem anderen von oben begünſtigt, geſegnet und geheiligt werden könne. Damit aber dies ja nicht als Naturgabe erſcheine, ſo muß dieſe große, mit einer ſchweren Pflicht verbundene Gunſt von einem Berechtigten auf den anderen übergetragen, und das größte Gut, was ein Menſch erlangen kann, ohne daß er jedoch deſſen Beſitz von ſich ſelbſt weder erringen, noch ergreifen könne, durch geiſtige Erbſchaft auf Erden erhalten und verewigt werden. Ja, in der Weihe des Prieſters iſt Alles zuſammengefaßt, was nöthig iſt, um diejenigen heiligen Handlungen wirkſam zu begehen, wodurch die Menge begünſtigt wird, ohne daß ſie irgend eine andere Thätigkeit dabei nöthig hätte, als die des Glaubens und des unbedingten Zutrauens. Und ſo tritt der Prieſter in der Reihe ſeiner Vorfahren und Nachfolger, in dem Kreiſe ſeiner Mitgeſalbten, den höchſten Segnenden darſtellend, um ſo herrlicher auf, als es nicht er iſt, den wir verehren, ſondern ſein Amt, nicht ſein Wink, vor dem wir die Kniee beugen, ſondern der Segen, den er ertheilt, und der um ſo heiliger, unmittelbarer vom Himmel zu kommen ſcheint, weil ihn das irdiſche Werkzeug nicht einmal durch ſündhaftes, ja laſterhaftes Weſen ſchwächen oder gar entkräften könnte."

„Wie iſt nicht dieſer wahrhaft geiſtige Zuſammenhang im Proteſtantismus zerſplittert, indem ein Theil gedachter Symbole für apokryphiſch und nur wenige für kanoniſch erklärt werden, und wie will man uns durch das Gleichgültige der einen zu der hohen Würde der anderen vorbereiten?"

Das iſt doch wohl ein Votum für das katholiſche Glaubens- und Cultusſyſtem, worauf man ſich berufen könnte. Den ebenfalls höchſt beachtungswerthen Göthiſchen Marianismus habe ich ſchon in der Vorrede zu meinen marianiſchen Legenden und Gedichten berührt. Es ſchien mir auch hier ein bedeutſames Phänomen und Anzeichen in Beziehung auf den Gang der religiöſen Dinge in künftiger Zeit vorzuliegen. Hier ſtieß ich indeſſen ſelbſt bei ſehr trefflichen und hochgebildeten, mir auch per-

ſönlich gewogenen Perſönlichkeiten auf einen Widerwillen und Widerſtand, von dem ich wünſchte, daß er ſich mindern und einem anerkennenderen Verhalten Platz machen möchte, nicht etwa, damit ich perſönlich Recht behalte, ſondern des kirchlichen Intereſſes wegen, welches mir hierbei am Herzen liegt. Ich erlaube mir daher folgende, meine nähere Anſicht über dieſen Punkt enthaltende Bemerkungen.

Man glaubt, ſolche Darſtellungen und Zeugniſſe, wie die in Rede ſtehenden von Göthe, als unächt und unbrauchbar betrachten und gänzlich abweiſen zu müſſen. Ich gebe zu, daß es dieſer Meinung auch nicht an Anhaltspunkten zu ihrer Rechtfertigung fehlt. Geſetzt jedoch, ein ſolcher Poet drücke ſich nicht vollkommen kirchlich aus, ja er ſtimme auch nicht ganz mit dem Sinn und Geiſte der Lehre und des Cultus überein, ſo möchte dies doch kein hinreichender Grund ſein, ſich ganz nur verneinend und wegwerfend dazu zu verhalten. Daß ſich in einem Falle, wo ein Proteſtant ſich in das ihm ſo fremde katholiſche Element begibt, ſofort eine abſolute Congruenz und Selbſtaufgebung offenbare, iſt nicht zu verlangen. Man muß ſchon ſehr damit zufrieden ſein, wenn ſeine Dichtung eine der Kirche gemachte große Conceſſion enthält und darin künftige noch innigere und ernſtlichere Annäherungen proteſtantiſchen Denkens und Lebens an dieſelbe verkündigt und angebahnt ſind, wie dies meines Bedünkens in Göthe's Darſtellung am Schluſſe des Fauſt der Fall. Eine zu große Sprödigkeit gegen ſo freundliche Kundgebungen von Seiten der größten und angeſehenſten Repräſentanten der Zeitbildung verhindert die erwähnten Annäherungen, ſtößt zurück, ſchreckt ab und macht die Kluft, die die beiden Confeſſionen trennt, leicht noch größer, als ſie geweſen iſt. Ein deutſcher Biſchof, ein eben ſo weiſer und liebenswürdiger, als frommer und ernſtgeſinnter Mann, ſagte zu mir, er hoffe und erwarte, daß ich ireniſch wirken werde. Dieſem edlen Wunſch und Winke glaubte ich am beſten in der Art nachzukommen, wenn ich mich einerſeits über das bloß Menſchliche, was in der Kirche, wie überall, ſeine Rolle ſpielt, mit der größten Offenheit und Ehrlichkeit ausſpräche, andererſeits dem Wahren, Guten und Schönen, was ſich in außer-

kirchlichen Kreiſen findet, fortwährend die gebührende Anerkennung zollte, beſonders aber die Aeußerungen der großen proteſtantiſchen Dichter, Denker und Geſchichtsforſcher, die für den Katholicismus zeugen, hervorhöbe und geltend machte. Wenn man Göthe's Auffaſſung des Mariendienſtes tadelt, ſo muß man ſich wohl in Acht nehmen, daß man nicht dieſem Dienſte ſelber zu nahe trete; denn dann kehrte ſich die Sache um, und der Häretiker wäre orthodoxer, als wir. In der katholiſchen Maria ſtellt ſich das Princip unbedingter Liebe und Nachſicht dar, eine Erſcheinung, die nirgend ihres Gleichen hat, und durch die der Katholicismus ſo oft ſchon die renitenteſten Herzen gewonnen. Dies iſt ein Vortheil, den wir zu Gunſten eines allzu rigoroſen Weſens und Verhaltens, das nicht marianiſch und daher auch nicht katholiſch wäre, ſchlechterdings nicht aufgeben dürfen. Man will die Kirche vor Zerfahrenheit und Auflöſung ſchützen, und das iſt ohne Zweifel ſehr löblich und gut. Aber man darf nicht in ein anderes Extrem hinüberſchwanken, durch welches der Katholicismus in noch bedenklicherer Weiſe ſich ſelbſt untreu und unähnlich würde und dann ſicher auch keine Hoffnung mehr hätte, ſeine Gegenſätze zu überwältigen. Maria iſt magistra religionis et fidei, magistra gentium, wie man ſie bezeichnet hat; ſie pflegt bei der Bekehrung von Nichtchriſten und Häretikern eine große und weſentliche Rolle zu ſpielen; durch ſie werden Ungläubige gläubig, Schwankende feſt, Gläubige gefeſſelt und vor Abfall bewahrt; durch ſie die antichriſtlichen und antikirchlichen Gegenſätze überwunden, durch ſie dem Chriſtenthum und der Kirche die Welt erobert. Das Alles wäre nicht mehr der Fall, ſo wie man darauf ausginge, den Mariencult trockener, herber und härter zu machen, als er vordem geweſen. Hier bin ich ganz nur conſervativ, weil dies in Wahrheit progreſſiv ſein heißt; hier möchte ich die Sache ganz wieder auf ihren ehemaligen, mittelalterigen Standpunkt zurückführen; denn nur jene alt- und ächtmarianiſche, in ſo vielen Traditionen, Legenden, Dichtungen auf's lieblichſte und rührendſte ausgeprägte Milde, Liebe, Güte, Nachſicht und Liebenswürdigkeit bezaubert die Gemüther; die Strenge und der Schrecken thun ſolche Wunder nicht.

Es wird der Darſtellung Göthe's Naturalismus und Verläugnung des ſittlichen Ernſtes der chriſtlichen Religion vorgeworfen; man gibt höchſtens Anklänge an die chriſtliche Wahrheit zu, das Chriſtenthum habe nur Form und Farbe geliehen, übrigens ſoll der Dichter auf dieſem Wege der katholiſchen Marienverehrung und überhaupt der katholiſchen Weltanſchauung auch nicht einmal näher getreten ſein. Man würde vielleicht anders urtheilen, wenn man nicht aus unbeſtimmter Erinnerung ſpräche, die Dichtung Göthe's genau prüfte und beſonders manche Stellen darin im Auge hätte, denen eine meiſterhafte Charakteriſtik deſſen, was ſie darſtellen ſollen, ſchwerlich abzubrechen iſt:

„Ewiger Wonnebrand,
Glühendes Liebeband,
Siedender Schmerz der Bruſt,
Schäumende Gottes-Luſt!
Pfeile durchdringet mich,
Lanzen bezwinget mich,
Keulen zerſchmettert mich,
Blitze durchwettert mich;
Daß ja das Nichtige
Alles verflüchtige,
Glänze der Dauerſtern,
Ewiger Liebe Kern."

Iſt das Naturalismus, Verläugnung des ſittlichen Ernſtes der chriſtlichen Religion, oder iſt es als ein bloßer Anklang an die chriſtliche und katholiſche Wahrheit zu betrachten? Mich dünkt, es ſei hier die katholiſche Myſtik und Aſcetik in ihrer edelſten Reinheit und Tiefe, in ihrer flammendſten Begeiſterung für das von ihr begehrte und angeſtrebte Höhere, in ihrem ſublimſten Schwunge in die Region des Ueberirdiſchen und Uebermenſchlichen erfaßt und dargeſtellt und namentlich der Negation der Selbſtheit, des creatürlichen Fürſichſeins, auf welche dieſe Stimmung und Richtung ausgeht, um ganz im Himmliſchen, Göttlichen, Ewigen aufzugehen, ein unübertrefflicher Ausdruck gegeben. Wahrlich, hier iſt noch mehr als „ſittlicher Ernſt," noch mehr, als das in chriſtlicher und katholiſcher Sittenlehre allge-

mein Vorgeſchriebene und Bindende; der größte kirchliche Heilige könnte dieſe Stelle geſchrieben haben, und wie wundervoll würde man ſie dann finden, wie entzückt, wie erbaut davon ſein! Was aber gut, wahr, rein, chriſtlich, katholiſch iſt, das iſt es nicht bloß um deſſen willen, der es ausſpricht; es iſt und bleibt dasſelbe, ob es ein Thomas von Aquino oder ein Göthe, ein himmliſcher Engel oder ein irdiſcher Menſch und armer Sünder, ja ſelbſt ein Teufel aus der Hölle ſagt. Wenn im Evangelium die Dämonen von Chriſto zeugen, ſo iſt ihr Zeugniß wahr, wiewohl ſie böſe Geiſter ſind. Und ſo kommt es immer und überall nur darauf an, was und wie Etwas an ſich ſelber iſt, nicht woher es kommt und wer es ſagt, wenigſtens was diejenigen Dinge betrifft, welche in unſerem Bewußtſein feſtſtehen und keiner äußerlichen Bewahrheitung bedürfen, oder für welche wir einen beſtimmten, von allem Aeußerlichen unabhängigen Maßſtab der Beurtheilung in uns ſelber haben. Hören wir weiter:

„Denn das iſt der Geiſter Nahrung,
Die im freiſten Aether waltet:
Ewigen Liebens Offenbarung,
Die zur Seligkeit entfaltet.“

Auch dieſe Stelle dürfte den angegebenen Vorwürfen ſchwerlich unterliegen. Ferner:

„Wer immer ſtrebend ſich bemüht,
Den können wir erlöſen;
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben Theil genommen,
Begegnet ihm die ſelige Schaar
Mit herzlichem Willkommen.“

Ein ernſtliches, redliches, ſich träger Ruhe, Selbſtzufriedenheit und Erſtarrung auf untergeordneten Standpunkten nie hingebendes Streben von Seiten des Menſchen, und eine liebevolle Herablaſſung und Einwirkung von Seiten einer höheren Macht — das, dächte ich, wäre auch nicht eben unchriſtlich und unkatholiſch. Es ſind hier die beiden Momente bezeichnet, welche der Katholicismus in ſich vereinigt, während die proteſtantiſche Or-

theboxie nur die Wirkung von oben geltend macht, Rationalismus und Naturalismus aber mit entgegengeſetzter Einſeitigkeit die Kräfte der menſchlichen Natur in Anſpruch nimmt. Göthe hat ſich hier alſo mit Ausſchließung beider Abſtractionen und Extreme ganz auf den katholiſchen Standpunkt verſetzt. Nur durch das Zuſammenwirken der genannten Kräfte und Thätigkeiten werden auch wahrhafte Converſionen bewirkt. Was ſonſt hat mich, den leidenſchaftlichſten Haſſer und Gegner des Chriſtenthums und der Kirche, zu einem ſolchen Schritte gebracht, als einmal das unabläſſige Ringen meiner Seele nach Wahrheit, Einſicht und Möglichkeit, Gutes zu wirken, und dann „die Liebe von oben," die ſich meiner ſo gnädig angenommen hat? Nicht anders verhält es ſich mit dem amerikaniſchen Convertiten Brownſon, welcher erklärt: „ſein Katholicismus ſei die mit Gottes Gnade durch fünfundzwanzig Jahre hin langſam und ſtetig gereifte Frucht einer angeſtrengten geiſtigen Thätigkeit und eines unabläſſigen Ringens nach Wahrheit und Licht geweſen [1])." Um aber in unſeren Citaten fortzufahren, ſo ſingen die Göthiſchen Engel Folgendes:

„Jene Roſen aus den Händen
Liebend-heiliger Büßerinnen
Halfen uns den Sieg gewinnen,
Und das hohe Werk vollenden."

Wo denn auf's Neue zu fragen, wo der „Naturalismus, die Verläugnung des ſittlichen Ernſtes des Chriſtenthums" zu finden, der dieſem Gemälde vorgeworfen wird. Jene Roſen der Buße und des Verdienſtes aſcetiſcher Entſelbſtigung ſind noch überdies aus dem allgemeinen Tugendſchatz der Kirche genommen, welcher Denen zu Gute kommt, welchen es an Tugenden und guten Werken mangelt — eine ſpeciell katholiſche Idee.

Weiterhin läßt ſich „in der höchſten, reinlichſten Zelle" des ſymboliſchen Anachoretenbezirkes der doctor Marianus vernehmen.

---

1) Erinnerungsblätter eines Convertiten, Köln 1858. S. 270.

„Hier iſt die Ausſicht frei,
Der Geiſt erhoben.
Dort ziehen Frau'n vorbei,
Schwebend nach oben;
Die Herrliche mittenin
Im Sternenkranze,
Die Himmelskönigin,
Ich ſeh's am Glanze.

(Entzückt.)

Höchſte Herrſcherin der Welt,
Laſſe mich im blauen,
Ausgeſpannten Himmelszelt
Dein Geheimniß ſchauen!
Billige, was des Mannes Bruſt
Ernſt und zart beweget
Und mit heiliger Liebesluſt
Dir entgegenträget.
Unbezwinglich unſer Muth
Wenn du ihn gebieteſt,
Und gemildert unſre Gluth,
Wie du uns befriedeſt.
Jungfrau, rein im ſchönſten Sinn,
Mutter, Ehren würdig,
Uns erwählte Königin,
Göttern ebenbürtig.
Um ſie verſchlingen
Sich leichte Wölkchen;
Sind Bäſerinnen,
Ein zartes Völkchen;
Um ihre Kniee
Den Aether ſchlürfend,
Gnade bedürfend.
Dir, der Unberührbaren,
Iſt es unbenommen,
Daß die leicht Verführbaren
Traulich zu dir kommen.
In die Schwachheit hingerafft,
Sind ſie ſchwer zu retten;
Wer zerreißt aus eigner Kraft
Der Gelüſte Ketten?

Wie entgleitet ſchnell der Fuß
Allzu glattem Boden!
Wen bethört nicht Blick und Gruß?
Schmeichelhafter Odem?"

Nun erſcheint Maria als mater gloriosa. Sie wird zu Gunſten Gretchens, die als una poenitentium bezeichnet iſt, von verklärten Büßerinnen angerufen.

Du ſchwebeſt zu Höhen
Der ewigen Reiche;
Vernimm das Flehen
Du Ohnegleiche!
Du Gnadenreiche!

Magna peccatrix (St. Lucae VII, 36.).

Bei der Liebe, die den Füßen
Deines gottverklärten Sohnes
Thränen ließ zum Balſam fließen,
Trotz des Phariſäer-Hohnes;
Beim Gefäße, das ſo reichlich
Tropfte Wohlgeruch hernieder;
Bei den Locken, die ſo weichlich,
Trockneten die heiligen Glieder —

Mulier Samaritana (St. Joan. IV.).

Bei dem Brunn, zu dem ſchon weiland
Abram ließ die Heerde führen;
Bei dem Eimer, der dem Heiland
Kühl die Lippe durfte rühren;
Bei der reinen, reichen Quelle,
Die nun dorther ſich ergießet,
Ueberflüſſig, ewig helle,
Rings durch alle Welten fließet —

Maria Aegyptiaca (Acta Sanctorum).

Bei dem hochgeweihten Orte,
Wo den Herrn man niederließ;
Bei dem Arm, der von der Pforte
Warnend mich zurücke ſtieß;

Bei der vierzigjährigen Buße,
Der ich treu in Wüsten blieb;
Bei dem seligen Scheidegruße,
Den im Sand ich niederschrieb — [1]).

Zu drei.

„Die du großen Sünderinnen
Deine Nähe nicht verweigerst,
Und ein büßendes Gewinnen
In die Ewigkeiten steigerst,
Gönn' auch dieser guten Seele,
Die sich einmal nur vergessen,
Die nicht ahnte, daß sie fehle,
Dein Verzeihen ungemessen!"

Gegen das Ende hin spricht der doctor Marianus noch Folgendes:

„Blicket auf zum Retterblick
Alle reuig Zarten,
Euch zu seligem Geschick
Dankend umzuarten!
Werde jeder bessre Sinn
Dir zum Dienst erbötig;
Jungfrau, Mutter, Königin,
Göttin, bleibe gnädig!"

Hier ist nur der Ausdruck „Göttin" unkirchlich, sonst Alles im höchsten Grade rein, edel, zart, würdig und weihevoll.

Auriemma hat in seinem Werke über den Mariencult zwei Capitel über das ganz besondere Verdienst Derjenigen, welche Mariens Lob verkünden und sie durch Schriften und Gesänge verherrlichen, und über die Gnaden geschrieben, die Sol-

1) Die ägyptische Marie, eine gemeine Buhlerin, ward, der Legende zu Folge, da sie in die Kirche zu Jerusalem eintreten wollte, unsichtbarer Weise zurückgestoßen, ging in die Wüste, wo sie, einsam büßend, ihr ferneres Leben verbrachte, ward endlich von dem Abte Zosimas entdeckt und empfing von ihm das Abendmahl; als er aber auf ihr Geheiß wiederkehrte, fand er sie todt und neben ihr Buchstaben in die Erde gezeichnet, die ihre letzten Bitten an ihn aussprachen.

chen zu Theil geworden ſind, namentlich was deren Lebensende und jenſeitiges Schickſal betrifft. Mancherlei kirchliche Autoritäten beſtätigen dies [1]). In den alten Legenden wird von Türken und Juden erzählt, die ſelbſt um geringer Andachten zur heiligen Jungfrau willen zum Ziele gelangt; ein ſpaniſches Judenmädchen ruft, indem es vom Felſen geſtürzt wird, Maria an und kommt mit dem Leben davon; ein Ritter ergibt ſich dem Teufel, will aber Maria nicht verläugnen und es wird ihm Verzeihung und Hilfe zu Theil. Jeder wird fühlen, was hierin für Anſchauungen, Geſinnungen, Tendenzen, Lehren, Grundſätze ausgeſprochen ſind. Vor und durch Maria fallen alle Scheidewände, ſtürzen alle Mauern ein, ſind alle Schulden geſühnt und alle Schrecken getilgt. Und ſo wollen wir immerhin auch den Altmeiſter Göthe zu den Unſrigen rechnen, ihm wenigſtens eine gewiſſe peripheriſche Beziehung zu uns nicht abſtreiten, wollen es vor Allem um ſeiner poetiſchen Gloriſicirung und Erhebung Mariens auf den ihr gebührenden Geiſter- und Weltthron, und dann auch deswegen thun, weil er ſo vortrefflich und anerkennend über die katholiſchen Sacramente geſchrieben. Ja wollten wir tiefer gehen, ſo wäre zu ſagen, daß Göthe nebſt anderen ſolchen proteſtantiſchen Bildungsheroen der Kirche nicht nur in den Fällen, wo er ihr abſichtlich und ausdrücklich huldigte, ſondern überhaupt durch ſeine ganze Erſcheinung und Wirkſamkeit gedient und genützt habe, ſofern er einerſeits dem alten, ſtarren, geiſtloſen Proteſtantismus, andererſeits dem franzöſiſchen Atheismus und Materialismus und der ganzen flachen Aufklärerei jener Zeiten entgegenſtand und entgegenarbeitete. Es wird ſich wohl einſt klar genug herausſtellen, was jetzt noch ſehr

---

1) So redet der heil. Bonaventura Marien mit den Worten an: Benedicantur a Deo laudatores magnificentiae tuae! Richard de S. Laurentio ſagt: Honorare Mariam est thesaurizare sibi vitam aeternam. Ebenderſelbe verſichert: Maria super faciem scribae cui imponet honorem suum, und der heil. Anſelm bemerkt: Quomodo fieri potest, ut ex memoria laudum ejus salus non proveniat peccatorum, cujus uterus via ad peccatores salvandos facta est!

parador und unglaublich lauten mag, daß die claſſiſche Periode der Deutſchen, wie ſie die Blüthe des neueren, dem alten völlig entgegengeſetzten Proteſtantismus war, den Rückweg zum Katholicismus gebildet, auf welchem ſich heutzutage die häretiſche Welt, ſo ſehr ſie ſich dagegen ſträuben mag, in einer ſchon nicht mehr zu verkennenden und zu verläugnenden Weiſe befindet. Es iſt ohngefähr daſſelbe, wie vor Zeiten das gebildete Heidenthum der Griechen und Römer zwiſchen dem hinter ihm liegenden rohen Heidenthum und dem vor ihm in der Zukunft liegenden Chriſtenthum in der Mitte ſtand, und zu dieſem den auf menſchlicher und heidniſcher Seite zu machenden Uebergang bildete.

3.

Ein holländiſcher Gelehrter, J. von Ooſterzee hat in der Akademie zu Utrecht einen Vortrag über Göthe's Stellung zum Chriſtenthum gehalten. Es ſind hienach drei Epochen zu unterſcheiden. Die erſte iſt die Klettenbergiſche, die Zeit der Verbindung mit Jung-Stilling, Hamann, Lavater, wo eine Hinneigung zum Innerlichen und Bibliſchen bemerklich. In das reine Gegentheil verfiel Göthe nach ſeiner Rückkehr aus Italien; dieſe Zeit characteriſirt ſich durch eine antipathiſche Stellung zum Chriſtenthum, die bis zu einem wahrhaft „julianiſchen" Haſſe ging. Eine ruhigere Betrachtung und theilweiſe Würdigung findet Ooſterzee in des Dichters letzter Lebensperiode.

Das Chriſtenthum iſt eben ein ſehr vielſeitiger und ſchwer zu faſſender Gegenſtand, ſo daß dem Denkenden und Forſchenden keine andere Erſcheinung in Geſchichte und Glauben der Menſchheit in ſolchem Grade zu ſchaffen macht; daher es nicht verwunderlich iſt, wenn ſich ſo äußerſt verſchiedene Urtheile darüber bilden und ſelbſt bei einem und demſelben Individuum ein ſolcher Wechſel der Anſicht und Stimmung zu Tage kommt. Göthe hat ſo ziemlich denſelben Weg gemacht, wie ich. Von proteſtantiſcher Chriſtlichkeit ging er zu Haß und Feindſchaft über; zuletzt trat Verſöhnung ein, aber wie! Mit der Orthodoxie und Pietiſterei ſeiner Kirche hat er ſich nicht wiederzuſammengefunden;

was er anerkannte, war rein katholischer Natur, die Kirche mit ihrem vollständigen Sacramentencyklus, und selbst als ein großes, allgemeines Sacrament zu betrachten, der Mariencult als Apotheose ächter Weiblichkeit, die ihm in ihrer himmlischen Milde und Seelenschönheit als der reinste Spiegel des Göttlichen erschien.

In dem Buche des Engländers Lewis über Göthe ist ein Capitel, das die Ueberschrift: „Politik und Religion" führt. Auch hier wird von den Veränderungen gesprochen, die des Dichters religiöse Stimmungen und Ansichten erlitten. „Bisweilen neigte er sich zu den strengsten Secten, bisweilen verlor er sich tief in den Skepticismus. Er äußerte sich in den verschiedenen Perioden seines langen Lebens so verschieden, daß ein Pietist und ein Voltairianer ihn beide als den ihrigen betrachten könnten und beide mit demselben Anschein von Recht." Von seiner katholisirenden Richtung verlautet nicht ein Wort. In dem Abschnitt: „Der zweite Theil des Faust" wird zuletzt sogar der katholische Himmel und seine Madonna umgangen. So wird von den Parteien Geschichte geschrieben, so werden von ihnen zeit- und weltgeschichtliche Kunstwerke behandelt, wenn sie etwas für sie Unbequemes und in Verlegenheit Setzendes an sich haben. Aus diesem Ignoriren, dieser Scheu, auch nur ein Wort davon verlauten zu lassen, erhellt aber um so deutlicher, wie bedeutungsvoll jene Göthischen Manifestationen sind.

4.

Während ich Göthe's Verhältniß zum Christenthum und den christlichen Confessionen zum Gegenstand meines Nachdenkens machte, las ich auch wieder einmal die von ihm 1773 in den Druck gegebene Broschüre, die den Titel führt: „Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu ***," wo mir Stellen begegneten, die nun ein ganz neues Ansehen, eine ganz neue Bedeutung für mich gewannen. So spricht er von dem Glauben an die Menschwerdung Gottes und sagt dabei: „Ich subtilisire diese Materie nicht. Denn da Gott Mensch geworden, damit wir arme sinnliche Creaturen ihn fassen und

begreifen möchten, ſo muß man ſich vor Nichts ſo ſehr hüten, als ihn wieder zu Gott zu machen.“ Welch ein köſtliches, tiefes, geiſtreiches, und — daß ich nur gleich verrathe, wohin ich ziele — wahrhaft katholiſches Wort! Denn wer macht den menſchgewordenen, aus ſeinem abſtracten Jenſeits herabgeſtiegenen Gott wieder zu Gott d. h. treibt ihn in dieſes Jenſeits zurück? Der Proteſtantismus, der Theismus, der Rationalismus, die aufgeklärte Religion oder Irreligion, welche jene Selbſtentäußerung Gottes entweder ganz läugnet, oder als eine Sache der Vergangenheit darſtellt, nicht, wie der Katholicismus als ein perennirendes, ſich ſtets erneuerndes Factum behandelt. Göthe kommt in dem genannten Schriftchen auch ausdrücklich auf den Katholicismus zu ſprechen. Es gehen anerkennende Aeußerungen über Luther voraus; dann heißt es: „Aber man laſſe ſich nicht blenden, als hätte er das Reich erworben, davon er einen Andern herunterwarf; man bilde ſich nicht ein, die alte Kirche ſei deshalb ein Gegenſtand des Abſcheu's und der Verachtung! Hat ſie doch wenige menſchliche Satzungen, die nicht auf etwas göttlich Wahres gegründet wären! Laßt ſie, leidet ſie und ſegnet ſie! Warum läſtert ihr ihre Meſſe? Sie thun zu viel, das weiß ich, aber laßt ſie thun, was ſie wollen! Verflucht ſei Der, der einen Dienſt Abgötterei nennt, deſſen Gegenſtand Chriſtus iſt!“ Wiewohl hier proteſtantiſche Anſchauungen eingemiſcht ſind, ſo merkt man doch ſchon eine gewiſſe Sympathie mit dem in Schutz genommenen Cultus, die gewiß merkwürdig iſt und in der ſich bereits der Keim der Betrachtungsweiſe verräth, die ſich ſpäterhin ſo glänzend in der Abhandlung über die katholiſchen Sacramente entfaltete. Es kommt dazu die Verächtlichkeit, mit welcher Göthe in dieſem Schriftchen von der Geiſtlichkeit ſeiner Kirche ſpricht. So ſpottet er über ihr Bemühen, die bibliſche Lehre zu interpretiren und zu ſyſtematiſiren, und ſagt dabei: „Schon Petrus meinte, in Bruder Pauli Briefen wäre Vieles ſchwer zu verſtehen; und Petrus war doch ein ganz anderer Mann, als unſere Superintendenten. Und über den Wandel läßt ſich eben ſo wenig Gewiſſes beſtimmen. Schon Petrus

that Sachen, an welchen Paulus kein Wohlgefallen hatte. Und ich möchte wiſſen, mit was für Titeln der große Apoſtel unſere Geiſtlichen beehren würde, die eine noch weit ungegründetere und verwerflichere Prädilection für ihre Sekte haben, als Petrus für die Juden." Weiter heißt es: „Die Schwärmer und Inſpiranten haben ſich oft unglücklicher Weiſe ihrer Erleuchtung überhoben, man hat ihnen ihre eingebildete Offenbarung vorgeworfen. Aber wehe uns, daß unſere Geiſtlichen nichts mehr von einer unmittelbaren Eingebung wiſſen, und wehe dem Chriſten, der aus Commentaren die Schrift verſtehen lernen will! Wollt ihr die Wirkungen des heiligen Geiſtes ſchmälern? Beſtimmt mir die Zeit, wo er aufgehört hat, den Herzen zu predigen und eueren ſchalen Diſcurſen das Amt überlaſſen hat, vom Reiche Gottes zu zeugen. Unverſtändlich nennt ihr unnütz? Was ſah der Apoſtel im dritten Himmel? Waren es nicht unausſprechliche Dinge? Und was waren denn das für Leute, die in der Gemeinde Sachen redeten, die einer Auslegung bedurften? O, meine Herren, euere Dogmatik hat noch viele Lücken. Lieber Bruder, der heilige Geiſt gibt Allen Weisheit, die ihn darum bitten, und ich habe Schneider gekannt, die einem Mosheim zu rathen aufgegeben hätten. Genug — die Wahrheit ſei uns lieb, wo wir ſie finden" u. ſ. w. So gibt ſich die unverholenſte Verachtung der geiſtloſen Theologie, der dürren, unfruchtbaren Glaubenslehre und der äußerlichen Behandlung des Schriftwortes kund, welche Göthe in ſeiner Kirche vor ſich hatte, während er katholiſchen Cultus, chriſtliche Myſtik und ſeparatiſtiſches Streben nach einem lebensvolleren, tiefer gehenden und unmittelbareren Verhältniß zum Göttlichen in Schutz nimmt. Dies Alles beſtärkt mich in der Meinung, daß der Katholik und katholiſche Myſtiker ſtets tief in dieſem Manne ſtak und daß ihn nur Zeitumſtände und äußere Verhältniſſe abgehalten haben, dies noch förmlicher und evidenter, als er gethan, an den Tag zu legen.

5.

In meiner „dreifachen Krone Rom's" habe ich den Satz aufgestellt, daß ein „Evangelium der Idee," wie es sich besonders im griechischen Heraklesmythus herausstellt, schon im Heidenthum vorhanden gewesen, „das Evangelium der Wahrheit und Wirklichkeit" aber erst durch das Christenthum gegeben worden sei. Man hat dies für unrichtig erklärt. Die sich im Heidenthum findenden christlichen Anklänge, sagte man, „stammten aus der Uroffenbarung;" es selbst sei unfähig gewesen, sich denkend und erkennend zu den Mysterien des Christenthums zu erheben. Ich läugne gar nicht, daß sich zerstreute Trümmer eines menschlichen Urbewußtseins höherer Art im Heidenthume finden; aber diese Annahme genügt nicht; man muß, wie schon so entschieden und vorurtheilsfrei die Kirchenväter und wie bis auf unsere Zeit herab die angesehensten katholischen Theologen und Forscher gethan, auch ein präsentes Walten des göttlichen Geistes in der Heidenwelt annehmen, und ich glaube, nachgewiesen zu haben, in welchem Grade ein solches insbesondere bei den hochgebildeten Völkern des Alterthums, den Griechen und Römern, vorhanden gewesen und wie speciell es sich auf das auch in diesem Felde vorzubereitende Christenthum bezogen hat. Daß der Mensch, wenn auch nicht ohne Gott, doch unabhängig vom Christenthume, auf christliche Ideen kommen könne, die aber etwas ganz Anderes, als die reale christliche Wahrheit und durchaus nicht damit zu confundiren sind, lehrt, wie schon oben im ersten Buche bemerkt worden ist, mein eigenes Beispiel. Denn ich war zwar christlich erzogen worden, hatte Theologie studirt, war eine Zeit lang sogar Pietist gewesen, hatte mich aber von dieser Religion, die ich nie wahrhaft verstanden hatte, gänzlich losgemacht; ich haßte, ich verachtete sie, ich ging darauf aus, sie zu Grunde zu richten, wobei sie mir vollends in ganz falschem Lichte erschien und keinen Reiz auf mich ausüben, keinen Einfluß auf mich haben konnte. Gleichwohl gestalteten sich in mir allmählig Stimmungen und Anschauungen, die denen, worauf das Christenthum beruht, so ähnlich waren, wie ein Ei dem anderen, und die dann am Ende auch in anerken-

nender Weiſe mit ihnen zuſammentrafen. Es kommt hier Alles auf die gehörige Scheidung der Begriffe an; darauf, daß man Vorſtellung und Wirklichkeit, Bedürfniß und Erfüllung, das bloß gedachte, geahnte, gewünſchte und das reale, in's Leben thatſächlich eingetretene Object der Vorſtellung und des Verlangens auseinanderhalte. Wenn ich Hunger habe, ſo möchte ich ihn ſtillen, und damit verbindet ſich nothwendig die Vorſtellung eines genießbaren Gegenſtandes, durch welchen er zu ſtillen iſt. Eben ſo, wenn ich in eine Grube gefallen oder in's Gefängniß geworfen bin, ſo ſehne ich mich nach Erlöſung aus dieſem Zuſtande und denke mir einen anderen entgegengeſetzten, in den ich verſetzt ſein möchte. Aber das iſt noch keine wirkliche Speiſe und Sättigung, keine thatſächliche Erlöſung und Freiheit; ich kann, wenn dieſe nicht dazukommt, mit meiner Vorſtellung und Phantaſie, die auch bei der größten Lebhaftigkeit kein entſprechendes Object erzeugt, vielmehr durch eine ſolche nur das Gefühl des Mangels ſteigert, elendiglich verhungern und in Loch und Kerker verfaulen. Daß ich durch mich ſelbſt auf den Gedanken an Speiſe und Sättigung, Erlöſung und Freiheit gekommen, das nimmt der wirklichen, wenn ſie mir wird, doch wahrlich Nichts von ihrem Werthe. Und ſo ſcheinen mir Diejenigen ohne Noth für die Ehre und Würde des Chriſtenthums zu eifern, welche behaupten, die chriſtlichen Wahrheiten und Myſterien ſtänden ſo hoch, daß der Menſch für ſich nicht einmal eine Ahnung davon haben könne. Das kann er ſehr wohl; er kann ſich ſchlecht befinden und einſehen, daß es mit den menſchlichen und irdiſchen Dingen eine nicht allzu treffliche und tröſtliche Bewandniß habe. Er kann dann auch leicht nach einer Hilfe von oben, nach einer nahe gerückten Gottheit, einem Gottmenſchen, Retter, Heiland, einem mit wunderbaren Eigenſchaften und Vermögenheiten ausgerüſteten Bändiger der Weltübel verlangen; er kann wünſchen, daß Menſchheit und Natur ganz anders beſchaffen ſein möchten, als ſie ſind, daß ein neuer Menſch, eine neue Beſchaffenheit der Dinge oder, wie ſich die Schrift ausdrückt, ein neuer Himmel und eine neue Erde zu Stande komme, und daß dies, da menſchliche Kräfte ſo unzulänglich, durch höhere Veranſtaltung ge-

ſchehen möge — was ohne Zweifel bibliſche, chriſtliche und kirchliche Ideen ſind. Allein von dieſen Ideen zur Wirklichkeit iſt noch ein großer Sprung. Und daß dieſer Sprung gleichwohl geſchehen, die ungeheuere Kluft zwiſchen dem bloß erſehnten und dem wirklich vorhandenen Heile ausgefüllt worden iſt, darin beſteht das Werk und der Werth des Chriſtenthums.

Die heidniſche Philoſophie, ſagt man, habe auf dem Wege des Denkens allerdings auch Wahrheiten gewonnen; dieſe beſchränkten ſich indeſſen auf die Gränzen der bloß natürlichen Gotteserkenntniß, ohne ſich irgendwie zu den Myſterien des Chriſtenthums zu erheben, was überhaupt unmöglich ſei: Ich glaube, daß die Ideen eines Heraklit, Anaxagoras, Plato, Ariſtoteles u. ſ. w. dem Menſchen und Heiden im Allgemeinen weit ferner gelegen und ſchwerer zu erfaſſen und mitzutheilen geweſen, als die Stimmungen und Vorſtellungen, worauf ſich menſchlicherſeits das Chriſtenthum aufbaut. Den Zwieſpalt des Göttlichen mit dem Menſchlichen aufzuheben, darauf war überall der Cultus gerichtet. Er reichte nicht hin, zu bewerkſtelligen, was nur durch Chriſtus und die Kirche vollbracht werden kann; aber an Bedürfniß und Idee, nebſt tauſendfältigen Verſuchen, ihnen gerecht zu werden, gebrach es nicht. Und das war auch nicht bloß ein todter, äußerlicher und entſtellter Reſt der „Uroffenbarung," ſondern etwas lebendig Gegenwärtiges, tief Empfundenes, ſich ſtets neu Erzeugendes und geltend Machendes. Man ſollte auch das bedenken, daß der Menſch ohne ein Gefühl und Bewußtſein deſſen, was ihm fehlt und Noth that, gar nicht dazu gereift und befähigt ſein würde, daſſelbe, wenn es da iſt, zu erkennen und ſich zu Nutze zu machen. Wer keinen Hunger hat, der wird nicht eſſen, auch wenn man ihm den Tiſch mit Speiſen bedeckt; wem es in der Grube, in die er gefallen, in dem Kerker, in den er eingeſchloſſen, behaglich zu Muthe iſt, der wird ſich nicht herausbegeben, auch wenn ihm Erlöſung und Freiheit winkt. Um die Zeit der Entſtehung des Chriſtenthums regte ſich überall im Heidenthume das Bedürfniß einer ſolchen Erſcheinung; es herrſchten meſſianiſche Ideen und Erwartungen, wie namentlich die allbekannte Idylle Virgil's

an Pollio bezeugt. Und während die Juden den in ihrer Mitte erschienenen Gottmenschen zum Tode brachten, und seine Gläubigen verfolgten, nahmen die Heiden mit der auffallendsten Hinneigung und Bereitwilligkeit den christlichen Glauben an und an die Stelle Jerusalems trat die heidnische Weltstadt Rom und wurde zum mächtigen und glänzenden Mittelpunkte der Christenheit. Schon gleich an der Wiege des neugeborenen Weltkönigs erscheinen drei königliche Repräsentanten des Heidenthums und huldigen. In der Apostelgeschichte lesen wir, wie ein vornehmer Aethiopier herbeikommt, um in Jerusalem anzubeten, wie er auf dem Wege den Propheten Jesaias studirt und wie er sogleich bereit ist, sich taufen zu lassen, als ihm Philippus das Evangelium predigt. Ebendaselbst ist berichtet, wie auf Heiden, die noch nicht einmal die Taufe empfangen, der heilige Geist ausgegossen wird[1]). Der alexandrinische Clemens preist die Heiden selig, daß sie nicht gesehen und doch geglaubt. Und Christus selbst schon weiset zum großen Aerger der Juden auf die Receptivität der Heiden für höhere Wahrheiten und ihre Tauglichkeit zum Empfange göttlicher Gnaden hin[2]). Man vergleiche in diesen Beziehungen, was Möhler in seiner Symbolik und Schubert in seinen „Abndungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens" bemerkt und beigebracht haben. „In der ganzen alten Welt gewahren wir ein Suchen nach Wahrheit." — „Die Sehnsucht nach einer göttlichen Befreiung vom Falle findet sich im ganzen Alterthume" u. s. w. So der Erstere[3]). Schubert[4]) spricht sich in Beziehung auf die Zeiten, in welche die Entstehung des Christenthums fällt, folgendermaßen aus: „Man bemerke vor Allem jene Regungen unter den damaligen Völkern, durch welche

---

1) Apostelg. 10, 44. „Noch redete Petrus, da fiel der heilige Geist auf Alle, welche seine Rede hörten. Und es erstaunten die beschnittenen Gläubigen, daß auch die Heiden der Gaben des heiligen Geistes theilhaft würden, denn sie hörten sie in Zungen reden und Gott preisen." Vergl. daselbst 13, 45 ff.

2) Matth. 11, 21. Luc. 12, 41 f. Luc. 4, 25 ff.

3) Symbolik 4. Ausg. S. 84.

4) Abndungen Th. II. Bd. II. Leipzig 1831. S. 335 ff.

das bis dahin geltende Religionssyſtem bei den meiſten tief in Verfall gerieth; bei vielen ein neues, dem alten entgegengeſetztes oder von ihm verſchiedenes geweckt wurde und in Aufnahme kam. Die alten Orakel hörten auf, denn es war die Zeit der Erfüllung gekommen und die in der alten bedeutungsvollen Weiſſagung jener Sibylle beſtimmte Zeit war da. Faſt allenthalben ein Forſchen nach neuen Göttern, leichte Einführung fremder Religionsgebräuche. Selbſt unter den damaligen Bewohnern von Britannien ward gerade um die Zeit von Chriſti Geburt dem alten Religionsſyſteme ein neues entgegengeſtellt." Ganz beſonders merkwürdig iſt, was aus Sueton und den Supplementen zur Geſchichte des Livius angeführt wird. Als ſich im Jahre 63 vor Chriſti Geburt zu Rom der Senat verſammelt hatte, fand ſich C. Octavius ſpäter als gewöhnlich ein, und entſchuldigte ſich mit der eben erfolgten Geburt eines Sohnes. Da rief Nigidius Fidulus, ein Freund des Cicero und myſtiſch gelehrter Mann: „Wohlan, ſo iſt dir Der geboren, der über uns Alle König und Herr ſein wird." Dadurch wurde die Verſammlung um ſo mehr in Beſtürzung geſetzt, da ſchon ſeit einiger Zeit das Gerücht ging, die Natur bereite ſich, einen König zur Welt zu bringen, wie ihn die Sibylle verkündiget. Die Senatoren befahlen hierauf, daß kein Vater im Laufe dieſes Jahres ſein Kind, wie es Sitte war, von der Erde erheben und erziehen ſolle, und nur der Einfluß Derjenigen unter ihnen, deren Frauen in Hoffnung waren, verhinderte die Ausführung dieſer Maßregel[1]). In dieſem Grade war die Welt voll Ahnung, Sehnſucht, Furcht, Spannung in Beziehung auf das Außerordentliche, was da kommen ſollte.

6.

In der zu Wien erſcheinenden katholiſchen Literaturzeitung vom 7. Febr. 1859. S. 12 f. ſteht eine Anzeige und Kritik meiner „dreifachen Krone Rom's," wo folgende Aeußerungen begegnen.

1) Sueton Octav. 94. *Dio Cassius* 45, 1. J. *Freinshemii* supplementorum Livianor. lib. LXVII. in hoc. lib. CII. c. 89. 90.

„Es freut uns erſtens, daß D. zwar nebenbei in einer offenen und ungeſchminkten Weiſe von ſeiner bisherigen Stellung und von dem Wege redet, auf welchem ihn Gott zur Wahrheit geleitet, daß er aber zum eigentlichen Gegenſtande ſeiner erſten Veröffentlichung nach ſeiner Converſion nicht dieſe ſubjective Seite, ſondern einen Gegenſtand von großer, objectiv-wiſſenſchaftlicher Bedeutung gemacht. Es freut uns zweitens, daß er dieſen Gegenſtand eben gerade aus der Richtung ſeiner bisherigen Studien genommen hat, auf ſolche Weiſe ſofort den Beweis liefernd, daß er als Katholik nicht ſeine auf Wahrheit gerichtete Forſchung zu verdammen habe, daß das Ziel, welches er nun mit Gottes Gnade gefunden, weit und groß genug iſt, den Forſcher mit allen ſeinen tiefen und univerſellen Beſtrebungen, in ſo weit ſie eben nur auf die Wahrheit gerichtet waren, in ſich aufzunehmen. So vermag er denn auch Worte an ſeine früheren Glaubensgenoſſen zu richten, die ſo aus dem innerſten Ringen unſerer Zeit herausgeſprochen ſind, daß man meint, ſie könnten nicht umſonſt geſprochen ſein.“

Wenn ich nun ſage, daß dieſe Worte hinwiederum auch mich ganz ungemein gefreut haben, ſo läuft das nicht etwa auf eine leere gegenſeitige Becomplimentirung hinaus. Sie haben mich gefreut, ja entzückt, weil es edle, ſchöne, würdige Manifeſtationen des Geiſtes ſind, der in der katholiſchen Kirche lebt, und der kein Geiſt der Finſterniß und der Unterdrückung des Denkens, der Forſchung und der Erkenntniß iſt, wie ſchlecht unterrichtete Gegner meinen; weil daraus hervorgeht, daß es dieſer Kirche nicht bloß daran gelegen iſt, nur um jeden Preis Convertiten zu erhalten, wie man ebenfalls zu wähnen pflegt; daß ſie vielmehr den Wunſch hegt, es möchte die Annäherung an ſie und die Ausſöhnung mit ihr auf dem anſtändigſten und achtungswertheſten Wege vor ſich gehen, und daß ſie bereit iſt, die ganze Wiſſenſchaft und Forſchung, wie ſie ſich proteſtantiſcherſeits entwickelt hat, ſo viel nur immer möglich und mit weſentlich katholiſcher Weltanſchauung verträglich iſt, in ſich aufzunehmen und gewähren zu laſſen.

Was den näheren Inhalt und Zweck der „dreifachen Krone“ betrifft, so wird in derſelben Kritik hervorgehoben und gebilligt, daß ich mit einem Votum für das rechte Verhältniß des claſſiſchen Heidenthums zum Chriſtenthum und zur Kirche auftrete, welches ganz geeignet ſei, dieſen Gegenſtand in ſeiner entſcheidenden Bedeutung dem Bewußtſein näher zu legen, als es durch die bisherigen Vorgefechte erreicht worden iſt. „Wir ſehen hier thatſächlich an dem, was mit D. und in ihm vorgegangen iſt, die Wahrheit eines lange im Stillen gehegten Urtheils bewährt, daß die, mindeſtens geſagt, oberflächliche, ideenloſe, nichts weniger als geiſtreiche Art, in der ſich die neuere katholiſche Wiſſenſchaft zum Theil mit den jenſeits der Kirche liegenden geſchichtlichen Entwickelungen der Menſchheit abzufinden weiß, zu den Urſachen gehöre, welche tiefer ſtrebende und empfindende Geiſter namentlich auf dem Boden unſeres deutſchen Vaterlandes zu einem ſo extremen Gegenſatze gegen die heilige Wahrheit des Chriſtenthums und der Kirche getrieben. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir es als eine beſondere Aufgabe der deutſchen Wiſſenſchaft bezeichnen, das Rechte auf eine gründliche Weiſe wieder zur Anerkennung zu bringen.“ In Beziehung auf meine Behandlung der alten Mythologie wird bemerkt: „Viele, ſehr Viele gibt es unter uns noch heutzutage, welche glauben, daß mit ſolchen tieferen Deutungen der Mythologie zu viel geſchehe. Sie irren aber und werden der Geſchichte nicht gerecht. Im Heidenthum iſt ein tief ahnendes religiöſes Leben geweſen; wie hätte es ſonſt ſo Großes und ewig Bedeutendes hervorbringen können!“ Es ſpricht ſich hier dieſelbe Anſicht über das Heidenthum, wie bei einem Möhler, Lafaulx, Sepp, Dechamps und Anderen aus, und wenn daſſelbe zum Theil noch immer nur als ein gräulicher Laſter- und Sündenpfuhl betrachtet und dargeſtellt wird, auf welchem höchſtens einige zerſtreute Trümmer einer auf das chriſtliche Heil aus fernſter Ferne hindeutenden „Uroffenbarung“ ſchwimmen, die aber, entſtellt und ihres wahren Sinnes beraubt, für dieſes Heidenthum ſelbſt ohne Bedeutung ſeien und nur dazu dienten, dem chriſtlichen Gelehrten zum Zeugniſſe und Nachweiſe jener Ur-

offenbarung zu dienen, so ist dies eine Ansicht, die sich besser für einen altorthodoxen protestantischen Finsterling, als für einen katholischen Denker und Autor eignet, dessen Dogma auch dem natürlichen Menschen und Heiden nicht alle Reste des Wahren und Guten und nicht allen innerlich wirksamen Beistand von oben entzieht, zumal wenn dieser Denker und Autor der Gegenwart angehört und zeitgemäß auf sie wirken will.

Wenn jener edle Kritiker mit Befriedigung gesehen hat, daß ich nicht die subjective Seite meiner Conversion zum nächsten Gegenstande öffentlicher Besprechung gemacht, so habe ich bloß zu bemerken, daß auch diese subjective Seite nicht bloß subjectiv ist, da ich nirgends mein individuelles Gefühl und Bedürfniß allein herrschen und entscheiden ließ, da Alles vielmehr in Form der denkenden Betrachtung vor sich ging; daher denn die gegenwärtige Schrift, so viel Persönliches auch darin vorkommt, einer ebenfalls objectiven Bedeutung gleichwohl nicht ermangelt. Ich mußte hier nothwendig von mir selber sprechen; ich mußte es mehr thun, als ich es je in meinem ganzen Leben gethan. Aber indem ich nur darstellen wollte, wie ich vom Irrthum erlöst wurde und zur Wahrheit kam, habe ich vielleicht gerade hier das Objectivste geliefert, was durch mich zu Stande kommen konnte.

7.

In der illustrirten Zeitung No. 798. vom 16. Oct. 1858 finde ich zu meiner nicht geringen Ueberraschung eine Abbildung des Stübchens in dem uralten fünfeckigen Thurme der Nürnberger Burg, das ich einmal, durch momentane Umstände bewogen, eine Zeit lang bewohnt habe. Die hinzugefügten biographischen Notizen sind etwas mythischer Natur, wiewohl ganz im Tone des Ernstes und der historischen Gewißheit vorgetragen. Um vor den im Thurme hausenden Ratten und Mardern sicher zu sein, soll ich Schüsseln mit Milch und Brod aufgestellt haben. Eine solche Schüssel ist, um das Baroke noch baroker zu machen, auf dem Bilde bei der offen stehenden Thüre am Boden hingezeichnet. Nun habe ich zwar häufig hungrige Thiere gefüttert

und ſchutzloſe in meinen Schutz genommen, nie aber nöthig gehabt, mich vor ſolchen Geſchöpfen zu ſichern, die mich nie verfolgt, gekränkt und beleidigt haben. Anders war's mit den Menſchen. Denen hätte ich oft gern die beſten Milchſuppen hingeſetzt, wenn ſie mich hätten verſchonen wollen; die aber thaten mir weh, ſelbſt wenn ich ihnen im allerungewöhnlichſten Grade wohlgethan hatte. In jenem ſchauerlich öden und einſamen Thurme, wo nicht Viele zu übernachten wagen, wo es nicht an Thieren jener Art fehlt und wo man leicht auch glauben kann, die grauenhafteſten Geſpenſter zu erblicken, zumal wenn man darin in tiefer Nacht mit der Laterne wandelt, wie ich oft zu thun veranlaßt war — da wohnte ich ganz furchtlos und wohlgemuth. Marder, Ratten, Geiſter, eine elende Gefängnißſtube mit vergittertem Fenſter, wo einſt der Sage nach Eppelein von Gailingen eingeſperrt geweſen, ſechs zum Theil verfallene Treppen, die bis zu dieſem Gemache hinauf zu ſteigen waren [1]) — das Alles genirte mich nicht. Ich machte dort oben auch Gedichte, wovon folgendes eine Probe:

Im Thurme hier, ſo öd und ſchauerlich,
Mein' ich ſo froh, ſo frei von allem Grauſen,
Hieher geflüchtet vor dem Schlangenſtich
Der Menſchen, die dort unten hauſen.
Schutzlos umgebt ihr mich,
Ihr Fledermäuſe, Marder, Eulen, Ratten!
Auch ihr verletzt mich nicht, geſpenſt'ge Schatten!
Doch Menſchen quälen, Menſchen ängſten mich,
Daß ich zum Tode meine zu ermatten [2]).

---

1) Damals konnte ich noch gehen, was ich ſeit einem Sturz in Frankfurt, wenige Schritte ausgenommen, nicht mehr kann.

2) Ich hatte dieſe Verſe verloren und ſuchte ſie einmal nach Jahren aus meinem Gedächtniſſe wiederherzuſtellen. Da bekamen ſie folgende Geſtalt:

Hoch auf dem alten, öden Thurm,
Da geht der Sturm,
Da wohnen Marder und Ratten
Und ſchwarze, geſpenſtige Schatten.

Um aber auf die Illustrirte zurückzukommen, so bin ich doch recht zufrieden mit ihr, wiewohl sie schwerlich weiß, wie gut sie es getroffen hat. Sie gibt nämlich auch einen kleinen Lebenslauf von mir und eine wundersam compendiöse Geschichte meines Denkens und Glaubens, die keine fünf Zeilen füllt und doch im Grunde Alles enthält, was zu sagen ist. „Er neigte sich Anfangs der pietistischen Richtung zu, von der er sich aber bald wieder entfernte, jedoch nur, um in das andere Extrem zu verfallen und schließlich zur katholischen Kirche überzutreten.“ Hier fragt sich nur: wird dieser Uebertritt ebenfalls als Extrem betrachtet oder als was sonst? Drei Extreme anzunehmen, geht nicht wohl an; der Katholicismus wird also, wie es scheint, entweder als richtige Mitte betrachtet oder zu einem der beiden Extreme, dem Pietismus und dem Antichristenthum, geschlagen. In Gutzkow's „Unterhaltungen am häuslichen Heerd“ werden Antichristenthum und Katholicismus als die beiden Extreme bezeichnet, deren ich mich schuldig gemacht, und meine Conversion aus meiner Extremensucht erklärt. Die Illustrirte dagegen nennt Pietismus und Antichristenthum als die Extreme, denen ich gehuldigt. Ein toller Wirrwarr! Ich meinerseits gebe der Illustrirten Recht,

---

Und doch, wie wohl ist mir zu Muth
In dieser Räume düstrer Hut!
Nicht Element, nicht Geist, noch Thier
Verletzt mich hier;
Dort unten aber, wo die Menschen hausen,
Da wohnet das ächte Grausen;
Da schleicht die Tücke, glüht der Haß,
Da müht die Zung' ohn Unterlaß
Zu schädigen durch ihren Stich,
Die böse, sich;
Da wird das Herz bis auf den Tod betrübet,
Da mordet der Verrath.
Es ist ja keine noch so schwarze That,
Die nicht mit Lust der Mensch am Menschen übet.

Es ist dies vielleicht deshalb von einigem Interesse, weil man daraus die steigende, immer mehr in's Allgemeine gehende Seelenverstimmung und Bitterkeit erkennt, die in mir herrschend wurde.

vorausgeſetzt, daß ſie den Katholicismus weder zum proteſtantiſchen Pietismus, noch zum modernen Antichriſtenthum rechnet. Denn der Katholicismus enthält zwar Extreme, Abſtractionen, Einſeitigkeiten; er ſelbſt aber im Ganzen iſt keine: er iſt concrete Wahrheit, Totalität, Einheit des Entgegengeſetzten. Und von dieſem Standpunkt aus betrachtet, bin ich vollkommen gerechtfertigt und iſt jener Lebenslauf als ein ganz richtig gezeichneter und charakteriſirter zu betrachten. Der Pietismus, als das eine Extrem, trieb mich in das andere; ich konnte von dem einen, wenn ich davon geſättigt und ermüdet war, nur in das andere fallen, denn das Wahre, Rechte, Ganze war mir noch allzu fern gerückt. Sehen wir denn nicht, wie ſich auf dem negativen Boden der Häreſie Alles zerſtückt, zerſplittert, in äußerſte Gegenſätze feindlich und unverſöhnlich auseinanderreißt? Die Reformation war zunächſt das Grab der Bildung und des guten Geſchmackes, die damals unter der Aegide des Papſtthums ſo hoch geſtiegen waren und ſo herrliche Blüthen trieben. Die reformatoriſche Orthodoxie verwarf und zertrat die Vernunft und ließ am natürlichen Menſchen nicht ein gutes Haar. Darauf machten ſich entgegengeſetzte Meinungen und Stimmungen geltend, die nun auch ihrerſeits zu jeder Art von Extrem fortzuſchreiten geeignet waren; der Geiſt emancipirte ſich und verfolgte ſeinen eigenen, freien Weg; der orthodoxe Zopf fiel der Verachtung anheim; die Vernunft wurde auf den Thron geſetzt; die menſchliche Natur für an ſich gut erklärt, das Chriſtenthum, ja die Religion überhaupt angegriffen und zur Chimäre gemacht, der ſich der Menſch, wenn es ihm beſſer gehen ſolle, nothwendig zu entſchlagen habe. Die katholiſche Kirche dagegen behauptete ſtets die Einheit des Glaubens und der Vernunft, hielt den Menſchen zwar für geſunken und verderbt genug, aber doch nicht für abſolut zu Grunde gerichtet; ſie ließ auch die natürlichen Kräfte des Menſchen gelten, und benützte ſie weiſe und beſonnen als Anknüpfungspunkte für ihre Lehren und Weiſungen [1]). Die

1) Wunderlich drückt ſich darüber Herr v. Ketteler, Biſchof in Mainz, in ſeiner Schrift: „Der Religionsunterricht in der Volksſchule“

Häreſie verwarf den katholiſchen Gebrauch der Künſte und ſank dadurch in ihrem Cultus zur äußerſten Leerheit, Nüchternheit, Reizloſigkeit und Langweiligkeit herab; ſie verwarf und verſchmähte zum Theil ſelbſt die Muſik und verbannte Orgel und Geſang. Zur Strafe dafür erhob und entwickelte ſich dann eine profane, heidniſche und antichriſtliche Poeſie und Kunſtliebe. Der Katholicismus blieb, was er war, gläubig und kunſtliebend zugleich [1]). Wer erkennt nicht an ſolchen Thatſachen und Anzeichen, daß derſelbe das volle, concrete, einheitliche Wahre und Ganze iſt? — Nein, nicht die Liebe zum Extrem hat mich zu dieſer Kirche geführt; viel eher ließe ſich ſagen, ich habe mich deshalb zu ihr geflüchtet, um den unerträglichen Widerſprüchen und Zer-

---

aus. „Jede geoffenbarte Wahrheit hat zwei Seiten. Nach der einen reicht ſie in die unendliche Tiefe des Weſens Gottes; nach der anderen läßt ſie ſich hinab bis in die Kinderſeele, wo ſie das Ebenbild Gottes in ſeiner tiefſten Verborgenheit unter der Einfalt des Kindes antrifft, zugleich aber mit einer wunderbaren Zähigkeit der Ausbildung für Gott, der Erhebung bis zu Gott." Wie geiſtvoll, edel, fein gebildet lautet dies, theils überhaupt, theils insbeſondere den barbariſchen Lehren der Reformatoren und der proteſtantiſchen Orthodoxie gegenüber!

1) Vergleiche, was Möhler in der Vorrede zur Symbolik S. XIII. der vierten Ausgabe bemerkt: „Dem Katholiken kommt das zu Gute, daß ſeine Glaubenslehre eben ſo wohl das umfaßt, was die Rationaliſten einſeitig oder auch ausſchließend im Chriſtenthum verehren, als das, was der orthodoxe Proteſtantismus eben ſo einſeitig oder ausſchließlich in demſelben Chriſtenthume hervorhebt. Beide Gegenſätze ſind in ſeinem Dogma in der That ausgeglichen und vollkommen verſöhnt. Dieſes Dogma iſt eben ſo verwandt mit dem Einen als mit dem Anderen und der Katholik kann darum auch Beide begreifen, weil ſein Syſtem die Einheit von Beiden iſt." Es wird weiter das ganz einheitloſe Auseinanderſein der naturaliſtiſchen und orthodoxen Proteſtanten geſchildert; dann heißt es: „Der Katholik hat, was Beide haben, aber eben darum ihre Einſeitigkeiten nicht; ſeine Glaubenslehre iſt auch keine mechaniſche, loſe und unbeholfene Zuſammenſetzung der beiderſeitigen Doctrinen, denn ſie war früher, als dieſe, und hatte, als ſie zuerſt der Kirche gegeben wurde, das Wahre an ihnen organiſch in ſich vereiniget. Sie gingen vielmehr aus der katholiſchen Glaubenslehre hervor, indem ſich die eine Partei das Menſchliche in ihr zueignete, die andere das Göttliche."

reißungen des proteſtantiſchen Denkens, Glaubens und Lebens zu entgehen. Es war dies nicht ſo in meinem Bewußtſein formulirt, indem der Hergang der Sache ein anders geſtalteter — der im erſten Buche referirte — war. Factiſch aber verhielt es ſich ſo: ich trat aus dem Reiche der durch Nichts gemilderten, verſöhnten und einheitlich zuſammengefaßten Abſtractionen, Extreme und Contraſte in das der Alles enthaltenden, vermittelnden und verbindenden Totalität und Univerſalität.

8.

Wunder ſind Fabeln, Träume des Aberglaubens, Producte der Unwiſſenheit und des Betruges; damit befaſſen ſich kluge Leute nicht. Erlaube man jedoch, daß ich einige auffallende Thatſachen und einige ſie betreffende Aeußerungen anführe, die ich nicht in der Bibel oder in Legenden und Lebensbeſchreibungen katholiſcher Heiliger, ſondern in modernen Büchern und bei eleganten und vielgeleſenen Schriftſtellern unſeres Zeitalters gefunden und abgeſchrieben habe.

So erzählt George Sand von ihrer Großmutter etwas ſehr Außerordentliches: „Zwei Monate lang," ſagt ſie, „war dieſelbe ohne alle Nachricht von ihrem Sohne und war in jene dumpfe Verzweiflung verſunken, welche die Männer nicht kennen, und welche ſie nicht zu überleben vermöchten. Die Organiſation des Weibes iſt in dieſer Beziehung ein Wunder; denn begreifen läßt ſich dieſe Gewalt des Schmerzes und dieſe Kraft des Widerſtandes nicht. Die arme Frau hatte keinen Augenblick Schlaf und lebte nur von kaltem Waſſer." Sie wollte nicht eſſen, weil ſie ſich dachte, daß ihr Sohn jetzt Hunger leide; ſie wollte nicht zu Bette gehen, weil er vielleicht nicht einmal ein Strohlager habe.

Sieht man von dem religiöſen Gebiete ab, wo ſich das Wunderbare in der unbedingteſten und ausgebeutetſten Weiſe manifeſtirt, ſo ſind es vornehmlich zwei Arten von menſchlichen Weſen, wo es ſich zu zeigen pflegt — das weibliche Geſchlecht und der Genius. In beiderlei Hinſicht wird man viel Auffallendes und Merkwürdiges in meiner „Religion des neuen Welt-

alters“ [1]) verzeichnet finden. Ein Beispiel von der Kraft des höheren Geisteslebens, den Leib selbst unter Umständen, die allem Anschein nach dessen sofortige Auflösung zur Folge haben müßten, doch noch einige Zeit lang vor diesem Schicksale zu bewahren, um sich desselben als des Organes seiner Wirksamkeit zu bedienen, ist das Folgende. Als Schiller todt war, fand man seine Organe in so furchtbarer Zerstörung, daß kein Arzt begreifen konnte, wie er noch hatte leben können. „Nur seine große Seele hatte ihn gewaltsam unter den Lebenden erhalten,“ sagt Alfred Meißner in seinem Buch über Heine [2]). Ebenso drückt sich Becker in seiner Weltgeschichte über Friedrich den Großen aus: „Vier und siebenzig Jahre,“ sagt er, „hielt die starke Seele dieses Mannes den schwachen Körper aufrecht.“

Dergleichen nun läßt man gelten. Wenn aber im Berichte des religiösen Glaubens und Lebens Dinge geschehen oder referirt werden, die nicht unerklärlicher, nicht unglaublicher, den Naturgesetzen und den Annahmen und Einsichten der Männer der Wissenschaft nicht widerstreitender sind, als obige Thatsachen, so wirft man sie mit aller Entschiedenheit in das Fach der Mythen, Erdichtungen und abergläubischen Wundersagen, gesteht ihnen höchstens einen poetischen Werth zu. Der Rationalismus und Empirismus der Zeit ist nicht consequent; er geht mit äußerster Willkühr zu Werke; er hat ein doppeltes Maß und Ge-

---

1) Ueber das Weib s. Bd. II. S. 246 f. 250 ff. III. S. 296 f. Ueber Genius und Dämon (im guten Sinne des Wortes) s. ebendaselbst Bd. III. Buch IV., besonders S. 29. 40 ff. 62. 121 ff. 167 ff.

2) Vergl. Göthe's Gespräche mit Eckermann II. S. 158, wo Göthe sagt: „Schiller war beständig krank. Als ich ihn zuerst kennen lernte, glaubte ich, er lebe keine vier Wochen mehr. Aber er hielt sich noch die vielen Jahre“ u. s. w. Und ebendaselbst S. 335, wo Meyer erzählt, wie er auf einem Spaziergange mit Göthe zum ersten Male Schillern sah, der seinen Carlos noch nicht beendigt hatte. „Er schien sehr krank und an den Nerven leidend; sein Gesicht glich dem Bilde des Gekreuzigten. Göthe dachte, er werde keine vierzehn Tage mehr leben; allein er erholte sich wieder und schrieb dann erst alle seine bedeutenden Sachen.“

wicht und urtheilt, je nachdem Etwas in ein ihm freundliches oder feindliches Gebiet fällt, bald so, bald so. Man stößt tausendmal auf die Aeußerung, daß Etwas wunderbar, unbegreiflich sei; und nicht immer läßt sich dabei annehmen, daß die Sache, wenn nur der sie unserem Verständnisse verhüllende Schleier gehoben wäre, sich doch in gemein faßlicher und natürlicher Weise erklären würde. Es ist dies überall der Fall, wo sich die Macht und der Sieg des Geistes und Gemüthes über die bloß physischen Kräfte, Bedingungen, Antriebe, Hemmungen, Gesetze, Einrichtungen und Verwicklungen unseres Wesens offenbart. Napoleon besuchte die Pestkranken, um zu zeigen, daß der Mensch, wenn er wolle, über solche Influenzen erhaben sei. Der stumme Sohn des Crösus erlangte, als ein wüthender Soldat seinen Vater ermorden wollte, die Sprache wieder. Eben so hat innere Aufregung in manchen Fällen selbst entkräftete Kranke, tödtlich Verwundete und Sterbende zu ungewöhnlichen Leistungen und Thaten befähigt; der Tod ist zuweilen durch Sehnsucht nach einer geliebten Person so lange verzögert worden, bis diese erschienen war u. s. w. Wenn nun der Mensch so viel schon aus eigener Kraft und in Folge natürlicher Erregungen vermag, was wird er erst vermögen, wenn er in eine innige Verbindung mit einem Reiche übernatürlicher Kräfte und Persönlichkeiten tritt, wie sie auf religiösem Wege zu Stande kommt!

9.

Es kann dem eitlen, hochmüthigen, zu dem maßlosesten Uebermuth, zu den wahnsinnigsten Eitelkeiten und Ansprüchen an Andere, während er selbst vielleicht gar nichts Wohlthuendes und Dankenswerthes leistet, stets aufgelegten Menschen nichts heilsamer sein, als wenn er dazu veranlaßt und bewogen wird, sich recht gründlich zu demüthigen und unterzuordnen, wie es die katholische Kirche verlangt. Aber es muß dies, wie schon bemerkt, keine Folge der Schwäche und Impotenz, der gesunkenen oder verlorenen Charakter- und Geisteskraft sein; es dürfen wesentliche, dem Menschen seinen Werth und seine Würde ver-

leihende Eigenſchaften und Vermögenheiten dabei auch theoretiſch nicht aufgeopfert werden, wo es denn jener Kirche zur höchſten Ehre gereicht, daß ſie bei allem Dringen auf eine demuthsvolle Hingebung und Unterwerfung doch nicht in jene fehlerhafte Einſeitigkeit fällt, wie bei der proteſtantiſchen Orthodoxie der Fall, die ihre Gläubigen zwar von Papſtthum, Beichte und Kniebeugung befreit, übrigens aber für Geſchöpfe erklärt, in deren Natur nicht ein Funke des Guten und Göttlichen mehr glimmt. Nichts iſt achtungswürdig, was des eigenen Gehaltes, der eigenen Kraft und Stärke entbehrt oder mit Knechtsſinn ſelbſtwillig darauf verzichtet. Wenn ein edles Roß ſtolz, freudig, anmuthsvoll jedem Winke ſeines Reiters folgt, als wäre es mit ihm zuſammengewachſen und führte als ein organiſch mit ihm verbundenes Werkzeug nur unmittelbar ſeinen Willen aus, oder wenn der eben ſo kluge, als coloſſale Elephant, ſeiner Stärke und Ueberlegenheit nicht unbewußt, ſich von einem auf ihm ſitzenden Kinde leiten läßt, ſo iſt dies eine Erſcheinung, die unſer Intereſſe in Anſpruch nimmt, weil ſie eine Harmonie darbietet, bei der zwei für ſich tüchtige und werthvolle Eigenthümlichkeiten verbunden und keine der anderen ſchmachvoll aufgeopfert iſt. Der Eſel aber, der unter dem Geſchrei und Prügel ſeines Treibers einherſchreitet, oder der Hund, der die ungerechten Hiebe ſeines tyranniſchen Herrn duldet, flößt uns keinen Reſpect ein; wir können mit einem ſolchen höchſtens nur Mitleid haben.

Und ſo freut es mich zu ſehen, wenn Jemand nicht in Folge eines jämmerlichen Herunterkommens und Erlöſchens ſeiner natürlichen Fähigkeiten, und nicht mit verzweiflungsvollem Aufgeben ihres Gebrauches, ſondern im Gegentheile mit der ganzen ungebrochenen Kraft der Seele, und mittelſt eines würdigen, beſonnenen und energiſchen Vorganges in ſeinem denkenden und forſchenden Geiſte zu dem verlorenen Glauben zurück und namentlich zur katholiſchen Kirche kommt. In dieſer, wie in manch anderer Beziehung, namentlich was die modernen Denkarten und Perſönlichkeiten und die amerikaniſchen Zuſtände und Parteien betrifft, die darin geſchildert werden, iſt die im Jahre 1857 zu New-York herausgekommene und unter dem Titel

„Erinnerungsblätter eines Convertiten," Köln 1858, auch deutsch erschienene Schrift eines ausgezeichneten nordamerikanischen Publicisten, Namens Brownson, von großem Interesse. Dieser Mann hatte sich früher den Presbyterianern angeschlossen und blindlings ihren Meinungen und Lehren gehuldigt; das stellt er mit seinem Uebertritte zur katholischen Kirche in den schärfsten Gegensatz, sofern diesem vielmehr ein ganz bestimmter Vernunftgebrauch zu Grunde lag. „In dem einen Falle unterwarf ich mich, weil ich an der Vernunft verzweifelte, in dem anderen, weil ich ihr vertraute. Die Unterwerfung unter den Presbyterianismus war ein übereilter und thörichter Schritt, weil es keinem Menschen möglich ist und weil keiner berechtigt ist, sich seiner Vernunft, des wesentlichen und charakteristischen Grundtheiles seiner Natur, zu entäußern, und weil ich durchaus keinen Beweis hatte und verlangte, daß die presbyterianische Kirche vom Heiland errichtet und mich zu lehren bevollmächtigt sei. Alle Einwendungen, welche man gegen den Autoritätsglauben geltend zu machen pflegt, treffen mit ihrem ganzem Gewichte meine Hingabe an sie. Dagegen war mein Entschluß, mich der katholischen Kirche in die Arme zu werfen, ein mit Einsicht gefaßter, vernunftgemäßer" u. s. w. Brownson hatte sich an Leroux angeschlossen und dessen Analyse des Bewußtseins benützt, um sich zu einem vollständigen Religionsglauben zurückzuarbeiten. Da ist es nun rührend, zu lesen, wie es ihn entzückte, sich auf diese denkende und vernünftige Weise wieder in's Gleichgewicht mit christlicher und kirchlicher Wahrheit und Gesellschaft zu setzen. „Ich fand," sagt er, „zum ersten Mal in meinem Leben meinen Blick nach der Seite hingerichtet, der eine wirklich christliche Gläubigkeit zugewendet ist, und begann zu vermuthen, daß ich, ohne meine Vernunft zu verläugnen oder ihr auch nur die mindeste Gewalt anzuthun, im Stande sein würde, zu glauben, wie von jeher die christliche Welt geglaubt. Das erfüllte mich mit unaussprechlicher Wonne. Ich brauchte nun nicht mehr immer so allein zu stehen, mich nicht mehr so in vergeblicher Sehnsucht nach Gleichstimmung mit meines Gleichen abzuhärmen — auch ich, so dachte ich, werde wohl einst Einlaß finden in den

Bruderbund der Gläubigen.“ Ja, es iſt keine Kleinigkeit, immer und ewig nur ſo für ſich zu ſtehen, kein mit der Menſchheit, für die man denkt, ſorgt, arbeitet, kämpft und leidet, verknüpfendes Band zu haben, all ſeine Ideen und Mühen nur immer vereitelt und verhöhnt und ſich ſelbſt am Ende mitten in der Menſchenwelt ſo iſolirt und vereinſamt zu ſehen, wie ein wildes Thier in ſeinem Wald- und Höhlenverſteck — denn das iſt ja das furchtbare, troſtloſe, unerträgliche Schickſal des modernen Prophetenthums [1]).

Brownſon zeigt ſich mit der Art, wie man Chriſtenthum und Kirche zu rechtfertigen und zu beweiſen pflegt, keineswegs zufrieden geſtellt und einverſtanden; er findet den Zuſtand der katholiſchen Apologetik ſehr ungenügend, namentlich für unſere Zeit. Ich habe, mit geringer Ausnahme, daſſelbe gefunden. Denkende Menſchen werden durch dieſen Apparat von Argumenten und Raiſonnements, denen man nicht ſelten die Qual und Angſt anſieht, mit der ſie zu kämpfen haben, nicht zur Zuſtimmung bewegen. Wenn ihnen ein zurechtweiſendes Licht aufgeht, ſo verdanken ſie es Gottes unmittelbarer Leitung, ihren Lebens-

---

1) Vergl. unten Nr. 10. Heinrich Heine ſpricht irgendwo von dem ſeltſamen Märtyrerthum der neueren Zeiten, das gar nicht mehr dem alten gleiche. Es ſei da nicht mehr mit einem kühnen Bekenntniß und einem raſchen Tode gethan. Ein reſignirendes Ausdauern, ein lebenslängliches Sterben ſei an die Stelle getreten; es fehle dieſem Leiden und Untergehen jene vordem ſo mächtige Glaubensfreudigkeit, und da geſchehe es leicht, „daß in grauen, kalten Stunden auch die heiligſten Märtyrer vom Zweifel befallen werden.“ Louiſe Aſton ſagt: „Auch der Glaube an den Fortſchritt der Menſchheit muß ſtark in der Seele ſein, ſo ſtar[illegible] daß er Berge verſetzen kann. Denn die Geſchichte ſelbſt ſcheint an [illegible] zu verzweifeln, ihre Blätter ſtehen voll kühner Skepſis und die Gegenwart bietet keinen Troſt und keinen Halt.“ Wenn aber der Glaube ſo entſchieden und unaufhörlich von Wirklichkeit und Geſchichte widerlegt wird und ſo gar keine Ausſicht auf einen zukünftigen Sieg der Sache vorhanden, an die man glaubt und für die man kämpft, ſo wäre es am Ende nicht mehr Glaube, ſondern Wahnſinn zu nennen, wenn man ſeine Hoffnungen und Beſtrebungen gleichwohl nicht aufgäbe und ſich nicht einen neuen, ſich beſſerer Garantien erfreuenden Standpunkt ſuchte.

erfahrungen und einem in ihnen ſelbſt vor ſich gehenden freien und unabhängigen Denkprozeß. Oder wenn noch ſonſt Etwas auf ſie einwirkt, ſo werden ſie zu ihrer Annäherung an die Kirche eher durch Das bewogen, was häretiſche Denker und Geſchichtsforſcher zugeben und ausſprechen, als durch Das, was von der Kirche ſelbſt ausgeht. Die apologetiſchen Werke, die ich im Sinne habe, mögen recht viel Wahres und Gutes enthalten und in ihrer Art recht nützlich ſein; aber ſie überzeugen nur Den, der ſchon überzeugt iſt; ſie gereichen zur Beſtätigung und Beſtärkung einer ſchon vorhandenen Gläubigkeit; der Unglaube wird durch ſie nicht erſchüttert, zu den nöthigen Conceſſionen gezwungen und in gläubige Anerkennung des Bezweifelten und Beſtrittenen verwandelt. Brownſon ſagt: „Ich habe dieſe Methode bei Nichtkatholiken, die nicht ſchon geneigt waren, katholiſch zu werden, oder die ſich nicht ſchon thatſächlich auf dem Wege dazu befanden, nie wirkſam geſehen.“ . . . „Dem Katholiken mögen ſolche Beweiſe unwiderleglich ſcheinen; die Einwendungen der Gegner bleiben in ihrer vollen Kraft und es fühlen ſich dieſe nach wie vor zu glauben außer Stand.“ Er erzählt, wie er die Philoſophie, die ihn der Kirche genähert hatte, demüthig und ſich ſelbſt mißtrauend zurückgedrängt, ſich der nichtkatholiſchen Welt gegenüber der gewöhnlichen Argumente bedient habe und deshalb ſehr verkannt worden ſei, weil man nun in ſeinen Aeußerungen ſo gar keinen Zuſammenhang mehr mit dem früher Ausgeſprochenen erkannte. Nach dreizehn Jahren katholiſcher Forſchung und Erfahrung kommt er auf ſeine Philoſophie zurück und glaubt damit der Sache des Glaubens einen bedeutenden Dienſt zu erweiſen, ſofern es ein dringendes Zeitbedürfniß ſei, ihr auf eine ſolche Weiſe einen allgemeinen Eingang und Sieg zu verſchaffen. Daran iſt gewiß etwas Wahres, wenn auch die Philoſophie, die er vorſchlägt, die gehofften Wirkungen nicht haben ſollte. Gibt es doch ſo Viele, bei denen man es keineswegs mit jener Verſtocktheit zu thun hat, auf welche ſelbſt die evidenteſten Gründe und zweckmäßigſten Darſtellungen keinen Eindruck machen, die vielmehr ſehr gern glauben würden, wenn ſie nur könnten, die aber über gewiſſe Schwierigkeiten für ſich

ſelbſt auch mit dem beſten Willen nicht hinwegkommen und auch durch den ihnen von Anderen geleiſteten rationellen Beiſtand nicht darüber hinweggehoben werden, ſo daß ſie zu ihrem eigenen Bedauern und Schmerze immer auf demſelben Flecke bleiben.

„Wenn ich wüßte den Weg des Herrn,
Ich ging ihn wahrlich gar zu gern;
Führte man mich in der Wahrheit Haus,
Bei Gott, ich ging nicht wieder heraus."

Dieſe merkwürdigen Verſe von Göthe ſind gewiß Vielen aus dem Herzen geſchrieben, und wenn wir ſolche Leute nicht zu bekehren vermögen, ſo iſt das nicht ihre, ſondern unſere Schuld. „Betet," ſagt der Apoſtel Paulus, „daß uns Gott die Thüre des Wortes öffne, zu verkündigen das Geheimniß Chriſti, daß ich es offenbare und rede, wie ich reden ſoll. Gehet weiſe mit Denen um, welche draußen ſind. Euere Rede ſei allezeit lieblich, mit Salz gewürzt, daß ihr wiſſet, wie ihr einem Jeden antworten ſollt." Coloſſ. 4, 3 ff. Brownſon bemerkt weiter Folgendes: „Die Darſtellung der Beweggründe zum Glauben oder die Art und Weiſe der Beweisführung ſollte immer dem beſonderen Charakter und den eigenthümlichen Bedürfniſſen des Zeitalters oder der Claſſe von Menſchen, an welche man ſich gerade wendet, entſprechend ſein." .... „Aber der antikatholiſche Geiſt der Zeit findet eben ſo viele Schwierigkeiten in der Annahme der Beweggründe zum Glauben, wie man ſie aufzuſtellen pflegt, als in dem Glauben ohne ſie." Das iſt ſchlimm! „Die größte und bedenklichſte Schwierigkeit, welche der Ungläubige auf ſeinem Wege findet, iſt ſeine Unfähigkeit, Glauben und Vernunft, das heißt Gottes Walten im Reiche der Gnade mit Gottes Walten, wie es im Reiche der Natur an den Tag tritt, Hand in Hand gehend zu finden. Das Chriſtenthum erſcheint ihm wie ein nachträglicher Einfall, eine Ausnahme von der Regel, wo nicht als ein Widerſpruch in dem allgemeinen Plane der göttlichen Fürſehung, unverträglich mit den Vollkommenheiten, welche wir Gott zuſchreiben müſſen, wenn wir überhaupt an einen Gott

glauben. Es macht auf ihn den Eindruck wie Etwas, das Gott nicht vorhergesehen und in seinem ursprünglichen Schöpfungsplane nicht mit in Betracht gezogen habe, als Nachbehelf zur Ausheilung der Mängel in der Schöpfung oder als Nothhülfe gegen ein unerwartetes, klägliches Mißlingen. Die beiden Ordnungen der Natur und der Gnade scheinen ihm ferner jede für sich da zu stehen und einen Dualismus, ja Antagonismus zu enthalten, welchen er mit der Einheit und den Vollkommenheiten Gottes nicht zu reimen vermag. Wenn Gott unendlich nach allen Seiten seines Wesens, unendlich an Weisheit, Macht und Güte ist, warum machte er nicht von Urbeginn die Natur zu einer vollkommenen oder ganz so, wie er sie haben wollte, so daß er nicht nöthig hätte, noch ein Mal in sie einzugreifen, sie auszubessern, auszuheilen, eine neue Schöpfung an ihre Stelle zu setzen oder auch nur sie in Stand zu erhalten und ihrem völligen Untergang vorzubeugen? Es hilft nichts, solche Gedanken und Fragen als unehrerbietig, unfromm oder gottlos zu verschreien; denn sie erheben sich unwillkührlich in dem ungläubigen Geiste, und alles Klagen über sie wird sie nicht zum Schweigen bringen. Es wird zu Nichts dienen, mit den gewöhnlichen Gründen zur Empfehlung des Glaubens gegen sie aufzutreten unter Hinweisung auf die Bedürfnisse der Natur, die Schwäche der Vernunft, die Weissagungen, Wunder und geschichtlichen Denkmäler; denn diese schaffen uns neue und gleich große Schwierigkeiten. Was Noth thut, das ist nicht Beweisführung, sondern Unterweisung und Erklärung. Es muß nachgewiesen, nicht bloß behauptet werden, daß die zwei Ordnungen nicht feindlich einander gegenüber stehen, daß eine und dieselbe Grundkraft sie belebend durchströmt, daß sie einander Rede und Antwort geben und im Grunde nur die zwei Theile oder Seiten Eines großen Ganzen sind, und daß sie gleicher Weise in dem ursprünglichen Plane und der Absicht Gottes bei der Schöpfung lagen." Das ist ganz auch meine Meinung. Die Sache möchte übrigens viel einfacher sein, als es den Anschein hat. Es kommt vor Allem auf den richtigen Begriff vom Christenthum an. Dieser ist von strahlender Helle und Größe und steht mit

Natur und Geſchichte im ſtrengſten Zuſammenhang [1]). Und ſo wie ſich dieſer gebildet hat, ſo wird auf der Stelle einleuchten, daß zu etwas ſo Großartigem, Ungeheuerem, Unermeßlichem, was deſſen kirchliche Darſtellung und welthiſtoriſche Ausführung betrifft, nur das katholiſche Kirchen- und Prieſterthum paßt. Einige hiebei zu beſeitigende Vorſtellungsweiſen ſind folgende.

Es iſt erſtlich ein großer Fehlgriff, wenn man das Weſen des Chriſtenthums in die Lehre ſetzt, es zu einer Religion im allgemeinen Sinne des Wortes macht und ſo in eine Linie mit dem Islam, dem Judenthum u. ſ. w. ſtellt. Vergebens ſucht man der Sache durch auszeichnende Prädicate und Superlative emporzuhelfen; man reicht dadurch an ihren Begriff, der außerhalb dieſer ganzen Sphäre liegt, durchaus nicht hin. Das Chriſtenthum iſt nicht nur etwa die wahre Religion im Unterſchiede von den anderen, als falſchen; nicht nur etwa die beſte, vortrefflichſte u. ſ. w.; es iſt weit mehr als Religion in dieſem gewöhnlichen, dogmatiſch-moraliſch-gottesdienſtlichen Sinne des Wortes, und es nur als eine ſolche zu betrachten, iſt weſentlich degradirend und irreführend. Das Chriſtenthum iſt als eine Schöpfung und zwar im eigentlichſten, vollkommenſten, allumfaſſendſten Sinne des Wortes, als eine Wiedergeburt und Erhebung des ganzen Weltalls zu einer neuen, höheren, vorher nie dageweſenen Entwicklungsſtufe und Exiſtenzweiſe zu faſſen. Zwei Reiche des Seins, ein diesſeitiges und ein jenſeitiges, haben ſich vereinigt, um dies grandioſe Reſultat zu erzielen. Gott iſt zum Menſchen herab, der Menſch zu Gott emporgeſtiegen, und das nicht, damit eine neue Glaubens- und Sittenlehre in die Welt komme, wie ſie allerdings auch damit verbunden iſt, ſondern um Menſch und Natur in jeder Beziehung höher zu ſtellen, über ſich ſelbſt zu erheben, zu vergöttlichen — welche Thatſache, wenn ſie wahr iſt! Und daß ſie wahr ſei, bezeugen die Apoſtel, und das iſt das Evangelium, die neue frohe Botſchaft, die ſie verkündigen. Weiter iſt eine falſche Vorſtellung dieſe, daß die Welt etwas bereits Fertiges, die Schöpfung

1) Vergl. „Dreifache Krone Rems" S. 72. und eben Buch I.

etwas Vollendetes ſei, wozu nichts weſentlich Neues hinzukommen könne. Dieſer Meinung iſt ſchon in dem eben aufgeſtellten Begriffe des Chriſtenthums widerſprochen. Wohl liegt ein großer, baſiſcher Schöpfungsact und Entwicklungsprozeß hinter uns in ferner, dunkler Vergangenheit; und ſo kann die Welt wohl als eine ſchon vor Jahrtauſenden geſchaffene und fertiggewordene erſcheinen. Aber ſie iſt dies nur in relativem, nicht in abſolutem Sinne des Wortes; denn ſonſt wäre die Idee einer neuen, höheren Schöpfung, wie ſie dem Chriſtenthum eigen, überflüſſig, unrichtig, unvernünftig; es wäre in dieſem Fall auch der geſchichtliche Weltprozeß, es wäre das ganze Daſein ein unlösbares, grauenhaftes Räthſel, wie es ſchon ſo Vielen erſchienen iſt, die nicht dieſen Schlüſſel hatten. Denn während das Vorhandene einerſeits im Verfallen und Vergehen iſt, gibt ſich andererſeits ein Sehnen und Ringen der Menſchheit und Natur nach einem höheren Zuſtand, einer höheren Ordnung der Dinge kund, wozu eben das Chriſtenthum den ganz beſtimmten Anfang macht. Mit Chriſtus oder eigentlich ſchon mit Maria tritt eine Art von Weſen auf, wie ſie vorher nie dageweſen. Das erſte Exemplar der neuen Gattung iſt zugleich ihr Haupt und Herr; die neue Gattung als den noch fehlenden Leib, der mit dem Haupt zuſammen den Organismus des abſoluten Lebens bildet, aus der alten, verſinkenden und verderbenden heraus zu erzeugen und zu geſtalten, iſt die Aufgabe und das Geſchäft der Kirche; ſie ſelbſt iſt dieſe neue Gattung, dieſer Organismus des abſoluten Lebens in ſeinem Werden und Kampf mit dem widerſtrebenden Element, der alten, verworfenen und vergehenden Menſchheit und Weltlichkeit; und dazu gehört auch eine neue Natur, die eben ſo einer großen und gründlichen Metamorphoſe entgegenreift, damit ſich Alles in das Eine, große Lichtreich verwandle, wo Chriſtus und ſeine Mutter die ewigen Herrſcher ſind.

10.

In der Zeitſchrift: „Das Jahrhundert“[1]) leſe ich folgende Stelle: „Es iſt die Anſicht ausgeſprochen worden, der Kampf

1) Jahrgang III. Nr. 48. vom 27. Nov. 1858. S. 761.

gegen die herrſchende Meinung ſei vergeblich. Selbſt der geiſtreiche Mayer, der voriges Jahr — an gebrochenem Herzen? — ſtarb, rührte keine Feder mehr an, weil er behauptete, das deutſche Volk, das ſchon längſt ſeine Entlaſſung eingegeben, verdiene es nicht beſſer."

Es iſt nicht bloß das deutſche Volk, was zu bezüchtigen iſt. Faſſen wir die übrigen Völker und Länder in's Auge, ſo nehmen wir auch, was die ſonſt hervorragendſten und ſtolzeſten betrifft, Ereigniſſe und Zuſtände wahr, mit welchen nicht viel zu prahlen iſt und vor welchen wir uns wahrlich nicht mehr zu ſchämen brauchen. Es iſt die Welt, der Menſch, die Zeit, worüber der Stab zu brechen; es iſt der gleichwohl höchſt merkwürdige und bedeutſame weltgeſchichtliche Moment, wo Alles in ſeiner Blöße daſteht, jeder Nimbus verblaßt und jeder Glaube ſinkt, um dem Einen Platz zu machen, was haltbar iſt, zu hoffen hat und zu hoffen gibt, weil es ſelbſt der ſchwächſten menſchlichen Repräſentation und den furchtbarſten hiſtoriſchen Umwälzungen zum Trotze fortbeſteht und zu dem Ziele fortſchreitet, dem es durch höhere Kraft und Macht entgegengeführt wird.

Wie es modernen Propheten und Weltverbeſſerern zu gehen pflegt, wie alle Ideale zu Schanden werden und ſich als bloße Chimären erweiſen, wenn man ſie in eine ſo unverbeſſerliche und unrettbare Menſchenwelt mit bloß menſchlichen Mitteln hineinzupflanzen ſucht, wie man ſelbſt mit der innigſten Liebe zur Sache, der glühendſten Begeiſterung für die zu realiſirende Idee, der angeſtrengteſten Thätigkeit, der vortheilhafteſten perſönlichen Erſcheinung, wie man auch ſelbſt mit bedeutenden materiellen Hülfsmitteln und Daranſetzung ſeines ſachlichen Beſitzes Nichts ausrichtet, nur Zeit, Vermögen, Kraft, Alles verliert und ſchließlich auch wohl noch ein elendes, jammervolles Ende nimmt — davon wäre Vieles zu ſagen und beizubringen. Das oben erwähnte Buch des Amerikaners Brownſon iſt auch in dieſer Beziehung ſehr inhaltsvoll und inſtructiv. So wird daſelbſt über das menſchenfreundliche Experiment des redlichen Robert Owen berichtet, der von Schottland nach Amerika kam, eine

Ansiedlung kaufte und mit einer Schaar von Gleichgesinnten „Neu-Harmonie" gründete, wo es bald sehr unharmonisch zuging und die natürlichen Dissonanzen des alten, innerlich unverwandelten Geschlechtes ihre auflösende Rolle spielten. Owen wurde geprellt, gelästert, um seine Besitzthümer gebracht; die Gesellschaft zerstob. Ein anderes noch ergreifenderes Gemälde entwirft Brownson von den Unternehmungen und Schicksalen einer in hohem Grade gebildeten, anmuthsvollen, geistreichen und thatkräftigen Schottländerin Namens Franziska Wright, welche sich um Negerbildung und Höherstellung des amerikanischen Volkes bemühte. „Sie hatte eine ausgezeichnete Erziehung genossen und verband mit einer fast mehr als weiblichen Geisteskraft eine reiche und vielseitige Bildung." Sie kaufte eine Pflanzung mit einer Anzahl von Negern; ihr Versuch mißlang; sie gab ihren Sklaven die Freiheit, zog umher und hielt Vorlesungen. „Ihre Vorträge waren ausnehmend populär. Ihr freier, leichter, zierlicher Styl — von etwas mehr französischer als englischer Färbung —, ihre reine, klangvolle, musikalische Stimme, die von hoher Bildung zeugte und tiefen Eindruck zu machen im Stande war, die Anmuth ihrer Bewegungen, ihre schlanke, edle Gestalt, ihr feiner und scharfer Witz, die Ueberzeugungstreue, welche aus ihr zu sprechen schien, ihre innige und glühende Begeisterung, — das Alles machte sie zu einer der gefälligsten und gewaltigsten Erscheinungen, die ich jemals in männlicher oder weiblicher Gestalt auf dem Rednerstuhle gesehen habe." Sie gab mit Anderen ein Blatt heraus, verwandelte ein altes Bethaus in eine „Halle der Wissenschaft," setzte alle Hebel einer lebhaften Propaganda in Bewegung, ging nach Frankreich, vermählte sich, kam wieder nach Amerika, verarmte und starb, wenn nicht in völligem Elend, doch in Dürftigkeit und Verlassenheit. Während ihrer Reisen und Vorlesungen in Amerika zerfleischte man sie durch Verläumdungen und böse Nachreden und that Alles, um sie verhaßt zu machen, wobei sich namentlich die religiösen Secten Amerika's thätig und eifrig zeigten. Von ihrem Gatten erfuhr sie eine rohe Behandlung. Nachdem sie ihr großes Vermögen geopfert und von allen ihren

Freunden verlaſſen worden war, blieb ihr nur noch eine einzige Perſon freundlich und tröſtlich zugeſellt, eine Dame, die ſich vom Quäkerthum zum Katholicismus bekehrt hatte. „Arme Fanny!“ ruft Brownſon aus. „Wenige von denen, die ſie gekannt haben, wie ich, als ſie ungefähr dreißig Jahre alt und, noch jugendlich friſch und blühend, mit ſo viel weiblicher Anmuth und Liebenswürdigkeit einen ſo männlichen Verſtand offenbarte. Wenige, ſage ich, werden, wie ſie auch über ihre Grundſätze denken mögen, es ſich verſagen können, ihr ein ſehr freundliches Andenken zu bewahren. Sie handelte nach dem Maße des Lichtes, das ihr geworden, und war wenigſtens keine Heuchlerin. Manche, die ſie verdammen, waren und ſind größere Sünder, als ſie.“

II.

Was in dem Kopfe eines Denkers und Dichters vorgeht, und was ſich da oft für ſchwarze, grauenvolle Abgründe der Betrachtung öffnen, davon pflegt die Welt in der Aeußerlichkeit und Flachheit ihres Treibens nicht eine Ahnung zu haben. Als ich neulich einmal in alten Papieren kramte, fand ich folgendes Gedicht, das vielleicht ſchon vor dreißig oder mehr Jahren, ich weiß nicht mehr, in welchem Zuſammenhange von Gedanken, Studien und Lebensumſtänden, entſtanden iſt.

Alte Nacht!
Alte Nacht!
Alte böſe Weltennacht!
Lauern ſeh ich dich im Dunkel
Auf der Sonne Strahlenmacht,
Auf der Erde Blüthenpracht,
Auf des Himmels Sternengefunkel.

„Alles mein,
Alles mein,“
Sprichſt du, „wird es endlich ſein.“
Und ich ſelber möcht' es glauben.
Lange ſchon iſt's todeswund,
Und du wirſt's in deinen Schlund
All zuletzt hinunterrauben.

Aehnliches kommt in einem Gedichte von Waiblinger mit der Ueberſchrift: „Der Tempel von Agrigent“ vor, das ich in einem Muſenalmanach für 1832 von A. Wendt S. 115 fand.

„Seitdem mich ſolche Trümmer umſtarrt, ſeitdem
Zernichtet mich ein ganzer Olymp umgraut,
Der Vater und die Kinder alle,
Glaub' ich, daß bald von gedrückter Schulter

Die Welt dem großen Träger entſinkt und bald
All unſers Lebens Mutter, Natur, der Macht,
Der dunklen, unterliegt, die endlich
Selbſt ſich zerſtört im zerſtörten Weltall.“

Auch Göthe läßt ſeinen Mephiſtopheles ſolche Dinge ſagen.

„Ich bin ein Theil des Theils, der Anfangs Alles war,
Ein Theil der Finſterniß, die ſich das Licht gebar,
Das ſtolze Licht, das nun der Mutter Nacht
Den alten Rang, den Raum ihr ſtreitig macht.
Und doch gelingt's ihm nicht, da es, ſo viel es ſtrebt,
Verhaftet an den Körpern klebt.
Von Körpern ſtrömt's, die Körper macht es ſchön,
Ein Körper hemmt's auf ſeinem Gange,
So, hoff' ich, dauert es nicht lange
Und mit den Körpern wird's zu Grunde geh'n.“

„Ich bin der Geiſt, der ſtets verneint!
Und das mit Recht; denn Alles, was entſteht,
Iſt werth, daß es zu Grunde geht;
Drum beſſer wär's, daß nichts entſtünde.“

Eine ſyſtematiſch ausgeführte Nichtigkeits- und Vernichtungslehre iſt im Einklange mit dem Buddhismus, der Alles in ſein Nirwana zurückkehren läßt, von Schopenhauer aufgeſtellt worden. Ich ſtand ſchon von vorn herein meiner ganzen Natur und Anlage nach und dann insbeſondere zu der Zeit, da ich meinen Hafis dichtete, in dem entſchiedenſten Gegenſatze zu ſolchen Anſichten. Gleichwohl fehlte es auch in meinem Leben nicht an finſteren Stimmungen und ſchrecklichen Augenblicken, wo ſich mir Gedanken jener Art gewaltſam und unwiderſtehlich aufdrängten.

„ — — — — — — — — Melancholie,
Wer maß je deine Tiefe, fand den Boden?“

heißt es einmal bei Shakespeare. Das wird Jeder erfahren, den nicht entweder Geistesarmuth und Gedankenlosigkeit oder ein tiefer, unerschütterlicher Religionsglaube vor solchen Abgründen schützt.

12.

Man wirft dem Christenthum eine welt- und naturfeindliche Tendenz vor. Aber man betrachte dagegen die erwähnten Vorstellungsweisen und Erscheinungen, die einen so absolut negativen Charakter tragen und man wird einen großen Unterschied finden. Das Christenthum ist negativ und positiv, spiritualistisch und naturalistisch zugleich; es ist das eine direct, das andere indirect; aber indem es seine positive und naturalistische Seite nicht geradezu, sondern durchaus nur in indirecter Weise geltend macht, durch die andere, entgegengesetzte bedingt und begründet, steigert es dieselbe in's Unermeßliche. Es ist unzufrieden mit dem Sein, weil es nicht Sein genug, mit dem Leben, weil es nicht Leben genug ist; es stößt dasselbe zurück, weil es etwas in höherem und wahrhafterem Sinne des Wortes Seiendes und Lebendiges fordert und erzielen zu können glaubt. Eine als unvollkommen und ungenügend erkannte und tief empfundene Existenzweise wird gering geschätzt, vernachlässigt, aufgeopfert; statt ihrer aber auf eine im höchsten Grade vollkommene und genügende hingewiesen und ausgegangen — womit in ächter Fassung, wie sie sich namentlich im neuen Testamente so deutlich ausspricht, nicht bloß das himmlische Jenseits gemeint, das man gegnerischerseits so ausschließlich in Anschlag bringt, um diese Art von Religion recht dualistisch und zerreißend erscheinen zu lassen und so allen Welt- und Naturfreunden recht tief verhaßt zu machen. Es ist eine allgemeine Neubestimmung, Wiedergeburt und Umgestaltung der Menschheit, der Erde und des Weltganzen, was Christus und die Apostel im Sinne haben — ein Progressismus, gegen welchen jeder andere beschränkt, kleinlich, ja kindisch erscheint. Auch der für jetzt allerdings noch festzuhaltende Gegensatz des

Himmliſchen und Irdiſchen ſoll am Ende verſchwinden und dies die eigentliche Vollendung und Seligkeit ſein — was der große, leider aber ſehr wenig beachtete, verſtandene und benützte Satz der Apokalypſe iſt. Das Chriſtenthum hält ſich, in Verwandtſchaft und Uebereinſtimmung mit den einſchlägigen Vorſtellungen der altperſiſchen und altgermaniſchen Religion, in der Mitte zwiſchen zweien Extremen, der unbedingten Affirmation und Apotheoſe der Welt und des Lebens in ihrem gegenwärtigen Zuſtande, und der reinen Verzweiflung an Welt, Leben und Sein. Es iſt weſentlich apokalyptiſcher Natur und Tendenz, d. h. es ſpricht das Urtheil über das Vorhandene; es verkündet ihm den Untergang, läßt es aber aus der Aſche ſeines Weltbrandes als Phönix wieder aufſtehen und in erhöhter und verklärter Geſtalt einen ewigen, göttlichen Triumph über Verderben und Nichtſein feiern. Mit dieſer Apokalyptik habe ich mich ſchon früher einmal befreundet, und das in mehr als momentaner und oberflächlicher Weiſe; ich habe ſie in einem philoſophiſch-geſchichtlichen Syſtem auszubilden die Abſicht gehabt und den Anfang gemacht, wie mehrere vom Jahre 1831 an erſchienene Schriften lehren [1]). Da mir aber die Erkenntniß der Kirche fehlte, ſo hatte die Sache keinen rechten Halt und ich ließ ſie fallen. Ich kam dann in die mehr den damaligen Zeitſtimmungen verwandte und huldigende Richtung und Periode hinein, in der ich dem Publikum erſt recht bekannt wurde, wo ich mit Kampe in Verbindung ſtand und Hafis, Mahomed, Geheimniſſe des chriſtlichen Alterthums, Religion des neuen Weltalters ꝛc. ſchrieb. Durch die Verzweiflung an den Beſtrebungen und Experimenten dieſes Zeitraumes und durch Rodier's Idee von einem künftigen höheren Geſchöpfe kam ich auf's Neue und nun erſt recht tief und gründlich in die apokalyptiſche Stimmung und Weltanſchauung hinein und auf dieſem Wege denn auch ganz natürlich und con-

1) So meine „Andeutung eines Syſtems ſpeculativer Philoſophie," Nürnberg 1831. S. 24 ff. 31. „Züge zu einer neuen Philoſophie der Religion und Religionsgeſchichte," Nürnberg 1835. S. 18 ff. „Ueber Gutzkow und Menzel," Nürnberg 1836. S. 25—62.

sequent auf das Christenthum zurück, wo ich aber eben so wenig, wie früher, auf festem Fuße stehen würde, wenn mir nicht ein neues Licht über die Kirche aufgegangen wäre, die mir so sehr geeignet und bestimmt zu sein scheint, das weltverwandelnde und neuschöpferische Werk des Christenthums auf eine seiner Natur entsprechende großartige Weise fortzuführen und zum Ziele zu fördern. Daß diese Kirche selbst ihre apokalyptische Bedeutung recht vollständig begreife, empfinde und herauskehre, ist mein angelegentlichster Wunsch; denn Nichts kann ihr vortheilhafter sein. Man macht ihr zwei Vorwürfe ganz entgegengesetzter Art. Sie soll die ganz abstracte Richtung auf ein jenseitiges, der Erde und dem Menschen fremdes Gebiet sein; dann soll sie sich auch wieder einer unziemlichen und anmaßenden Beziehung auf das Irdische und Weltliche schuldig machen. Vom Standpunkt der apokalyptischen Anschauung aus müssen beide Vorwürfe wegfallen; denn die Richtung auf das Himmlische ist dann nicht mehr die abstracte, die man rügt, und die Beziehung auf das Irdische und Weltliche unterliegt keinem Tadel mehr, weil die Kirche nothwendig auch in Welt und Geschichte bestimmend eingreifen und sie zum Schauplatz ihrer wachsenden Herrschaft und Wirksamkeit gestalten muß. Sie erscheint dann zugleich, wie schon bemerkt, als progressistisch in einem Grade, der jeden anderen Progressismus unendlich hinter sich läßt, und sie kann darüber lächeln, wenn sie von den progressistischen Parteien, die, auch was deren eigenes Princip betrifft, so tief unter ihr stehen, als reactionär und regressiv bezeichnet und verschrieen wird.

13.

Mögen sich moderne Weltanschauungen und Lehrmeinungen für zeitgemäßer halten, als die katholischen seien — so viel ist gewiß, daß die letzteren, wie sie schon ganz bestimmt *vor* der Reformation formulirt und ebenso *nach* ihr festgehalten worden sind, der gegenwärtigen Culturstufe unendlich näher liegen, als die der altprotestantischen Glaubenslehre, wie sie durch einen *Luther*, *Melanchthon*, *Calvin* geltend gemacht wurden. Aber welche Vorstellungen sind in dieser Rücksicht im protestan-

tiſchen Publikum verbreitet! Da gilt namentlich Luther als Freiheitsheld und Lichtkämpfer in jedem Sinne des Wortes, als ein Mann, der nur wider Mißbrauch, Irrthum, Lüge, Finſterniß geſtritten und die rationellen und humaniſtiſchen Denkarten und Principien der neueren Zeit wider die papiſtiſche Barbarei ſiegend und glorreich vertreten habe. Bemerkt man dagegen, welchen Krieg derſelbe wider Vernunft, Verſtand, Wiſſenſchaft, Willensfreiheit, Liebe geführt, und daß dieſe von uns heutzutage ſo hochgeſchätzten Kräfte, Thätigkeiten und Leiſtungen der Menſchenſeele vielmehr auf Seiten der Katholiken gegolten hätten und verfochten worden ſeien, ſo will das unglaublich ſcheinen, und man läuft Gefahr, für einen Lügner und Verläumder zu gelten.

Von der reformatoriſchen Mißhandlung der Vernunft, welche Luther eine Beſtie nannte, die man erwürgen müſſe, ſo wie von dem ganz anders beſchaffenen Verhältniſſe des Katholicismus zu den menſchlichen Denk- und Erkenntnißkräften, iſt ſchon im zweiten Buche die Rede geweſen. Näheres über Luther's Auftreten gegen Vernunftgebrauch, Philoſophie und Univerſitätsbildung iſt, wenn man ſich darüber ausführlich und gründlich belehren will, in Döllinger's Werk über die Reformation zu finden. Kein Ausdruck, kein Bild, kein Schimpf war dem leidenſchaftlichen Polemiker, wie überhaupt, ſo auch hier zu ſtark und zu arg, um ſeinen Haß und ſeine Verachtung der angefeindeten Principien, Inſtitutionen und Perſönlichkeiten auszudrücken. Leſen wir das jetzt, ſo kann es auf uns nur einen für Reformation und Proteſtantismus höchſt ungünſtigen, für den Katholicismus dagegen, dem wir, ohne es zu wiſſen, mit unſeren modernen Denkarten weit näher ſtehen, in demſelben Grade vortheilhaften Eindruck machen. Die menſchliche Vernunft, behauptete Luther, ſinne ſtets nur Böſes und Gottloſes aus, die Philoſophen und Sophiſten aber nennten es gut und ſprächen von vollkommenen natürlichen Kräften; Papſt, Mönche und hohe Schulen werden zuſammen verdammt; die letzteren ſeien Teufelsſchulen, Mordgruben der jugendlichen Ingenia, ein Moloch, dem der beſte Theil der Jugend zum Opfer falle; ſie ſeien alle werth, daß man ſie zu Pulver mache; die vier Soldaten,

welche Chriſtum gekreuzigt, ſeien Bilder der vier Facultäten; Kirchenväter und Scholaſtiker werden verworfen; jene werden als Pfützen bezeichnet, woraus die Chriſtenheit faules, ſtinkendes Waſſer geſoffen, Thomas von Aquin und ſeine Lehren werden mit dem Prädicate der Gottloſigkeit belegt; man male ihn mit der Taube am Ohr; es werde wohl ein junger Teufel geweſen ſein, u. ſ. w. [1]).

Das Hauptintereſſe des Reformators beſtand in der Beſeitigung des Gewichtes, den die katholiſche Kirche auf die guten Werke legt; es war dies der vornehmſte Teil, den er in das kirchliche Leben zertrümmernd hineinzutreiben ſuchte und durch welchen er in der That eine große Verheerung anrichtete. Auch dieſer Punkt iſt ſchon oben einmal im erſten Buche, doch nur beiläufig, zur Sprache gekommen; hier noch folgende Bemerkungen und Nachweiſungen darüber, namentlich um deſto fühlbarer zu machen, in welchem Gegenſatze die altproteſtantiſche Lehre vom Glauben und von den guten Werken zu den in unſerer Zeit herrſchenden Anſchauungsweiſen und Richtungen ſteht.

Einen abſtracten Glauben ohne Werke, ohne Liebe, ohne innere moraliſche und religiöſe Lebenserneuerung und deren nach Außen hin gerichtete naturgemäße Folgen, einen Glauben, der im bloßen Vertrauen auf das Verdienſt Chriſti, als auf etwas dem Individuum rein äußerliches, beſteht, geltend zu machen und gelten zu laſſen, war und iſt dem Katholicismus ſeinem ganzen Geiſt und Charakter nach zuwider und wird es ewig ſein, da er ſo weſentlich die Religion der That und des Lebens iſt, ſomit von den praktiſchen Momenten des Chriſtenthums auf keine Weiſe abſtrahiren kann — und dies kann in den Augen der Gebildeten unſerer Zeit gewiß nur gebilligt werden. Einen ſolchen Glauben aber erklärten die Reformatoren für genügend und allein erforderlich, um gottgefällig und gerechtfertigt zu ſein, was uns doch heutzutage, wenn wir uns in dieſe hohle, gewaltſame Abſtraction hineindenken, ganz gräulich und monſtros vorkommen muß. Die ſcholaſtiſche Beſtimmung

1) Döllinger a. a. O. I. S. 442 f.

des Glaubens war eine höchſt gebildete, feine, edle und merkwürdige. Der gottgefällig machende, vor Gott genügende und rechtfertigende Glaube war der katholiſchen Vorzeit derjenige, der durch die Liebe erfüllt und belebt, der Geſinnung und der That nach lebendig und wirkſam ſei; der Ausdruck dafür war fides charitate formata, viva, vivida', entgegengeſetzt der fides informis, dem Glauben, welchem die wahre Geſtalt, forma, die er durch die Liebe bekomme, fehle, und der bei ſo weſentlichem Mangel leer, nichtig und todt ſei. So erklärten ſich ein Thomas von Aquino, ein Nikolaus von Cuſa, ein Bellarmin, ein Cornelius von Lapide[1]). Was dieſe forma nannten, und was nach unſerer jetzigen Ausdrucksweiſe vielmehr Gehalt, Weſen, ächter lebendiger Inhalt hieße[2]), das nennen neuere Theologen das belebende Princip des Glaubens, welches die Liebe ſei. Dieſer Beſtimmung nun trat Luther mit einer Leidenſchaft, Erbitterung, Grobheit, Rohheit und Frechheit entgegen, über die man in das größte Erſtaunen geräth. „Unſere Papiſten und Sophiſten," ſagt er, „haben wohl auch gelehrt, daß man an Chriſtum glauben ſolle und daß dieſer Glaube die Grundveſte der Seligkeit ſei; derſelbe könne jedoch Niemand gerecht machen, wenn er nicht fides formata ſei, d. h. wenn er nicht zuvor ſeine rechte Geſtalt von der Liebe empfangen. Das iſt aber nicht die Wahrheit, ſondern ein eitler, erdichteter Schein und falſche trügliche Täuſcherei (Entſtellung) des Evangelii. — Es iſt nur ein ungeheueres, unnützes Gewäſche, was die tollen Sophiſten von der fide formata, d. i. von dem Glauben gelehrt, der ſeine rechte Art und Geſtalt von der Liebe empfangen ſolle. Denn nur der

1) *Thom. Aquin.* summa tot. theol. P. III. Quaest. XLIV. art. 1. Quaest. CXIII. art. 4. *Nicol. Cusan.* exhortatt. lib. IV. Opp. edit. Basil. 1565. p. 461. De pace fidei dialog. Opp. ed. Bas. p. 876. *Bellarmin.* justific. lib. II. c. 4. Opp. Tom. IV. p. 709. *Cornelii a Lapide* comment. in Paull epist. Edit. Antverp. 1705. p. 67.

2) Der Cardinal Sadolet, Biſchof von Carpentras, ſagt: *Charitas ipsa est justitia.* Habet enim formae vim charitas, *forma autem est id, quod ipsa res.* Opp. edit. Veron. 1739. Tom. II. p. 45.

Glaube macht gerecht, der Chriſtum durch das Wort ergreift und der mit Dem geſchmückt und geziert wird und nicht der Glaube, der die Liebe in ſich ſchließt." In einer für J. Brenz aufgeſetzten Erklärung ſagt Luther, er nehme nicht an, daß in ſeinem Herzen irgend eine qualitas oder Tugend ſei, die Glaube oder Liebe heiße, wie die Sophiſten davon ſprächen und träumten, ſondern er ſetze ſein Vertrauen auf Chriſtus, der ſei ſeine formalis justitia, u. ſ. w. Alſo ganz äußerlich, ohne eine qualitative Beſtimmung ſeines Inneren. Das ſind unerträgliche Reden und Vorſtellungsweiſen für uns. Aber was ſoll man erſt zu einem Benehmen ſagen, wie in folgender Stelle herausgekehrt iſt. „Und damit die Widerſacher dieſe ihre ſchädliche und giftige Auslegung beſtätigen, ziehen ſie den Spruch aus 1 Cor. 13. an: „„Wenn ich mit Menſchen- und mit Engelzungen redete, und wenn ich weiſſagen könnte, und wüßte alle Geheimniß und Erkenntniß, und hätte allen Glauben, alſo, daß ich Berge verſetzte, und hätte der Liebe nicht, ſo wäre ich Nichts."" Welchen Spruch ſie halten, daß er ihnen eine eiſerne Mauer ſei" — was er ohne Zweifel auch iſt. „Aber unverſtändige, grobe Eſel ſind's; darum können ſie in St. Pauli Schriften gar Nichts weder verſtehen, noch ſehen, haben deshalb mit dieſer falſchen Auslegung nicht allein St. Pauli Worten Gewalt gethan, ſondern auch noch dazu Chriſtum verläugnet und alle ſeine Wohlthaten unterdrückt. Darum ſoll man ſich davor hüten und vorſehen, als vor einem recht teufliſchen und hölliſchen Gift, und ſoll mit St. Paulo alſo ſchließen, daß wir gerecht werden durch den Glauben allein und nicht per fidem charitate formatam." — „Den Worten Pauli Gewalt thun," nennt es dieſer Mann, wenn man die Worte des Apoſtels ſo verſteht, wie ſie lauten und wie ſie nothwendig verſtanden werden müſſen, wenn man ſie nicht in der ſchamloſeſten Weiſe verdreht und verfälſcht! Bei Gott, tiefer konnte Vernunft und Humanität nicht heruntergedrückt werden, als es hier geſchehen iſt! Und mit dieſer Barbarei ſtimmt auch Melanchthon, der die Katholiken wegen ihrer Unterſcheidung der beiden Arten von Glauben ebenfalls Sophiſten nennt, es ſtimmt

damit Calvin, indem er ſagt: „Primo refutanda est, quae in scholis volitat *magistralis* fidei formatae et informis distinctio“ etc., wo dieſe vortreffliche, dem Standpunkte der Bildung und Vernunft und dem tieferen religiöſen Bedürfniſſe des Menſchen und Chriſten ſo ſehr entſprechende Diſtinction eine poſſenhafte, nichtswürdige oder läppiſche heißt![1])

Neben jenen unſeren Unwillen und Abſcheu erweckenden Ausſprüchen Luther's ſtehen nun allerdings andere, die in demſelben Grade trefflich, köſtlich und herrlich ſind. Hiernach iſt der Glaube „das rechtſchaffene Herz, der grundgute Wille und der neugeſchaffene Verſtand oder Vernunft,“ oder es heißt von ihm: „Er iſt ein göttliches Werk in uns, das uns umändert, aus Gott wiedergebiert, den alten Adam ertödtet, uns im Herzen, Gemüth und allen unſeren Kräften ganz in andere Menſchen umbildet und den heiligen Geiſt mittheilt; und dieſer Glaube iſt etwas Lebendiges, Wirkſames, ſo daß es unmöglich iſt, daß er nicht immer Gutes thue. Ja, er fragt nicht erſt, ob Gutes zu thun, ſondern bevor er ſich danach erkundigt, hat er ſchon viele gute Werke verrichtet und iſt immerfort im Wirken begriffen[2]).“ Wie ſchön, wie geiſtreich, wie lebendvoll! Hier aber iſt Luther eben kein Lutheraner, er iſt Katholik; und Nichts könnte rühmlicher für ihn ſein, als dieſe Inconſequenz, dieſer Widerſpruch. Leider machte ſich die Welt, auf die er wirkte, dieſes ſchönen Fehlers nicht ſchuldig; ſie war conſequenter, als er; ſie hielt ſich an die eigene ſchlechte Lehre deſſelben, ſie nahm nicht ſeinen Katholicismus, ſondern ſeinen Lutheranismus in ſich auf; denn das war ihr bequemer, da brauchte ſie nichts Gutes zu thun, ſie konnte ſündigen, ſo viel ſie wollte und war doch gottgefällig und wurde doch ſelig, wie denn Luther de captivit.

1) Vergl. Luther's Auslegung des Briefes an die Galater. Werke, Wittenberger Ausg. I. S. 47. b. 70. Melanchth. loc. theol. p. 86. Tischreden II. S. 356 ff. der Ausgabe von Irmiſcher, Frankf. u. Erlangen 1854, wo ein ſehr inſtructives Schreiben Melanchthon's an Bernt mit einem Zuſatze von Luther zu finden. Calv. instit. l. III. c. 4. n. 8.

2) Auslegung des Briefes an die Galater. Wittenb. Ausg. I. S. 143. Vorrede zum Briefe Pauli an die Römer.

Babyl. ausdrücklich sagt, der Christ könne, selbst wenn er es darauf anlege, sein Heil nicht verscherzen und verlieren; seine Sünden seien noch so groß, so schade es doch Nichts, denn Nichts bringe ihn in Verdammniß, als der Unglaube; Reue, Sündenbekenntniß, Genugthuung, alle diese von Menschen erfundenen Dinge seien Nichts und machten den Menschen nur noch unglücklicher, wenn er darauf baue" u. s. w., wohin auch die bekannte, in äußerster Uebertreibung und Unbesonnenheit geschriebene Stelle gehört, die sich in einem an Melanchthon gerichteten Briefe findet: „Sündige du nur tüchtig darauf los, aber sei um so kräftiger im Glauben! Sündigen müssen wir, so lange wir hier sind. Es genügt, daß wir das Lamm Gottes erkennen, welches die Sünden der Welt hinwegnimmt, von dem wird uns die Sünde nicht losreißen, wenn wir auch tausendmal tausendmal in einem Tage Unzucht trieben und mordeten. Esto peccator et pecca fortiter! Sed fortius fide et gaude in Christo; peccandum est, quamdiu hic sumus; sufficit, quod agnovimus Dei agnum, qui tollit peccata mundi; ab hoc non avellet nos peccatum, etiamsi millies millies uno die fornicemur aut occidamus [1])." Das Glück, das solche Lehren machten, lag in ihrer Rohheit und Abscheulichkeit. Was sie aber für Früchte trugen, erfuhr zu seinem nicht geringen Schrecken und Jammer der Urheber selbst. So äußerte er einmal: „Es ist ein Wunder und sehr ärgerlich Ding, daß, nachdem die rechte reine Lehre des Evangelii aus sonderlicher Gnade und Offenbarung Gottes wieder an den Tag gekommen, die Welt immer ärger geworden ist. Jedermann zieht die christliche Freiheit zum fleischlichen Muthwillen, als hätte nun ein Jeder die Macht, zu thun, was ihn gelüstet. Darum ist des Teufels und des Papstes Reich, was das äußerliche Regiment belanget, am besten für die Welt; denn damit will die Welt regiert sein, mit strengen Gesetzen und Rechten, Superstition und Aberglauben. Durch die Lehre von Gottes Gnade wird sie ärger [2])." Für ein

---

1) Vergl. Möhler Symbolik S. 157 f. der 4. Ausgabe.

2) Tischreden Bd. I. S. 310 der Ausgabe von Irmischer, Frankf.

„Wunder" kann man eine ſo höchſt natürliche Erſcheinung, wie die Verſchlechterung und Verwilderung der Sitten durch die

---

a. Erlangen 1854. Vergl. Möhler, Schriften u. Aufſätze, Regensburg 1839. II. S. 33. und Döllinger, die Reformation, ihre innere Entwicklung und ihre Wirkungen u. ſ. w. Regensburg 1846. I. S. 285 ff. Aus dem letzteren Werke erlaube ich mir noch Folgendes anzuführen. „Unſere Evangeliſchen ſind jetzt ſiebenmal ärger geworden, als ſie zuvor geweſen. Denn nachdem wir das Evangelium gelernet haben, ſo ſtehlen, lügen, trügen, freſſen und ſaufen wir und treiben allerlei Laſter. Da ein Teufel bei uns ausgetrieben worden, ſind ihrer ſieben ärgere in uns gefahren, wie das jetzt an Fürſten, Herrn, Edelleuten und Bauern zu ſehen" u. ſ. w. Luther, Ausleg. des 5. B. Moſe. Walch. Ausg. III. 2727. „Alſo wird ſich's finden am Ende, daß die, ſo da ſollen rechte Chriſten ſein, weil ſie das Evangelium gehört, die ſind viel ärger und unbarmherziger geworden, als zuvor, wie man das jetzt allzuſehr erfüllet vor Augen ſieht. Zuvor, wo man ſollte unter des Papſtes Verführungen und falſchen Gottesdienſten gute Werke thun, da war Jedermann bereit und willig; jetzt hat alle Welt nichts Anderes gelernt, als ſchinden, ſchinden und öffentlich rauben und ſtehlen durch Lügen, Trügen, Wuchern, Ueberſetzen, Ueberſetzen, und handelt Jedermann mit ſeinem Nächſten, als halte er ihn nicht für ſeinen Freund, viel weniger für ſeinen Bruder in Chriſto, ſondern als ſeinen mörderiſchen Feind und will nur allein gern Alles an ſich reißen und ſeinem Anderen Nichts gönnen. Das geht täglich und nimmt überhand ohne Unterlaß und iſt der gemeinſte Brauch und Sitte in allen Ständen, unter Fürſten, Adel, Bürgern, Bauern, in allen Höfen, Städten, Dörfern, ja ſchier in allen Häuſern" u. ſ. w. Kirchenpoſtille. Walch XI. 2521. „Die Welt wird aus dieſer Lehre nur je länger, je ärger. Wie man ſieht, daß die Leute jetzt gröber, unbarmherziger, unzüchtiger, frecher und ärger ſind, als zuvor unter dem Papſtthum." Hauspoſtille XIII. 19. „So wie unſer Evangelium aufging, folgte der gräuliche Aufruhr, es erhuben ſich in der Kirche Spaltungen und Sekten, es ward Ehrbarkeit, Disciplin und Zucht zerrüttet und Jedermann wollte thun, was ihm gefällt nach all ſeinem Mutwillen und Gefallen, als wären alle Geſetze, Rechte und Ordnung gar aufgehoben." Luther führt das als einen Vorwurf der Gegner an, gibt es aber als richtig zu, und ſagt alſo frei: „Wir es denn leider allzu wahr iſt. Denn der Mutwille in allen Ständen, mit allerlei Laſtern, Sünden und Schanden, iſt jetzt viel größer, denn zuvor, da die Leute und ſonderlich der Pöbel doch etlicher Maßen in Furcht und Zaum gehalten worden, welches nun wie ein zerriſſen

lutherische Lehre vom Glauben und von der Rechtfertigung, nicht halten. Es sollte ja keine fides formata, kein von der Liebe,

---

Pferd lebt und thut Alles, was ihm nur gelüstet, ohne alle Scheu" u. s. w. Auslег. des 2. Psalms. Walch V. 114. „Ich sehe allenthalben nur, was mich ängstigt. Niemand will mehr Gutes thun und den Armen helfen, hat dessen suchen wir das Unsrige bis zur Wuth; nostra quaerimus usque ad furorem. Wahlan, ein unabwendbares Geschick treibt die Welt, fatum urget mundum." *Lutheri* epp. ex Buddei coll. Spalatino 1518 p. 254. Dieses Fatum war der Uebergang der damaligen Weltstimmung in einen rohen Realismus und Materialismus und in eine Alles zerfplitternde egoistische Vertiefung des menschlichen Subjectes in sich, wozu Luther durch seine Zurücksetzung des werkthätigen Christenthums die Losung gegeben. „Jedermann scharret, kratzet, schindet, schabet, daß es krachet, vom Fürstenstand bis auf den Magdstand. Unter dem Papstthum waren die Leute mild, und gaben gern. Jetzt unter dem Evangelio giebt Niemand mehr; es schindet nur Einer den Andern und ein Jeglicher will Alles allein haben. Und je länger man das Evangelium predigt, um so tiefer ersaufen die Leute in Geiz, Hoffahrt und Pracht, eben als sollte der arme Teufel ewig hier bleiben. Ja es ist der Teufel zweifältig in die Leute gefahren." Hauspostille XIII. 1572. 1584. „Bauern, Bürger, Edelleute sind geiziger und unzüchtiger, als sie unter dem Papstthum gewesen, wollen nicht Buße thun" u. s. w. Auslег. des Ev. Johannes. Walch VII. 2529. „Ich wünsche einmals, daß solche unfällige Sammägen noch unter des Papsts Tyrannei wären; denn es ist unmöglich, daß der wilde Pöbel und *populus Gomorrhae* durch das friedsame und tröstliche Evangelium möge regiert werden." Ausführl. Erklär. d. Epist. an die Galater. Walch VIII. 2080. „Die Leute suchen unter dem Scheine des Evangeliums nichts Anderes, denn einen Bauch voll und ihren Eigennutz, halten das Evangelium für eine Bauchlehre, daraus man lerne fressen und saufen. Das sind schier aller Menschen Gedanken, von unten an bis oben auf." Auslег. des Ev. Joh. VII. 1686. Wiederholt bemerkt Luther, daß es in seiner Jugend besser gestanden, daß eine große Verwilderung und Verschlechterung der Gesinnungen und der Sitten in allen Ständen eingerissen, der gar nicht zu steuern sei; dazu werde auch die Religion und der geistliche Stand verachtet. „Nichts ist mir widerwärtiger," schreibt er 1522 in einem Briefe, „als dieser unser große Haufe, der mit Hintansetzung des Wortes, des Glaubens und der Liebe nur darum sich rühmt, christlich und evangelisch zu sein, weil er an Fastagen Fleisch essen, das

als seinem wahren Geist, Wesen und Leben, erfüllter Glaube mehr nöthig sein; es bedurfte keiner ethisch-religiösen Lebenserneuerung und Höherstellung des Menschen mehr; man wurde förmlich aufgefordert, zu sündigen, so viel und so arg nur immer möglich sei. Da mußte ja wohl ein schauderhaftes Resultat herauskommen, da mußte es dem Reformator endlich selbst bange werden und in die Augen springen, daß „des Teufels und Papstes Reich" besser sei, als was er der Welt als „die rechte, reine Lehre des Evangelii" verkündete, was aber in der That nicht den geringsten Grund im wirklichen, urkundlich vorliegenden Evangelium hat, da dies vielmehr der vollkommenste Gegensatz zu einer so hohlen, heillosen, aller lebendig erfüllenden und regenerirenden Elemente beraubten Gläubigkeit ist. — Das Merkwürdigste ist dies: während man einen so ungeheuren Accent auf den Glauben legte, ihn mit Abzug der Werke und selbst der ethischen Gesinnungen und inneren Bestrebungen für das allein Rechtfertigende und Seligmachende erklärte, mußte man doch zugleich gestehen, daß man im Grunde auch nicht einmal diesen Glauben, dieses allein noch übrig gelassene und zum alleinigen Anker, Trost und Heil gemachte Moment, besitze, so daß am

---

Abendmahl unter beiderlei Gestalten empfangen, das Fasten und Gebet unterlassen kann." Epp. Aurif. II. fol. 80 a. „Wie kommt's," sagte einmal seine Frau zu ihm, „daß wir im Papstthum so häufig, emsig und oft gebetet haben; jetzt aber ist unser Gebet ganz kalt, ja wir beten selten?" Worauf er erwiderte: „Der Teufel treibt seine Diener immer fort, die sind mühselig und heftig in ihrem Gottesdienst." Tischreden, Walch XXII. 810. Er bekannte, daß es mit ihm selbst besser gestanden, als er noch katholisch gewesen. „Ich bekenne für mich selbst, und Andere müssen es ohne Zweifel auch bekennen, daß es mir an dem Fleiß und Ernst mangelt, den ich jetzt viel mehr, als zuvor, haben sollte, und daß ich viel nachlässiger bin, als unter dem Papstthum, und ist jetzt nirgend ein solcher Ernst bei dem Evangelio, wie man zuvor bei Mönchen und Pfaffen gesehen hat" u. s. w. Instl. des 1. Br. Johann. Walch IX. 1310. In Wittenberg wurde Sinnenlosigkeit und Irreligiosität so groß, daß er dieses „Sodoma," wie er es nannte, für immer zu verlassen beschloß und daß es der Verwendung des Churfürsten bedurfte, um ihn von diesem Entschlusse abzubringen.

Ende ſo viel als gar Nichts mehr vorhanden war. So ſagt Luther einmal, vordem als Katholik habe er einen ganz feſten und zweifelloſen Glauben gehabt; jetzt ſei das leider nicht mehr der Fall — was er in ſeiner Art ſo ausdrückt: „Ich habe dem Papſt und den Mönchen Alles geglaubt; aber was jetzt Chriſtus ſagt, der doch nicht lügt, das kann ich nicht feſt glauben. Das iſt ein verdrießlich Ding; wir wollen's ſparen bis an jenen Tag.“ Andere Stellen der Art aus Luther's Tiſchreden ſind folgende: „Wenn ich ſo viel Glauben hätte, wie ich wohl haben ſollte, wollte ich längſt den Türken erſchlagen und die Tyrannen kirre gemacht haben. Ich habe mich wohl mit ihnen zerplaget, aber es fehlet mir am Glauben.“ — „Unſer Herr Gott muß Geduld mit uns haben; die Gläubigen haben nur die Erſtlinge des Geiſtes, nicht die Vollkommenheit und den Decem.“ — „Da fragte Einer: Warum gibt uns Gott keine vollkommene Erkenntniß? Antwortet Dr. Martinus: Wenn es Einer gar glauben könnte, ſo könnte er vor Freuden weder eſſen noch trinken, noch ſonſt Etwas thun.“ — „Da man über Tiſch den Text aus dem Propheten Hoſea ſang: Das ſagt der Herr, ſprach er zu Dr. Jonas: So wenig ihr glaubet, daß dieſer Geſang gut ſei, ſo wenig glaube ich feſt genug, daß theologia wahr ſei. Ich habe Chriſtum wohl lieb, der mich mit ſeinem Blut erlöſt hat von des Teufels Gewalt und Tyrannei; aber mein Glaube ſollte billig viel größer und heftiger ſein. Ach mein Herr, gehe nicht in's Gericht mit deinem Knecht!“ — „Dr. Jonas ſagte, er hätte denſelbigen Tag den Spruch 1 Timoth. 4. tractirt: reposita est mihi corona justitiae und ſprach: Ach wie herrlich redet St. Paulus von ſeinem Tode! Ich kann's nicht glauben. Darauf ſprach Dr. Martin: Ich glaube, daß St. Paulus ſelber es nicht ſo ſtark hat glauben können, als er davon geredet. Ich wahrlich kann's leider auch ſo ſtark nicht glauben, als ich davon predigen, reden und ſchreiben kann, und wie andere Leute wohl von mir denken, daß ich ſo ſtark glaube. Und es wäre auch ſchier nicht gut, daß wir Alles thäten, was Gott befiehlt; denn er käme um ſeine Gottheit und würde darüber zum Lügner, und

könnte nicht wahrhaftig bleiben. Es würde auch St. Paulus zu den Römern umgestoßen, da er sagt: Gott hat Alles unter die Sünde geschlossen, damit er sich Aller erbarme. Es wäre dann nicht vonnöthen das Vaterunser" u. s. w. — „Da Einer sagte, sein vierjähriges Töchterlein redete oft mit fröhlicher Zuversicht von Christo, von den lieben Engeln und ewiger Freude im Himmel ꝛc., und da er einst zum Töchterlein sprach: O liebes Kind, wer es nur fest glauben könnte! worauf es den Vater gleich ernstlich fragte: ob er's denn nicht glaubte — sagte Dr. Martinus: „Die lieben Kindlein leben in Unschuld — — — und was sie hören von Christo und vom zukünftigen Leben, das glauben sie einfältig ohn' allen Zweifel und reden fröhlich davon" u. s. w. [1]). So wurde dieser Mann durch die lauten und auffallenden Selbstanklagen, in die er wegen seiner Glaubensschwäche ausbrach, selbst seinem vierjährigen Kinde anstößig! Es war groß und edel von ihm, daß er so wenig heuchelte, daß er den Mangel einer Eigenschaft, die man bei ihm als nothwendig voraussetzte und die er als ein solcher Reformator und Polemiker billig im höchsten Grade hätte besitzen müssen, so tief empfand und so aufrichtig eingestand. Wir können ihn, was seinen Charakter betrifft, deshalb nur um so höher stellen; aber für die Wahrheit, Trefflichkeit und Tröstlichkeit seiner Lehre legen diese unglückseligen Zweifel und Unruhen kein günstiges Zeugniß ab. Er spricht auch von einem „schwachen Gewissen," in Folge dessen man Gedanken, wie folgende, habe: „Wer

1) Tischreden II. S. 383. 392. 373. 401. 397. 363 f. der Ausgabe von Irmischer, Frankfurt und Erlangen 1854. Vergl. daselbst I. S. 257 und 260. „Er sahe seiner Kinderlein Einfalt und lobte ihre Unschuld, daß sie im Glauben viel gelehrter wären, denn wir alte Narren; denn sie glaubten aufs Einfältigste, ohne alle Disputation und Zweifel, daß Gott gnädig und daß nach diesem Leben ein ewiges Leben sei. Wie wohl geschieht's den Kindern, sagte er, die in solcher Zeit sterben." Bei'm Anblick seines Söhnchens Martin sagte er: „Ich wollte, daß ich in des Kindes Alter gestorben wäre, da wollte ich alle Ehre drum geben, die ich in der Welt habe und noch bekommen mag." In einem Schreiben vom Jahre 1539 klagt er, daß er „mit inwendigen Aengsten und Trübsalen angefochten und geplagt" werde.

weiß, ob ich's auch recht gemacht habe. Ach ich hab' ihm zu viel gethan!" Und so war es auch wirklich. Er hatte sich in Negationen, Abstractionen, Einseitigkeiten hineingearbeitet, bei denen es ihm um so weniger wohl sein konnte, da er eine viel zu gute und kernhafte Natur und eine viel zu bedeutende Intelligenz war, um nicht mit seinem innersten Wesen damit im Streite zu liegen und wenigstens zu Zeiten ihre ganze Nichtigkeit und Heillosigkeit fühlen, einsehen und beklagen zu müssen.

Auch Melanchthon verräth solche Zustände, indem er z. B. an Johann Brenz schreibt: „Ich rede von einer so wichtigen Sache nur schwächlich[1]) und furchtsam, welche auch ohne Kampf des Gewissens nicht verstanden werden kann." Er zeigt in demselben Briefe auch Furcht vor den Gegnern und ihren Verwürfen, deren Gewicht er also sehr wohl gefühlt haben muß. Nachdem er die Lehre von einem ganz abstracten, alles ethisch religiösen Gehaltes beraubten Glauben vorgetragen, bemerkt er: „Dies ist der rechte Verstand. — — — Ich unterstand mich zwar, denselben in der Apologie klar darzuthun; aber es wollte sich um der Widersacher willen, die Alles übel deuten und verkehren, nicht schicken, so zu reden, wie ich jetzt mit dir rede, wiewohl ich eben diese Meinung angezeigt habe[2])." — „Das Volk soll allerdings die Predigt des Gesetzes und der Buße hören," setzt er hinzu, indem er erkennt, daß ohne eine gewisse Moral doch nicht durchzukommen sei. Und so sagt auch Luther: „Der Welt Bosheit und Muthwillen ist groß unter dem Evangelio" d. h. bei den Lutherischen; „aber Christus sagt nicht vergebens: Gehe hin und sündige nicht mehr! Er fordert erstlich und will haben, daß man glauben und sich auf seinen Gehorsam und seine Genugthuung verlassen soll. Zum Anderen, daß man sein Leben bessere; denn Niemand kann, noch soll absolvirt werden, er verheiße denn, daß er sich bessern wolle. Welches zwar nicht gerecht machet vor Gott; son-

1) Andere lesen: „schlechtlich."

2) Tischreden II. S. 350. der ersten Ausgabe, wo jener Brief mit einem Zusatze Luther's eingerückt ist.

dern machet, daß wir vor den Leuten entschuldigt sind, auf daß wir nicht aus der Kirche geworfen werden[1])." Auf ein gebessertes Leben kommt es also im Grunde gar nicht an, ja es ist nach Luther's sonstiger Lehre ein Raub an Christi Verdienst und Gottes Macht und Ehre, der schlechterdings Alles allein ausrichten will, wenn auch wir Etwas zu unserer Besserung thun. Dennoch soll man Reue zeigen und Besserung des Lebens versprechen, doch nur aus äußerlichem Grunde, damit den Lutherischen nicht eine gar zu freche Verachtung des moralisch Guten und der Pflicht, ihm nachzustreben, vorgeworfen und der Scandal, der aus einer so absoluten Vernachlässigung desselben entstehe, nicht gar zu groß werde!

Man sollte glauben, wenn man solche Aeußerungen liest, diese Reformatoren seien die ruchlosesten und dissolutesten aller Menschen gewesen. Das waren sie nun dennoch nicht; namentlich war Luther ein edler, herrlicher Mensch, dem es mit seiner Sache ein heiliger Ernst war, und der deshalb auch sein Leben daran setzte, ein Mensch, der auch sonst viel Gutes that, und zwar auf die schönste und edelste Manier. Als er einst, um nur ein einziges Beispiel zu geben, im Beisein des Dr. Jonas Almosen austheilte, gab auch dieser Etwas und sagte dabei: „Wer weiß, wo mir's Gott wieder bescheert." Da lachte Luther und sprach zu ihm: „Als wenn's euch Gott nicht zuvor gegeben hätte! Frei, einfältig soll man geben, aus lauter Liebe, willig[2])." Jene schlechte Lehre, der die eigene, bessere Natur dieser Männer widerstand, war ein Product oppositioneller Gereiztheit und Absichtlichkeit, und man sieht daraus, wie wenig man von Ansicht, Glauben und Lehre auf die Person schließen darf. Luther war fast beständig im Zustande heftiger polemischer Aufregung, und wenn er es nicht war, so beschlichen ihn seine bösen Gedanken und zerreißenden Gefühle, daher er jenen Zustand für den ihm angenehmsten, gesundesten und beruhigendsten erklärte. „Ich habe," sagte er, „kein besser Werk, als Eifer und Zorn. Denn

1) Tischreden II. S. 430. der citirten Ausgabe.
2) Daselbst S. 421.

wenn ich wohl dichten, ſchreiben, beten und predigen ſoll, ſo muß ich zornig ſein; da erfriſcht ſich all mein Geblüte, mein Verſtand wird geſchärft und alle unluſtige Gedanken und Anfechtungen weichen.“ Und ſo wollen wir den Mann beklagen, den eine böſe Zeit beim beſten Willen und achtungswertheſten Character in eine ſo unruhige, peinliche Lage verſetzte; wir wollen ihn ehren und lieben, wie er es ſeinem perſönlichen Weſen nach verdient und wie ich wenigſtens ſtets thun werde; ſeine Lehre und ſein Werk aber, das ſo unendlich tief unter ihm ſtand, wollen wir nicht hoch ſtellen, und lobpreiſen, ſondern als das betrachten, was es war, als ein Phänomen der Zerrüttung und Auflöſung, als den Ausbruch einer Zeitkrankheit, an der er nicht Schuld war, die er nicht hervorbrachte, aber auch nicht heilte, die er vielmehr, indem er ſie heilen wollte, nur förderte und zu ihrem eclatanteſten und verhängnißvollſten Ausbruche brachte.

14.

Wie ſich **Macaulay** in Beziehung auf **Ranke's** Geſchichte der Päpſte ausgeſprochen, iſt bekannt. Weniger vielleicht, wie ſich **Lerminier** in der Revue des deux mondes darüber geäußert hat. Es wird darin mit Bezug auf **Voigt**, **Hurter** und **Raumer** bemerkt, wie das proteſtantiſche Deutſchland jene große katholiſche Inſtitution zum Gegenſtande der gründlichſten und unpartheiiſchſten Studien gemacht. „Der deutſche Proteſtantismus,“ fährt **Lerminier** fort, „hat dem Papſtthume gegenüber weder Furcht mehr, noch Haß, ſondern Billigkeit; ja er hat ſogar eine gewiſſe Neigung und künſtleriſche Begeiſterung dafür; er bewundert ihn, wie ein Raphaeliſches Gemälde; das Papſtthum iſt für ihn eine erloſchene Größe, welche auf die höchſte Gerechtigkeit Anſpruch macht. Man merkt wohl, die Geſchichtſchreiber Deutſchlands richten die Päpſte, wie die ägyptiſchen Prieſter die Könige richteten — nach ihrem Tode.“ Dazu paßt indeſſen der Vergleich mit der Bewunderung eines künſtleriſchen Meiſterwerkes nicht; denn ein ſolches iſt niemals todt und vergangen, außer für den, der es nicht verſteht und keinen Sinn dafür hat. Wer an einem Gegenſtand ſeiner Beobachtung

und Untersuchung Geschmack findet, ihm seine Bewunderung zollt, dafür begeistert ist, sich liebhaberisch damit beschäftigt und darein vertieft, nicht bloß etwa, um einen dunkelen Punkt der Geschichte aufzuhellen, somit eigentlich nur um der aufzuhellenden Geschichte überhaupt willen, sondern aus ganz besonderem Interesse für diesen Punkt, diesen einzelnen Gegenstand selbst, der verhält sich dazu nicht als abstracter Kritiker und Historiker; er ist, wie er sich auch stellen mag, in einen Zauber hineingerissen, der sein eigenstes, innerstes Wesen in Anspruch nimmt und der die lebendige Kraft und Natur Dessen erweist, was eine solche Wirkung zu thun im Stande ist. Die Sache hat wohl also eine ganz andere Bedeutung, als ihr hier zugestanden werden will. „Wer könnte," heißt es weiter, „die Größe der katholischen Glaubenslehren in Abrede stellen? Sie haben während Jahrhunderten die Menschen geleitet und gestärkt; sie haben sie beherrscht und ihnen zugleich zur Abschreckung und zum Troste gedient. Aber die Macht und Schönheit der Dinge, die auf Erden zur Erscheinung kommen, impliciren weder deren unbedingte Wahrheit, noch deren Ewigkeit. — — — — Die Religionen, höchste Kraftanstrengungen der Menschheit, sind nichts deste weniger den menschlichen Bedingungen unterworfen, und wenn sie auch den Himmel offenbaren, so hängen sie doch von der Erde ab." Darin ist allerdings eine große Wahrheit enthalten. Um so auffallender ist es indessen, wenn eine Religion und Kirche eine so unverwüstliche Lebenskraft beweist, wie die römisch-katholische. „Schwere Besorgnisse lasten auf Rom. Zweimal war diese alte Weltherrin der Mittelpunkt des Occidents. Es ist sehr zu bezweifeln, daß ihr dies Glück zum drittenmale werde. Und doch, in Mitten dieser Paläste und Ruinen *überrascht man sich auf der Erwartung, daß noch Etwas kommen werde.*" Man sieht, dies ist ein ganz anderer Ton, als der von Macaulay angestimmte, welchem das Gebäude des römisch-katholischen Kirchen- und Priesterthums wie für die Ewigkeit gegründet und durch keinen Wechsel der Dinge und Sturm der Weltgeschichte zerstörbar scheint. Rom ist für Lerminier eine „Todtenstadt" und zwar in Beziehung auf zweierlei colossale

Größen und Weltherrſchaften, die ſich hier erhoben haben, und dann wieder geſunken und zur Ruine geworden ſind. Eine dritte Erſcheinung der Art ſcheint ihm nicht ſehr glaublich zu ſein; dennoch überraſcht ihn die Ahnung, daß noch Etwas kommen möchte, eine Ahnung, die er ſich freilich am Ende ſo auslegt, daß Rom der Menſchheit, ohne zum drittenmale die Königin der Welt zu ſein, zum Muſeum, zum Tempel und zum Forum dienen werde. Mich erfüllt dieſelbe Ahnung; ich interpretire ſie mir aber nicht in ſo niederhaltender und abſchwächender Art, ſondern laſſe ſie ungehindert ihre Flügel entfalten. Und da ſehe ich etwas noch weit Größeres, als das alte heidniſche Rom und das chriſtliche des Mittelalters in ſeinem Kampfe mit der ihr gegenübergetretenen weltlichen Macht und Gewalt. Das Dritte wird wohl die Aufhebung dieſes Gegenſatzes und die abſolute Herrſchaft der zu jeder Art von Vollendung gediehenen geiſtlichen Macht, als diejenige der höheren Principien über die gemeinen irdiſchen und weltlichen, ſein. Der Katholicismus darf nur ſein Dogma, wie er es ſtets angeſtrebt, in ein großes, klares, Nichts rationaliſtiſch verflachendes, Alles aber rationell durchleuchtendes und verklärendes Denkſyſtem verwandeln und dadurch alle denkenden Köpfe unter ſeine Fahne ſammeln, ſo iſt das Weſentlichſte gethan. Das Uebrige wird ſich durch die äußeren geſchichtlichen Prozeſſe von ſelber machen.

15.

Einer der klarſten Köpfe und ruhigſten Beobachter im Kreiſe Derjenigen, die ſich in der hinter uns liegenden kritiſchen Periode bethätigt haben, iſt der ehemalige Pfarrer Lützelberger, der ſein Amt freiwillig niederlegte, weil er es nicht mehr mit Ueberzeugung und gutem Gewiſſen fortführen konnte, und der dann ebenfalls Krieg wider das Chriſtenthum und ſeine ſämmtlichen confeſſionellen Erſcheinungen machte, wiewohl weit mäßiger und vorſichtiger als ich, den er einer allzu unbändigen Phantaſie beſchuldigte. Namentlich von katholiſchen Sympathien war mir Etwas bei ihm zu verſpüren. Hören wir, wie merkwürdig er ſich gleichwohl über die Fortbildungsfähigkeit der katholiſchen

Kirche äußert. Er spricht von dem Versuche des Rationalismus, die evangelische Kirche zu einer Gemeinde des freien, fortschreitenden Geistes umzubilden, und bemerkt dann: „Der Versuch ist mißlungen und mußte mißlingen, weil die Erfahrung nicht ausbleiben konnte, daß die Kirche dadurch etwas ganz Anderes wird, als sie gewesen, daß sie die Basis verliert, auf der sie ruht. Bei einer geoffenbarten Religion, nach deren Grundsätzen die Offenbarung aufgehört hat und die sich vollständig abgeschlossen in einem schriftlichen Kanon findet, ist eine Fortbildung weder denkbar, noch erlaubt, und es ist deshalb die protestantische Kirche streng genommen sogar stabiler, als die katholische. Denn diese hat in ihrer Annahme von einer fortdauernden Offenbarungsquelle im Papste wenigstens eine Möglichkeit, daß sich der Kirchenglaube mit der Entwickelung menschlicher Wissenschaft ausgleiche; die protestantische Kirche hingegen ist nach ihren Grundsätzen unlöslich an das Wort der Bibel geschmiedet und, was man auch sagen möge, das begonnene Werk des Rationalismus, den Menschengeist von der unbedingten Autorität der Schrift zu emancipiren, ist ihrem innersten Wesen zuwider. Ein Zustand, wie ihn die freie Wissenschaft in Deutschland erstrebt und viel fach auch errungen hat, ist durchaus nicht die Folge des freien protestantischen Geistes, sondern die einer Geistesrichtung, die beiden Confessionen gleich fremd und feindlich gegenüber steht; es ist der Kampf des Menschengeistes gegen eine nicht aus ihm kommende, über ihm stehende und unbedingten Gehorsam fordernde Offenbarung; und in der Angst des heißen Kampfes wirft sich die protestantische Kirche nicht bloß auf das Festhalten am Worte der Schrift zurück, sondern selbst auf die Annahme der symbolischen Bücher als verpflichtender Lehrnormen, und ihre eifrigen Anhänger wüthen nicht nur gegen den Rationalismus, sondern neuerdings auch, und zwar aus richtigem Instincte der Selbsterhaltung, gegen jede Philosophie[1])."

Das sind Worte der Wahrheit, die wir nicht verloren gehen lassen wollen. Man erkennt daraus, daß es auch hier

1) Einige Worte über Dr. Strauß und die Züricher von Dr Ernst. Nürnberg 1839. S. 39 f. Der Name Ernst ist pseudonym.

ganz vorzüglich die für lebendige Geiſter ſo unerträglich und unüberwindlich ſtarre und einengende Orthodoxie der proteſtantiſchen Kirche iſt, welche zu Widerſpruch und Empörung getrieben hat; daß dem Blicke des vergleichenden Forſchers, ſo wenig es in ſeiner Neigung und in ſeinem Plane lag, einer chriſtlichen Kirche und Confeſſion das Wort zu ſprechen, der Vortheil, in welchem ſich der Katholicismus vor dem proteſtantiſchen Glaubensſyſteme befindet, ſich auch hier nicht zu bergen im Stande war. Fühlte Lützelberger das Bedürfniß, ſich wieder innig einer chriſtlichen Kirche anzuſchließen, ſo würde wohl auch er genöthigt ſein, die katholiſche zu wählen.

16.

Bei Allem, was ich in dieſem Buche zu meiner perſönlichen Vertheidigung vorgebracht, habe ich nur Deutſchland, dieſes literariſche und ſociale Golgatha, ja zum Theil nur meine nächſte Umgebung im Auge gehabt; denn je enger der Kreis iſt, der ſich um Menſchen meiner Art zuſammenzieht, deſto mehr Anfeindung und Mißhandlung erfahren ſie. Im Auslande, namentlich in Frankreich, wird meine Converſion weniger überraſchen; denn hier hat man eine Wendung der Art längſt vorausgeſehen und vorausgeſagt. Es war dort nicht unbekannt geblieben, daß ich der Verfaſſer der unter einem falſchen Namen herausgegebenen „Glorie der heil. Jungfrau Maria" ſei. Von meinen deutſchen Freunden, die ich ſelbſt darüber inſtruirt hatte, wurde das Werkchen, zwar nicht in Betreff der poetiſchen Form und Darſtellungsweiſe, die man als etwas Aeußerliches und Unſchuldiges betrachtete, doch um ſo mehr, was Sinn, Geiſt und Tendenz betrifft, getadelt und wirkungslos zu machen geſucht. Ein mir ehemals nahe ſtehender und verbundener Philoſoph ſchrieb eine Abhandlung darüber, welche freundlich begann, feindlich fortfuhr und ſcheußlich endete. Alle dem geiſtreichen und vielkundigen Manne zu Gebote ſtehenden Waffen des Witzes und Spottes, ſo wie der leidenſchaftlich ernſten und erbitterten Herabwürdigung wurden wider den ſchönen Cult und insbeſondere die ihm ſo ſehr ergebene Geſellſchaft Jeſu in Anwendung gebracht. Nicht leicht hat mir

in meinem ganzen Leben Etwas gleich wehe gethan. Es war nicht etwa nur wegen getäuſchter Hoffnung auf freundſchaftliche Zuſtimmung und Unterſtützung und verletzter autorſchaftlicher Eitelkeit, ſondern weil eine mir ſchon damals ſo lieb gewordene Sache ſo ſchnöblich und gräulich behandelt wurde. Um ſo angenehmer berührte mich, was Herr Saint-René Taillandier in der Revue des deux mondes zwar ebenfalls gegneriſch, aber von einem ganz entgegengeſetzten Standpunkte aus und daher auch in ganz anderem Verhältniſſe zu dem Inhalt und Zwecke jener Gedichte darüber verlauten ließ. Er fand es höchſt merkwürdig, daß ich mitten in einer Lebensperiode, Stimmung und Bethätigung, wo ich ſonſt rein nur auf die Zerſtörung alles Chriſtlichen hinarbeitete, doch nicht umhin konnte, der gehaßten und angefeindeten Religion eine ſo hingebungs- und begeiſterungsvolle Conceſſion zu machen. Ich kann es nicht wohl unterlaſſen, ein Paar Stellen aus ſeiner Abhandlung anzuführen, wo ich nur wegen des von ihm eingemiſchten Lobes, das mir nicht zu wiederholen ziemt, in Verlegenheit bin. Ich werde jedoch in meinen Citaten ſo vorſichtig ſein, als nur immer möglich iſt, und von den mir günſtigen Aeußerungen nur ſo viel ausheben, als des Zuſammenhanges wegen unumgänglich nöthig iſt. Auch iſt die Sache weniger ehrenvoll für mich, als für den franzöſiſchen Kritiker ſelbſt, der ſo ſäuberlich mit einem Fremden verfähret, den er wegen ſeiner ſonſtigen Stellung, Denkart und Abſicht in ſo hohem Grade zu tadeln, ja zu verabſcheuen veranlaßt iſt; und wir Deutſche mögen aus ſolchen Beiſpielen lernen, wie man ſich auch gegen Menſchen und Schriftſteller, die nicht auf gleichem Standpunkte mit uns ſtehen, in der humanſten Weiſe benehmen kann — eine Kunſt, die bei uns noch ziemlich unbekannt iſt. Die Sache hat noch eine andere Seite. Es iſt an dieſem Beiſpiele zu ſehen, was ich von Seiten proteſtantiſcher Freunde und moderner Denker, ſelbſt im Falle eines ganz nahen, vertrauten Verhältniſſes, zu erdulden gehabt, während man mir von katholiſcher Seite, wo die äußerſte Feindſeligkeit natürlich und entſchuldigt geweſen wäre, ſo gerecht, freundlich und wohlwollend, als nur möglich war, entgegenkam; was mich ſchon

längſt hätte bewegen müſſen, dieſe Partei zu ergreifen, wenn ich nur über die mir hiebei aufſtößigen dogmatiſchen und hiſtoriſchen Punkte hätte hinauskommen können.

Herr Saint-René Taillandier führt alſo das genannte Werkchen an und fährt dann folgender Maßen fort: Ce recueil que M. *Daumer* avait donné sous un faux-nom et qu'il convient de lui restituer aujourd'hui, contient toute une série de légendes empruntées aux plus suaves traditions chrétiennes du moyen-âge. Les recits populaires, les chroniques des abbayes, les vies des saints pères ont fourni à l'auteur une merveilleuse couronne de fleurs qu'il consacre à la Vierge etc. Er ſpricht weiterhin von den Conſequenzen, die ſich aus den hier kund gegebenen Sympathien ergeben würden. Le poëte qui a trouvé de si beaux accents pour glorifier la mère du Dieu, ne chantera pas toujours sous le costume d'Hafis l'hymne de la matière. A cette alliance du sensualisme et des instincts religieux succédera une inspiration plus pure. M. *Daumer* s'est débarassé des liens de l'athéisme, il échappera aussi aux séductions de l'Islam etc. Hier iſt jedoch zu bemerken, daß ich niemals Atheiſt war, wenn ich auch mit dem gewöhnlichen populären Gottesglauben noch ſo wenig zuſammenſtimmte. Ich war immer gläubig und immer fromm, wenn auch in meiner eigenen, ungewöhnlichen und abſonderlichen Art und daher für Viele in ſcheinbarſtem Gegentheile befangen. Nur ging ich in der früheren Periode meines Lebens und Denkens von einer mehr pantheiſtiſchen zu einer mehr theiſtiſchen Anſchauung fort. Das, was ich Natur nannte, und = Gott ſetzte, war mir eine intelligente Macht, ein durch Alles durchgehendes abſolutes Bewußtſein, und als eine partielle Theilnahme daran begriff ich das Hellſehen der Somnambulen und andere außerordentliche, geiſtig erhöhte menſchliche Zuſtände, wie man namentlich aus meiner „Religion des neuen Weltalters" erſehen kann. Dann iſt auch zu ſagen, daß der Materialismus und Senſualismus meines Hafis durchaus nur ein geiſtig verklärter und potenzirter war. Ich hatte als Dichter im Sinne, das Sinnliche höher zu ſtellen, dem Natürlichen eine poetiſche und religiöſe Weihe zu

geben, es dem Schmutze zu entreißen, in welchen es durch gemeine Faſſung und Behandlung hinabgeſtoßen wird; und Nichts war mir fremder, als wüſtes Weſen, Ausſchweifung, rohe Sinnlichkeit, die ich auf jenem Wege eben zu bekämpfen und zu beſeitigen unternahm. So hatte denn in meinem Hafis auch der Wein eine myſtiſche Bedeutung. Ich ſelbſt trank keinen Wein, als ich dieſe Lieder ſchrieb. Meine Hippokrene war der nüchtern machende, die Trunkenheit vertreibende, die Denkkraft ſchärfende Kaffeetrank. Dennoch war ich berauſcht, aber mein Rauſch war ein poetiſch-intellectueller, kein phyſiſcher. Es gab freilich Leute, die das nicht verſtehen konnten. Ich erinnere mich eines diſſoluten Menſchen, der zu mir kam in der Erwartung, einen wohlgenährten, korpulenten, von Champagnerflaſchen umgebenen Schwelger zu finden und da weidlich mitzumachen. Er glaubte Bücher wie Henderſon's hystory of ancient and modern wines, Julian's topographie de tous les vignoles connus, Anonymi „praktiſche Weinleſe oder der vollkommene Kellermeiſter" und dergl. könnten in meiner Bibliothek unmöglich fehlen. Er bildete ſich noch andere Dinge ein, die noch weniger nach meinem Geſchmacke waren. Er fand einen hageren, aſcetiſch lebenden Mann, der ſich auf keine Weiſe zu ſeiner Geſellſchaft eignete. Seine Ueberraſchung war groß, ſeine Enttäuſchung niederſchlagend, ſein Kummer grenzenlos. Er ging, und ich habe ihn nie wieder mit Augen geſehen.

17.

Es kann für eine dem Zweifel und Streite unterliegende Sache nichts Beweiskräftigeres und Erwünſchteres geben, als die Zugeſtändniſſe, die ihr von unbetheiligten, ja gegneriſchen Perſönlichkeiten und Parteien gemacht werden; daher ich in dieſen Aufſätzen ſo viel Rückſicht auf die dem Katholicismus günſtigen Aeußerungen nehme, welche von Seiten proteſtantiſcher und moderner Denker, Dichter, Hiſtoriker und Kritiker gemacht worden ſind. So wird es denn unter Anderem auch von Intereſſe ſein, wenn ich in Erinnerung bringe, wie ſich Johannes Ronge über den alten katholiſchen Mariendienſt ausgeſprochen hat.

„Millionen," ſagt er, „eilten zu Mariens Tempeln und Bildniſſen hin, und Millionen haben ſich durch ihre Verehrung begeiſtert, erhoben, veredelt und ſind an ihrem Bilde zu hohen Tugenden erglüht."

Er klagt den Mariendienſt der neueren Zeiten der Gedankenheit und Entartung an. „Darnach aber," ſetzt er hinzu, „iſt die Verehrung Maria's in den großen Tagen der katholiſchen Kirche nicht zu beurtheilen, und Diejenigen ſind im Irrthume, welche behaupten, daß dieſer Cultus ſtets Aberglaube und ſtets ſchädlich geweſen ſei. Auch die proteſtantiſche Kirche hat hierin nicht Recht, oder iſt wenigſtens inconſequent. In Bezug auf jene altkatholiſche Marienverehrung, die nicht Verirrung und Aberglaube war, liefern uns, außer den großen ſittlichen und humanen Wirkungen, die ſie gehabt, namentlich die Kunſtdenkmale jener Zeit, die Dichtungen auf Maria und die Bildniſſe von ihr, beſonders die eines Raphael, treffliche Documente. In ſeiner Madonna ſehen wir die edle Weiblichkeit gepaart mit Kindlichkeit, verklärt durch Mutterliebe und Mutterſchmerz zum ſchönſten Götterbilde. Solche Kunſtwerke kann der Aberglaube nicht ſchaffen. Es war vielmehr der Genius des Künſtlers, der von der Idee hoher, heiligender Weiblichkeit erfüllt und begeiſtert, dieſelbe in Maria's Bilde mit glühenden Farben geſchildert hat. Ja, das Ideal edler Weiblichkeit verehrten die Völker in dieſem Bilde und ſtellten ſich in ihm den ſchönen, göttlichen Ausdruck der religiöſen Innigkeit, der Hoheit und Reinheit der Geſinnung, des Schmerzes und der Liebe der nach Befreiung und Gemüthsſeligkeit ringenden Menſchheit dar [1])."

Wenn dieſes Gemälde auch an dem Mangel leidet, daß ein von der Kirche nothwendig feſtzuhaltendes Moment, die beſtimmte, hiſtoriſche Perſönlichkeit und Individualität Mariä, zu ſehr in die Idee, in die Abſtraction des allgemeinen Gedankens verflüchtigt wird, ſo iſt es doch nicht zu verachten, indem es zeigt, wie jener Cult ſelbſt noch einer ſo deſtructiven Partei und Tendenz, wie der von Ronge repräſentirten, eine gewiſſe

1) Maria von J. Ronge. Hamburg 1849. S. 6 f.

Achtung einzuflößen und eine wenigſtens theilweiſe und bedingte Anerkennung abzuzwingen im Stande iſt. Noch weit intereſſanter ſcheint mir das zu ſein, was ich in der folgenden Nummer mittheilen werde. Ronge's Conceſſionen beſchränken ſich auf die Vergangenheit, auf das chriſtliche Alterthum, wo der Marienkultus wohlthätig und erhebend gewirkt haben ſoll. In Rückſicht der Gegenwart und Neuzeit wird er für unnütz und antiquirt erklärt. Der Reformator wendet ſich an die reale, natürlich-menſchliche Weiblichkeit; dieſe ſoll jetzt das Ideal darſtellen; unſere irdiſchen Frauen und Jungfrauen ſollen die „lebende Maria, die Maria unſerer Zeit" ſein. Nun liegt es zwar gar nicht in meinen Abſichten und in meinem Intereſſe, die ideale Anlage und Beſtimmung des weiblichen Geſchlechtes zu läugnen; ich ſelber habe dieſelbe in Poeſie und Proſa ſtets möglichſt hervorgehoben und in's Licht geſetzt, und meine Marienverehrung hängt weſentlich mit der Idee zuſammen, die ich von dem Weſen dieſes Geſchlechtes überhaupt habe. Das Weib gehört indeſſen zur Menſchheit und iſt mit den allgemeinen Mängeln und Verderbniſſen derſelben nicht weniger behaftet, als der Mann; ja das ſich in der Menſchennatur entwickelnde Böſe pflegt ſich im Weibe ſogar auf eine noch höhere Spitze, als im Manne, zu treiben, wie es denn eine bekannte Bemerkung iſt, daß der Letztere vom Weibe ſo im Böſen, wie im Guten, übertroffen werde. Dieſe auch das ſchöne Bild der Weiblichkeit verunſtaltende finſtere Seite zu tilgen, wäre die Aufgabe; das iſt aber keine ſo leichte Sache, als moderne Geiſter meinen. Die Kirche nimmt an, es ſei durch ein Wunder Gottes in Maria vollbracht, welchem Urbilde vollkommener, von jedem Mangel und Makel befreiter Weiblichkeit dann mit höherer Hilfe wohl auch andere Frauen ähnlich zu werden im Stande ſeien. In einem Individuum iſt hiernach das Ideal in der That ſchon zu realer, lebendig-wahrer Erſcheinung gekommen; im Geſchlechte ſoll daſſelbe, nachdem dieſer göttliche Anfang gemacht worden, nachbildlich verwirklicht werden; dort war zu ſolchem Behufe ein ganz außerordentlicher miraculöſer Vorgang nöthig, und auch hier wird fortwährend auf übernatürliche Gnaden und Hilfen

gebaut, ſo wie es den mangelhaften ſittlichen Vermögenheiten der menſchlichen und weiblichen Natur in ihrem gegenwärtigen Zuſtande ganz angemeſſen iſt. Von den Mitteln dagegen, welche in den Händen eines Ronge liegen, iſt etwas ſo Großes nicht zu erwarten, als hier zu Stande kommen ſoll; es läuft da vielmehr Alles auf das gerade Gegentheil hinaus. Erinnern wir uns, wie jene tumultuariſche Zeit, in welcher der genannte Reformator ſeine flüchtige Rolle ſpielte und aus deren allgemeinem Sinn und Geiſt heraus auch ſeine Rügen und Rufe ertönten, auf die von ihr modiſch ergriffenen weiblichen Weſen gewirkt; was ſie aus den Frauen und Jungfrauen gemacht, die jener Mahnung gemäß „die lebende Maria, die Maria unſerer Zeit“ vorſtellen ſollten. Sie hat dieſelbe auf keine Weiſe gebeſſert und zurechtgebracht und war ihrem ganzen Weſen und Treiben nach nicht dazu geeignet, es zu thun; ſie hat ſie zu lächerlichen Emancipationsverſuchen verführt, wider welche ſich Ronge ſelbſt zu erklären genöthigt ſah; hat ſie mit den für dieſelben allerunpaſſendſten und unnatürlichſten Aufregungen und Empfindungen erfüllt und nicht nur ihrer eigenen ſpeciellen Idealität entkleidet, ſondern entmenſcht und entadelt überhaupt, in die allgemeine fürchterliche Rohheit hineingeriſſen, die damals im Schwange ging und alle die ſanften Gefühle, die die Menſchheit zieren und die ganz beſonders dem Weibe eigen und der innere, weſentliche Grund ſeiner Liebenswürdigkeit ſind, in den Hintergrund ſchob, ja förmlich ausſchloß und ächtete. Und hier war es nun höchſt merkwürdiger Weiſe doch wieder nur das ſtille, hehre Bild der altkatholiſchen Madonna, was ein beſänftigendes Gegengewicht bildete, was namentlich das entartete Weib wenigſtens einen Augenblick lang magiſch anzog und an ſich ſelbſt — ſeine eigene beſſere Natur und wahre Beſtimmung — mahnte. Man weiß das nicht; man hat es überſehen, hat kein Verſtändniß und Gedächtniß dafür gehabt. Ich aber habe es wohl bemerkt und aufgezeichnet und werde es an einem Beiſpiele zeigen, das ſprechender und merkwürdiger nicht zu ſein vermöchte.

18.

„Es ſteht im Thal am klaren Bache
Ein weißes Muttergottesbild
Im Schatten einer alten Linde,
Von wilden Reben halb verhüllt.

Ich hab' von weißen Waſſerlilien,
Von Veilchen und Vergißmeinnicht
Der Jungfrau einen Kranz gewunden
Um Haupt und Bild von Stein umflicht.

O lächle nicht! In dieſen Trieben
Liegt eine Welt voll Poeſie;
Ich bin noch einmal Kind geworden;
Denn fromm und gläubig werd' ich nie.

Wohl fragt der Wanderer: Wer weihte
Die Blumen hier mit frommem Sinn? –
Und dennoch bin nur ich's geweſen,
Ich, die ich doch ſo gottlos bin.“

Dieſe Verſe ſtehen in einer demokratiſchen Gedichtſammlung, die unter dem Namen: „Schwertlilien, Zeitgedichte von Emilie Emma,“ Köln 1849.[1]) herausgekommen iſt. Es beginnt mit einem Motto von Herwegh und ſchließt mit einem Gedicht an Freiligrath, und iſt der wildeſten Freiheits- und Gleichheitsſchwärmerei und revolutionären Blutgier voll, ſo wie ſie in dem bezüglichen Zeitraume auf ihrer Höhe ſtand. Eine verirrte, verfinſterte, von deſtructiver Denkart und Tendenz angeſteckte und durchdrungene Frauenſeele, die aller Religion für immer entſagt hat, fühlt ſich mitten in ihrer Raſerei und „Gottloſigkeit,“ welchen Ausdruck ſie ja ſelber braucht, beim Anblick eines in freier Natur ſtehenden einfachen Muttergottesbildes dermaßen gerührt und beſchwichtiget, daß ſie einen Kranz windet und das Bild damit ſchmückt, als wäre ſie ſo harmlos-gläubig und fromm, als nur immer möglich iſt. Wie wunderbar! Sie em-

1) Gedruckt in der Expedition der neuen Kölniſchen Zeitung. Das Gedicht ſteht S. 40.

pflegt und gesteht dabei, daß in diesem Cultus „eine Welt von Poesie" liege. Hätte sie tiefer geblickt, so hätte sie eingesehen, daß eine solche Poesie nicht bloß Poesie ist, daß sie, wenn auch nicht im gemeinen, doch in einem höheren Sinne des Wortes, realer ist, als Alles, was uns in gewohnter, namentlich protestantischer und moderner Weltanschauung als Realität zu erscheinen pflegt. Es ist der Schein, der in der jetzigen Welt regiert und die Gestalt und Geltung der Wirklichkeit hat, und die wahre Wirklichkeit ist unterdrückt und zurückgesetzt und wird für Traum und Schaum geachtet. Aber dieses Verhältniß muß und wird sich umkehren, die gemeine Wirklichkeit muß zurücktreten und ihre Herrschaft an die höhere abgeben, und daß dies geschehe, das ist der Sinn und Zweck des katholischen Christenthums, ja im Grunde der ganzen Weltgeschichte, die ihrer wahrhaften, providentiellen Bestimmung und Bedeutung nach nichts Anderes, als der sich durch die Jahrtausende hin begründende und vollziehende Prozeß dieser Umkehrung ist. Und das ist auch eine Revolution, ein Radicalismus, eine Umwälzung und Umwandlung des Bestehenden, aber eine ganz andere, als die, welche man Anno 1848 wollte; es ist diejenige, welche nicht bloß politisch und socialistisch zu Werke geht, nicht bloß äußerlich rumort und über den Haufen wirft, vielmehr im tiefsten Innern beginnt und Wurzel faßt, um dann auch äußerlich von um so größerer Macht und Wirkung zu sein, durch welche Mensch und Natur durchaus eine andere Gestalt und Beschaffenheit erhalten und aus dem Untergange der gegenwärtigen Art von Sein und Leben eine Welt hervorgehen soll, die mit der jetzigen ohngefähr dieselbe Aehnlichkeit und Verwandtschaft haben wird, welche der Schmetterling mit den ihm vorausgesetzten Daseinsformen und Zuständen des Wurmes und der Puppe hat.

19.

Hat man die Glorie vor Augen, womit der Katholicismus seine Madonna schmückt, so will es freilich gar zu schlecht dazu passen, daß Maria in den biblischen Erzählungen so sehr in den Hintergrund tritt, daß sie, wiewohl vorn herein in Beziehung

auf Empfängniß und Geburt des Gottmenſchen in angemeſſener Weiſe gewürdiget und erhoben, doch weiterhin ſo tief zu ſinken ſcheint, daß ſo wenig von einem ihr gebührenden und beverſtehenden Culte verlautet, daß ſie ihr Sohn ſogar zu verachten, zu verläugnen, zu mißhandeln ſcheint, in welcher Beziehung beſonders die Stelle Joh. 2, 4. auffallend iſt. Als ich noch ein Gegner des Chriſtenthums war, fand ich das Benehmen Chriſti gegen ſeine Mutter im höchſten Grade anſtößig und die gequälten, die Sache nicht verbeſſernden, ſondern nur verſchlimmernden Erklärungen, die mir zu Handen waren, hätten mich über dieſen böſen Punkt nicht hinüberzubringen vermocht, wenn ich nicht ſelbſt endlich eine mich zufrieden ſtellende, ja noch mehr als dies zu leiſten vermögende Auslegung gefunden hätte. „Weib, was habe ich mit dir zu ſchaffen?“ Ein ſchreckliches Wort! Aber es folgt ein anderes: „Meine Stunde iſt noch nicht gekommen.“ Darin liegt der Aufſchluß; das bildet den vielſagenden, glorreichen Gegenſatz. Chriſtus erinnert ſeine Mutter an eine mit ihr getroffene Verabredung, nach welcher ſie ſich während ſeines öffentlichen Auftretens in's Dunkel zurückziehen und ſich ſo wenig als möglich mit ihm berühren ſolle. Denn es iſt ja doch wohl ſehr natürlich, daß tückiſche Gegner den Sohn der Jungfrau und die Jungfrau ſelbſt, die dieſes Sohnes Mutter, anders auffaßten, als unſere chriſtliche Frömmigkeit und Gläubigkeit thut. Dem ſollte theils der Jungfrau ſelbſt, theils der ungeſchmälerten Wirkſamkeit des Sohnes wegen, weiſe vorgebaut werden. Darum will Chriſtus, jener ſonderbaren Rede zu Folge, mit ſeiner Mutter Nichts zu ſchaffen haben, und ſie verſteht ihn wohl und nimmt ſein formell ſo hartes und abſtoßendes Benehmen nicht übel auf. Sie konnte ſich um ſo weniger dadurch beleidigt fühlen, da ihr zu gleicher Zeit das glänzendſte Loos in Ausſicht geſtellt wird. „Meine Stunde iſt noch nicht gekommen; darum mußt du für jetzt noch im Schatten ſtehen und dich mit der unſcheinbarſten Rolle begnügen. Aber wenn meine Stunde gekommen, wenn ich ſelber ſiegreich und herrlich ſein werde, dann wirſt du mit mir den höchſten Rang im Reiche Gottes einnehmen.“ Der ganze katholiſche

Mariendienſt liegt in dieſen Worten, die nichts Anderes als eine Prophezeihung der künftigen Größe und Glorie der allerſeligſten Jungfrau ſind. Und ſo mag dies als ein gelegentliches Beiſpiel gelten, wie wenig man an irgend einem exegetiſchen und dogmatiſchen Probleme verzweifeln darf, wie wenig aber noch zur Zeit manche Räthſel und Anſtöße ihre einfach-klare, genügende Aufklärung gefunden[1]).

---

1) Es iſt mir wenigſtens nicht bekannt, daß obige Deutung ſchon irgendwo ausgeſprochen iſt. Will man wiſſen, wie die bezüglichen Worte von den Schriftauslegern verſtanden und erklärt werden, ſo betrachte man folgende Erläuterungen: „Weib, was habe ich mit dir zu ſchaffen?“ Das ſoll heißen: „Welche Gemeinſchaft haben wir mit einander, wenn es ſich darum handelt, göttliche Werke, Wunder zu wirken? Habe ich von dir meine göttliche Macht, iſt dieſe nicht von meinem Vater, und iſt es nicht bloß ſein Wille, nach welchem ich mich in der Ausübung zu richten habe? Von dir ſtammt nicht meine Gottheit, die Wunder wirkt.“ So ſoll nämlich Chriſtus ſprechen, weil Maria von ihm ein Wunder verlangt. „Meine Stunde iſt noch nicht gekommen.“ Das ſoll bedeuten: „Die Zeit, da ich nach dem Willen meines Vaters dieſes Wunder wirken, und damit meine göttliche, heilbringende Wirkſamkeit beginnen ſoll, iſt noch nicht da.“ Es wird hinzugeſetzt: „Jeſus wollte abwarten, bis der Weinvorrath ganz zu Ende war, um ſeiner Wunderkraft die volle Anerkennung zu verſchaffen. Dieſe Zeit verſtrich, während Jeſus mit ſeiner Mutter und dieſe mit den Dienern redete“ u. ſ. w. Jedermann wird ſehen, daß durch ſolche Andeutungen Nichts gebeſſert wird. Ein katholiſcher Geiſtlicher beklagt ſich in einer franzöſiſchen Zeitſchrift über proteſtantiſche Gegner, welche der katholiſchen Marienverehrung „einige von Chriſtus an ſeine Mutter gerichtete Worte entgegenhalten — geheimnißvolle Worte,“ führt er fort, „deren Tiefe ſie nicht ergründen und die der Herr nur deßhalb ſprach, um Maria an den Leiden der Erlöſung Theil nehmen zu laſſen, wie ſie an den Freuden und dem Ruhme der Menſchwerdung Theil genommen hatte. Hätten die Worte den ihnen von den Häretikern beigelegten Sinn, ſo müßte man daraus folgern, Jeſus habe ſeine Mutter nicht geliebt, er habe ſie nicht geehrt, er ſei ein ungerathener Sohn geweſen und habe das vierte von ihm ſelbſt gegebene Gebot verletzt: Du ſollſt Vater und Mutter ehren.“ Der würdige Mann ſcheint zu vergeſſen, daß Maria ſchon genug durch den Tod ihres Sohnes litt, und nicht nöthig hatte, auch noch dazu von dieſem ſelbſt gekränkt zu werden. Hören wir nun auch

20.

Wenn man die Ideen und allgemeinen Charaktere zurückweiſt, welche proteſtantiſche Dichter und Denker in die katholiſche Madonna legen, ſo iſt es wohl, weil man fürchtet, daß auf dieſem Wege die Individualität und Perſönlichkeit derſelben verloren gehe; und in dieſer Beziehung iſt man allerdings in ſeinem Rechte, denn mit bloßen Ideen und Allgemeinheiten kann die Kirche nicht haushalten; ſie muß etwas hiſtoriſch Beſtimmtes, Lebendiges, Concretes haben. Aber eine Perſönlichkeit und Individualität, in der und durch die ſich keine Idee darſtellt, in der nichts Allgemeines Geſtalt und Leben gewinnt, iſt gehalt- und bedeutungslos und ſomit ebenfalls unbrauchbar, und die Kirche ſelbſt legt in Chriſtus und Maria Ideen hinein und macht ſie zu allgemeinen ideellen Charakteren oder erkennt vielmehr diejenigen, die in ihnen in der That enthalten ſind und zur Erſcheinung kommen. Nach dem heil. Thomas und dem heil. Liguori, der jenen hiebei citirt, ſtellen Chriſtus und Maria die zwei Seiten der göttlichen Herrſchaft dar, indem jener der König der Gerechtigkeit, dieſe die Königin der Barmherzigkeit iſt; ja der heil. Leo, serm. de nat. Dei ſagt: Maria ſei in dem Maße mit Barmherzigkeit erfüllt, daß man ſie füglich die Barmherzigkeit ſelbſt nennen könne. Es wird auf

---

einen proteſtantiſchen Ausleger: „Nachdem der Erlöſer in ſein heiliges Amt eingetreten war, iſt, was ſeine Wirkſamkeit betrifft, auch das Verhältniß zu den Eltern (Luc. 2, 51.) als gelöſt zu betrachten. Der Sohn war nun der Herr auch der Mutter geworden, die nur durch gläubigen Gehorſam gegen ihn ihre Seligkeit ſchaffen konnte. Eben weil ſich Maria in dem unmittelbar nahen irdiſchen Verhältniſſe zu Chriſtus wußte, mochte es ihr ſchwer werden, in dieſe höhere Stellung einzugehen; daher wohl dieſe ernſte Mahnung.“ Sie wurde demnach auf eine ſo harte und kränkende Weiſe zurückgewieſen, um ihr recht fühlbar und einleuchtend zu machen, daß ſie ihren Sohn nicht mehr als ihren Sohn, ſondern bloß noch als ihren Herrn und Gott zu betrachten habe. Dieſe Auffaſſung iſt abſcheulich und namentlich dazu geeignet, ein zartfühlendes katholiſches Herz zu empören. Die katholiſchen Erklärer haben aber auch noch keine genügende und wahrhaft beruhigende Einſicht in Sinn und Natur dieſer Stelle gefunden.

ſie die Stelle Sprüchw. 31, 26. angewandt: „Das Geſetz der Milde iſt auf ihrer Zunge;“ dort aber von V. 10. an bis zum Schluſſe des Buches iſt ein Bild vortrefflicher und preiswürdiger Weiblichkeit überhaupt entworfen. *Auguſt Nicolas* ſagt: „Es wäre für Gott offenbar nicht genug geweſen, bloß Menſch zu werden. Wie erbarmungsreich unſer göttlicher Heiland auch ſein möge, er iſt und bleibt doch immer *Mann*, und dieſer Charakter flößt uns keine ſo natürliche Ungezwungenheit, wie der des Weibes ein. Er iſt Gott, er iſt Richter, und inſofern ſetzt er uns immerhin in Furcht. Es war alſo unſerem Elende und ſeiner Herablaſſung angemeſſen, daß er zwiſchen ſich und uns das *Weib* und zwar das Weib in ſeiner reinſten und mildeſten Beſtimmtheit, als *Mutter* ſtellte.“ — — — — — „So gebt denn in dieſer göttlichen Theologie Alles und Jedes durch das Herz einer Mutter. Das iſt die bewundernswürdige Rolle, die Maria ſpielt, und ſo kann man in Wahrheit ſagen, daß die Gottheit in Maria *ein mütterliches Weſen* angenommen habe.“ Das ſind unläugbar lauter ideelle und univerſelle Beſtimmungen. Wenn man nun mit *Göthe* „das ewig Weibliche,“ mit *Feuerbach* das Princip der Weiblichkeit und Mütterlichkeit im Unterſchiede von der nie ſo milden, zarten und gemüthvollen Natur des Mannes und Vaters zum ſpeciellen Weſen und Vorzuge Maria's macht, ſo iſt dies ganz daſſelbe und kann keinem Tadel unterliegen, wofern man nur eben ſo ſehr auch den Glauben an die beſtimmte, hiſtoriſche Perſon feſthält, in welcher ſich dieſe Ideen und Charaktere ſo vollkommen und bedeutungsvoll ausgeprägt haben.

21.

Was der ſogenannte geſunde Menſchenverſtand, der ſich wohl auch mit dem vornehmeren Titel der Vernunft beehrt, abſurd, lächerlich, märchenhaft findet, das verlacht und verachtet nicht deshalb auch jenes höhere Denken und Erkennen, jene durchdringendere und umfaſſendere Anſchauung und Einſicht in das Weſen und den Zuſammenhang der Dinge, welche mit beſſerem Rechte verſtandvoll und vernünftig heißt; ja gerade das

iſt vielleicht für eine ſolche das ganz beſonders Angemeſſene, Klare, Natürliche, Conſequente, allein Denk- und Annehmbare. Selbſt was den Geſetzen und dem Laufe der Natur und der ſich darauf beziehenden Wahrnehmung und Beobachtung entſchieden zu widerſprechen ſcheint und im Allgemeinen wohl auch in der That widerſpricht, und was man daher als Dichtung, Mythe, Fabel betrachten zu müſſen glaubt, ſtellt ſich zuweilen, wenn man die Natur genauer kennt und mit ſeinen Kenntniſſen nicht bloß auf den Kreis alltäglichſter Erfahrung beſchränkt iſt, als Etwas heraus, was den in unſer empiriſches Bewußtſein fallenden Thatſachen und Erſcheinungen gleichwohl vollkommen entſpricht und da wenigſtens ſchon durch Analogien und exceptionelle Fälle angedeutet, vorbereitet und gleichſam vorausverkündigt iſt — denn auch die Natur prophezeit und gibt dadurch ihren Zuſammenhang mit dem zu erkennen, was als Offenbarung, Uebernatur, Wunder bezeichnet wird. Was kommt z. B. einem gewöhnlichen Klügling und ſeinem „geſunden Menſchenverſtande“ fabelhafter und ungereimter vor, als daß ein Gott vom Himmel ſteigt und von einem menſchlichen Weibe ohne Zuthun eines Mannes geboren wird! Nun betrachte man aber den Urſprung, die Geſchlechts- und Stammverhältniſſe hochbegabter, außerordentlicher, namentlich als Denker, Dichter, Künſtler, Entdecker ausgezeichneter Menſchen, ſogenannter Genie's und großer Männer, und man wird finden, daß ſie ſich aus jenen Verhältniſſen oft gar nicht erklären laſſen, daß ſie vielmehr häufig genug damit im auffallendſten Widerſpruche ſtehen und wie aus einer höheren, fremden Region plötzlich in die unſrige hineingeworfen ſcheinen; wo denn eine gewiſſe Analogie mit dem, was die Religion Menſchwerdung, Incarnation, Erſcheinung Gottes im Fleiſche nennt, nicht zu verkennen ſein möchte. Man wird ferner bemerken, daß in den bezeichneten Fällen vornehmlich die Väter eine ſehr zurücktretende und ärmliche Rolle zu ſpielen bekommen, was eine ganz beſonders beachtungswürdige und lehrreiche Erſcheinung iſt. Was nämlich an Individuen der bezüglichen Art Ungewöhnliches, Bewundernswürdiges, über den Niveau des menſchlichen Gattungscharakters Aufragendes iſt, das pflegt ſich vielmehr von

der Mutter herzuſchreiben, was wegen der obſcuren Stellung der Frauen nur nicht immer zu gehöriger Kunde kommt; und man kann wohl ſagen, daß dieſe Individuen in der angegebenen höheren Beziehung ganz nur die Söhne ihrer Mutter und nicht die ihres Vaters ſeien. Man denke z. B. an Göthe, der ſeinem eigenthümlichen Weſen nach ſo wenig mit ſeinem antipoetiſchen Vater, ſo eng und weſentlich dagegen mit ſeiner Mutter, der originellen „Frau Rath" zuſammenhing. Um noch ein Paar Beiſpiele zu nennen, ſo war Bürger's Vater ein nicht kenntnißloſer, aber indolenter und philiſterhafter Mann, dagegen die Mutter „eine Frau von den außerordentlichſten Geiſtesanlagen" war, wiewohl ohne Ausbildung. Bürger ſelbſt glaubte, ſeine Mutter würde, bei gehöriger Cultur, die berühmteſte ihres Geſchlechtes geworden ſein[1]). Walter Scott's Mutter war Dichterin und ſtand mit den ſchönen Geiſtern ihrer Zeit in Verbindung[2]). Kant's Mutter war der eigenen Ausſage ihres Sohnes nach eine Frau von großem Verſtande. „Für die damalige Zeit, bei ſo ſeltener Gelegenheit zu weiblicher Ausbildung, war ſie vorzüglich unterrichtet und auch ſpäterhin für ihren weiteren geiſtigen Fortſchritt durch ſich ſelbſt beſorgt[3]). Hume ſagt: our mother was a woman of singular merit, und Cardanus: mater mea fuit memoria et ingenio pollens[4]). Baco's Mutter war eine ausgezeichnete Sprachkennerin, ſchrieb und überſetzte mehrere Werke und bewies überall Geſchmack, Scharfſinn und Gelehrſamkeit[5]). Ich führe, was die mit ihren Müttern ganz beſonders zuſammenhängenden berühmten Menſchen der in nächſter Vergangenheit liegenden Jahrhunderte betrifft,

---

1) Nach Althof in der 1798 erſchienenen Biographie.

2) Dem Nekrologe Scott's im engliſchen „Globe" vom 24. Sept. 1832 zu Folge.

3) Aus Kant's Biographie von L. W. Schubert.

4) Jener in ſeiner Selbſtbiographie, dieſer de vita propria c. III.

5) Aus einem „Mutterwitz" überſchriebenen Aufſatze in den Blättern für literariſche Unterhaltung vom 4. Oct. 1841, welcher eine lange Liſte vorzüglicher Mütter berühmter Männer liefert. Durch den Ausdruck „Mutterwitz" gibt auch die Sprache einen bedeutſamen Wink.

nur noch ein Paar Stellen aus Lichtenberg an: „Die Erinnerung an meine Mutter und ihre Tugend," sagt er, „ist mir gleichsam zum Cordial geworden, das ich immer mit dem besten Erfolg nehme, wenn ich irgend zum Bösen wankend werde." An einem anderen Orte spricht er von einer bei ihm Statt findenden „förmlichen Anbetung seiner heiligen Mutter[1])." Ein biblisches Beispiel ist der Evangelist Johannes, der Liebling Jesu, dessen Vater Zebedäus nicht bedeutsam hervortritt, während seine Mutter Salome eine ausgezeichnete Rolle in der urchristlichen Geschichte spielt. Nach Esquirol vererbt sich auch der Wahnsinn häufiger von der Mutter, als vom Vater, auf die Nachkommenschaft, wobei bemerkt werden kann, daß Wahnsinn und Genie in einer gewissen Beziehung und Verbindung stehen, und letzteres nicht selten dem ersteren verfällt. Eine bekannte Erfahrung ist ferner, daß geniale Menschen so unbedeutende Söhne zu zeugen pflegen, selbst wenn sie nicht kränklich, wie Schiller, sondern auch physisch kräftig und robust, wie Göthe und Napoleon, sind. Sehr merkwürdig ist auch der Umstand, daß sich zuweilen in einer Familie mit bestimmt ausgeprägtem, vom Vater und Großvater herkommendem physiognomischen Typus ein Individuum findet, das in seinen Gesichtszügen denselben zwar ebenfalls nicht verläugnet und damit seine ächte Abstammung bezeugt; übrigens aber, was Anlagen, Befähigungen, Geschmack, Charakter und die ganze davon abhängige Erscheinung betrifft, etwas ganz Absonderliches und, wie es scheint, am allerwenigsten gerade mit dieser Familie Verwandtes und Zusammengehöriges darstellt, von welcher Erscheinung sich aber der Grund in einer in diese Familie hineingerathenen Frau von eigenthümlichem Geist und Wesen entdeckt, die darin zur Mutter dieses seinem Erzeuger zwar äußerlich gleichenden, sonst aber ihm und seiner ganzen Verwandtschaft im höchsten Grade unähnlichen Sohnes wurde. Ein wahrhaft origineller Mensch, ein großer, welthistorischer Charakter, ein

1) Lichtenberg's vermischte Schriften, Göttingen 1800 f. I. S. II. und II. S. 4. Vergl. über diesen Gegenstand auch Schopenhauer, die Welt als Wille und Vorstellung II. S. 524 f.

schöpferischer Genius, dem ein gleicher genealogisch voraus-ging oder nachfolgte, wird so leicht nicht zu finden und zu nennen sein. Dergleichen pflanzt sich nicht fort, es steht einzeln da, und forscht man nach seiner Quelle, so trifft man nur etwa auf eine den Keim des Ungemeinen und Eminenten in sich tragende Mutter, während der Vater als ein unbedeutender oder wenigstens nicht gleich begabter Mensch erscheint. Gibt es nun, wie nach religiöser Vorstellung der Fall, etwas über diese bereits so hohe Stufe des Menschlichen noch höher bis zur Identität mit dem Göttlichen Aufragendes, so wird wohl all das, was vom Genie gilt, nicht nur ebenso, sondern noch viel mehr auch von einem solchen Gottmenschen gelten; er wird von der Nothwendigkeit, einem männlichen Erzeuger sein irdisches Dasein zu danken, völlig entbunden, er wird in jeder Beziehung nur der Sohn seiner Mutter sein, oder wenn ein männlich erregendes Princip gleichwohl vorhanden, so wird dies in einer ganz anderen Sphäre, als in der des gemeinen Geschlechtslebens zu suchen, es wird ein durchaus nur mystisch-unsichtbarer Gatte und Vater anzunehmen sein — und da stünden wir denn auf dem Punkte, selbst mit Hilfe der in Natur und Erfahrung gegebenen analogen und approximativen Erscheinungen zu dem unglaublichen Wunder emporgelangt und mit dem kirchlichen Dogma im Einklange zu sein. Der normal beschaffene und befähigte, doch nicht außerordentliche Mensch, der Mensch im eigentlichen, scharf begrenzten Sinne des Wortes; dann über diesen hinaus zunächst das mit gewöhnlichem Maßstabe schon nicht mehr zu messende geniale Individuum, und drittens endlich der noch höher stehende Gottmensch, der incarnirte Gott — das sind die drei Stufen, die wir vor uns haben; und da scheint sich die Sache so zu stellen, daß der Erstgenannte in überwiegender Weise von seinem Vater, der Zweite ebenso von seiner Mutter und nur zufällig und beiläufig von seinem Vater stammt, der dritte aber gar keinen Vater, sondern nur eine Mutter hat.

Das Höchste im Menschen hat seine Wurzel im Weibe oder in einer höheren übermenschlichen Sphäre durch das Weib; dasselbe ist der geheimnißvolle Canal, durch welchen das geistig

und göttlich Ungemeine in die gemeine Menſchenwelt kommt und die geſchichtlichen Prozeſſe, die ſonſt in Stillſtand oder Rückgang übergehen würden, mit neuem Leben erfüllt und weiter zum Ziele fördert. Dieſer hatte, wie alles Menſchliche, den weſentlichſten Schaden gelitten; dieſer vor Allem mußte wiederhergeſtellt, ja zu einem noch reineren und edleren Organe göttlicher Offenbarung und Wirkſamkeit umgeſchaffen werden, wenn ſich jene höheren Kräfte und Principien auf's Neue, und nun vollends in ihrer ganzen Fülle und Energie in die Menſchheit ergießen ſollten; daher auf Maria und ihre innere Hoheit, ihre abſolute Reinheit, ihren vollendeten Seelenadel mit Recht Alles zurückgeführt wird.

22.

Nichts iſt der neueren Cultur und Weltanſchauung ſo fern gerückt und ſo fremd geworden, als die altchriſtliche Annahme und Erwartung eines Weltendes und Weltunterganges. Wenn ſonſt Viele ſelbſt noch im Bereiche proteſtantiſcher Frömmigkeit den ſehnlichſten Wunſch hegten, daß der „jüngſte Tag" kommen und einem ſo böſen und unverbeſſerlichen Weltweſen ein Ende machen möchte[1]), ſo lächelt jetzt der „Gebildete" über eine ſolche Vorſtellung, die er zu dem allerungereimteſten und antiquirteſten dogmatiſchen Wuſt einer kindiſchen Vorzeit rechnet und kaum noch der Einfalt und Ignoranz eines Holzhauers oder alten Weibes zu Gute hält. Und das iſt ſehr tief und weſentlich in Natur und Richtung des Zeitalters begründet. Denn daſſelbe iſt vorherrſchend realiſtiſch, naturaliſtiſch und materialiſtiſch; es lebt und webt ganz nur in dieſer Welt und Wirklichkeit, wogegen ihm alles Andere nur ein leerer Traum und Schatten dünkt — wie ſollte es das, was ihm die Hauptſache, ja Alles iſt, für eitel, nichtig, vergänglich halten und glauben, es ſei zur Vernichtung beſtimmt! Weltall, Natur, Materie gelten ihm für

1) „O Jeſu Chriſt, du machſt es lang
Mit deinem jüngſten Tage"
heißt es in einem altprotestantiſchen Kirchenliede.

die allerwahrhaftesten und absolutesten Gegenstände; es räumt nur einen Formenwechsel ein, wie er sich in dem Entstehen und Vergehen der Einzeldinge auf Erden zeigt, nicht aber ein Zunichtewerden des Stoffes und der Substanz, die ihm für unzerstörbar gelten, und nicht einen Untergang des Ganzen, dem es ein ewiges Bestehen zutraut. Da ließe sich zwar immerhin denken, daß einzelne Weltkörper, wie die Erde, ja ganze Gruppen und Systeme von solchen, als etwas in ihrer Art ebenfalls Einzelnes, der Vergänglichkeit anheimfallen oder wenigstens Umwandlungen erleiden könnten, die für uns das Ansehen und die Bedeutung eines jüngsten Tages und Weltendes hätten. Aber auch solche Gedanken pflegen fern zu sein. Naturrevolutionen, große Katastrophen und Veränderungen allgemeinen Charakters in der Entwickelung des Erdlebens läßt man wohl als eine Sache der Vergangenheit gelten, sieht aber keinen neuen entgegen; man hält die Natur im Ganzen für beruhigt und ihre Bildungsprozesse für abgeschlossen. Man ist auf diese Weise auf einen zu dem des alten Christenthums den directesten Gegensatz bildenden Boden versetzt, wo namentlich der gewöhnliche, bloß auf's Erwerben, Besitzen und Genießen gerichtete Weltmensch zu Hause und in seinem Elemente ist, und wo man Nichts mehr, als Geld, Erhaltung des Weltfriedens und einen gesunden Körper braucht, um sich von aller Furcht und Sorge, so wie vor aller Sehnsucht nach etwas Höherem und Besserem befreit zu fühlen, und sich's in dieser irdischen Welt und Zeitlichkeit ganz ungemein wohl sein zu lassen. Die Armen und Elenden freilich haben heutzutage so wenig, als je vor Zeiten, viel Ursache, mit dieser Welt zufrieden zu sein; die aber ertragen entweder ihre Entbehrungen mit stumpfer Resignation, oder hoffen auf eine neue Revolution, um die Sache umzukehren und sich dabei nach Herzenslust an Denen zu rächen, die jetzt die Herrschenden und Glücklichen sind. Luther beschwert sich einmal über Diejenigen, welche zu sagen pflegten: „O wer weiß, wann der jüngste Tag kommt!“ Jetzt würde er selbst auf diese einer solchen Zukunft doch immer noch eingedenke Art von Frivolität nicht mehr stoßen, da von einem jüngsten Tage gar

nicht mehr die Rede ist, außer etwa, insofern man sich dieses Ausdruckes als einer bloßen Phrase, eines bloßen Bildes bedient.

Es ist dies eine große Flachheit und Gedankenlosigkeit und das alte Christenthum mit seinem idealistischen Trieb und Drange nach dem Weltende und dem zu Stande Kommen einer ganz neuen Existenz und Welt, wie sich derselbe auch aussprechen mochte, unendlich sinnvoll und tief dagegen. Wird indessen diese große christliche Lehre in einer Weise ausgedrückt und geltend gemacht, daß von einer absoluten Welt- und Naturvernichtung die Rede ist, oder zu sein scheint, so hat der moderne Realismus gleichwohl so Unrecht nicht, sich abweisend dagegen zu verhalten. Daß aber Bibel und Christenthum an sich und überhaupt eine solche Art von Vernichtung lehre, ist nicht zuzugeben. Es stehen ihr erstlich mehrere der wichtigsten biblischen und kirchlichen Glaubenssätze, wie der von der Menschwerdung Gottes, seiner Erscheinung im Fleische d. h. innerhalb dieser irdischen Welt und Natur, die dadurch einer bleibenden Erhebung in das göttliche Leben gewürdiget ist, und der von der Auferstehung des Fleisches d. h. der vollen Wiederherstellung der menschlichen Individualität, auch was ihren leiblichen Theil betrifft, entschieden entgegen. Dann läßt sich auch ganz bestimmt nachweisen, daß die Schrift eine solche Art von Untergang niemals im Sinne hat, und daß sich einer solchen das christliche Alterthum sogar ausdrücklich entgegengestellt hat. Erlaube man hierüber folgende nähere Auseinandersetzung.

Gott nimmt nach christlicher Lehre einen wirklichen, menschlichen, aus dieser irdischen Natur genommenen, sich aus ihr nährenden, ergänzenden und erhaltenden, somit wesentlich zu ihr gehörigen Körper an; einen solchen nach Art der Gnostiker zu läugnen, galt von jeher als unstatthaft und ketzerisch; die volle Realität des Leibes Christi, die auch in physischer Hinsicht complete Wahrheit und Wirklichkeit der Erscheinung dieses Gottmenschen, wird von den neutestamentlichen Schriftstellern angelegentlichst hervorgehoben und bezeugt. Es wird ausdrücklich berichtet, wie er sich auch nach seiner Auferstehung keineswegs

als ein bloß spirituelles Wesen gezeigt, wie er auch da noch Fleisch und Bein gehabt und Speise genommen, und wie der ungläubige Thomas die sinnliche Gewißheit der leiblichen Realität und Präsenz desselben erhalten. Christus erschien in Knechtsgestalt, ganz menschenähnlich, Phil. 2, 7.; nahm Fleisch und Blut an, wie die Menschen haben und wurde in Allem seinen Brüdern gleich. Hebr. 2, 14 u. 17.; insbesondere verwirft Johannes sehr aus- und nachdrücklich und mit Beziehung auf gnostische Irrlehren alle abstract geistige Auffassung der Erscheinung Christi und bringt auf den Glauben, daß Gott wahrhaft und wirklich im Fleische erschienen, 1 Joh. 4, 2 f. 2 Joh. 7. Sofern nun weiter gelehrt wird, daß Christus zum Himmel gefahren, ohne seinen aus der irdischen Natur genommenen Leib abzulegen, der nur als ein verklärter, in ein höheres Element aufgenommener und demgemäß verwandelter bestimmt wird, ist die irdische Natur, wiewohl nur erst in der ganz besonderen Beziehung auf dieses gottmenschliche Individuum, mit zum Himmel gefahren und zu einem ewigen, unvergänglichen Sein und Leben geworden. Was die übrige Menschheit betrifft, so herrscht hier noch der Tod, der letzte Feind, nach Paulus, der aufgehoben werden soll, d. h. Leib und Seele ist trennbar, so daß die Seele, der innere, geistige Kern des Individuums, zwar beharrt, aber in einen abstract geistigen Zustand geräth und der leiblichen Organe beraubt ist, mit denen zusammen er eine vollkommene Menschlichkeit darstellt. Allein es wird nicht gelehrt, daß es hiebei sein Verbleiben habe; selbst die himmlische Seligkeit, welcher der Mensch nach dem Tode, als dieser Trennung der Seele vom Leibe, theilhaft zu werden vermag, wird nur als ein interimistischer Zustand betrachtet, dem das in jeder Hinsicht Vollkommene und daher auch ewig Beharrende erst noch zu folgen habe, was in dem Dogma der Auferstehung des Fleisches ausgesprochen ist. Es ist dies nicht etwa nur ein roher, sinnlicher Ausdruck für die sogenannte „Unsterblichkeit der Seele." Diese brauchte vom Christenthum nicht gelehrt zu werden; sie war in Vorstellung und Glauben der Menschheit schon da, ehe dasselbe auftrat; sie wird vom Christenthume vorausgesetzt, und die Auf-

erſtehung iſt ein ergänzender, ihr erſt die volle lebendige Wahrheit und Beſtimmtheit gebender Zuſatz zu derſelben. Seele, Geiſt ſind unzerſtörbar, auch wenn ſie im Tode aus ihrer leiblichen Verbindung und Erſcheinung in die Latenz zurücktreten. Das iſt ein ſehr allgemeiner Glaube, der ſich ſelbſt bei wilden Völkern findet. Aber dies iſt nicht genug. Der Menſch ſoll nicht bloß in dieſer einſeitigen, ſpiritualen Weiſe fortdauern, weil dieſe ſeine concrete Menſchlichkeit aufmacht und weil allein die letztere der Idee des Lebens genügt. Es ſoll wieder ein vollkommener leiblich-geiſtiger Zuſtand eintreten, nur daß ſich derſelbe auf einer höheren Stufe und innerhalb anderer Natur- und Weltverhältniſſe darſtelle, in welchen die jetzige Bedingtheit, Hinfälligkeit und Sterblichkeit des Menſchenleibes nicht mehr Statt findet. „Wir wollen nicht ausgekleidet, ſondern überkleidet werden, damit das Sterbliche vom Leben verſchlungen werde," heißt es 2 Kor. 5, 4. Vergl. 1 Kor. 15, 42 ff. 53 ff. „Chriſtus wird unſeren elenden Leib umbilden, damit er ähnlich werde ſeinem herrlichen Leibe, vermöge der Wirkſamkeit, wodurch er ſich Alles zu unterwerfen vermag," ſagt derſelbe Apoſtel Phil. 3, 21. Sofern nun die Subſtanz und Materie des Menſchenleibes die des Erdkörpers überhaupt iſt, wird durch die Auferſtehung des erſteren auch der letztere mitbejaht und mitbewahrt. Wohl heißt es, daß Himmel und Erde vergehen werden; damit ſind aber nur die jetzigen noch ſo widerſpruchsvollen und ungeordneten Welt- und Naturverhältniſſe gemeint, wie beſonders klar aus der Stelle Petr. 3, 5 ff. hervorgeht. Nach dieſer iſt ſchon einmal vor Zeiten durch die Sündflut ein Himmel und eine Erde untergegangen; eben ſo werde auch der jetzige Himmel und die jetzige Erde durch die noch zu erwartende Kataſtrophe ihr Ende finden. In ähnlicher Weiſe werden Matth. 24, 37. die „Tage Noah's" mit der „Ankunft des Menſchenſohnes" zuſammengeſtellt. Auch zuletzt iſt wieder eine Erde da; allerdings eine neue, da alles Alte vergangen iſt; das ſoll aber nur bedeuten, daß das Irdiſche eine ganz andere Geſtalt und Beſchaffenheit, als gegenwärtig, haben werde. Die Abſtraction des Irdiſchen im Gegenſatze zum Himmliſchen wird aufgehoben ſein;

es wird kein Jenſeits mehr geben, man wird nicht mehr klagen können:

„Ach der Himmel über mir
Will die Erde nie berühren,
Und das Dort iſt niemals hier!)."

Die höhere Welt, das himmliſche Jeruſalem, ſenkt ſich nach der Schilderung der Apokalypſe bräutlich geſchmückt auf die Erde herab; die Wohnung Gottes iſt hinfort nicht mehr im Himmel, ſondern bei den Menſchen auf Erden; die beiden Welten, die irdiſche und die himmliſche, die natürliche und die übernatürliche, die ſichtbare und die unſichtbare, haben ſich vereinigt; ihre Trennung und Feindſchaft iſt aufgehoben für ewig und Alles iſt nicht nur auf's Neue gut, wie es im Anfang war, ſondern noch unendlich beſſer und ſeliger. Vergl. auch Jeſ. 65, 19 ff. 66, 22.

Es iſt im Evangelium von einem **Himmelreich** oder **Gottesreich** die Rede, welches kommen ſolle oder im Kommen begriffen ſei; ſo wenn der Täufer zur Buße ruft, „weil ſich das Himmelreich genahet" Matth. 3, 2.; ſo im Vaterunſer, wo „**dein Reich komme**" gebetet wird. Es iſt dies das große meſſianiſche Reich, von dem ſchon die Propheten des alten Teſtamentes und die weiſſagende Sibylle ſprach, deren Ausſprüche Virgil in ſeiner berühmten Ecloge benützt, wo auch ſchon völlig veränderte Naturverhältniſſe angekündigt ſind. Es iſt ein Ausdruck, der Alles befaßt, von dem inneren Grunde, der zunächſt zu legen iſt und dem kleinen, äußeren Anfang der Sache an, bis zur weltgroßen Ausdehnung derſelben und bis in die neue, künftige Welt hinüber, die dieſes Reich in jeder Art von Ausführung und Vollkommenheit darſtellen wird. Das Reich Gottes oder Himmelreich wird erſtlich als ein inneres, unſichtbares beſtimmt; es ſoll daſſelbe vor Allem in uns als Sache des Glaubens, der Geſinnung, der chriſtlichen Frömmigkeit und Heiligkeit vorhanden ſein; es ſoll die böſe Natur des Menſchen bezwungen

---

1) Schiller in dem Gedichte: „Der Pilgrim."

und durch Wiedergeburt und Erfüllung des Inneren mit dem in die Welt ergossenen höheren Geiste und Leben in ein göttliches Gegentheil verwandelt werden. Dies ist die wesentliche, unentbehrliche Basis des Ganzen, ohne die ein bloß äußeres und darum werth- und resultatloses Wesen und Treiben, wie vordem der falsche jüdische Messianismus mit seinen mißglückenden Empörungen, und wie jetzt unsere Demokratie mit ihren eben so unfruchtbaren Agitationen und Revolutionen, zur Erscheinung kommen könnte. Es ist jedoch nicht Alles; das Christenthum in seiner weltgeschichtlichen Entfaltung und Durchsetzung geht darüber hinaus; das Innere soll auch zum Aeußeren werden, das neue Princip auch die äußere Welt bestimmen und beherrschen; und dies ist eben so wesentlich und eben so sehr schon im anfänglichen Sinn und Geiste des Christenthums begründet, und es darf dagegen das bloß Innere, Subjective nicht als das allein Nothwendige, Rechte und Zulässige geltend gemacht werden. Das Himmelreich ist den bekannten Gleichnissen des Evangeliums zu Folge einem kleinen Kerne gleich, der zu einem großen Baum erwächst, oder einem Sauerteig, der eine Masse Mehles durchsäuert, Matth. 13, 31 ff. Es ist ein langwieriger, kampf- und leidenvoller Prozeß, der aber auch das größte, herrlichste und unvergänglichste aller Resultate zur Folge haben wird.

Himmelreich ist ein Ausdruck, der zum Mißverstand Anlaß gibt, indem man dabei an den Himmel, als eine jenseitige, spirituelle Sphäre denkt, von der man aber jenes „Königreich der Himmel," welches nicht das himmlische Jenseits, sondern der gleichsam auf die Erde versetzte Himmel ist, wohl zu unterscheiden hat, wie ganz augenscheinlich schon das Vaterunser lehrt. Hier ist erst die Differenz, der Gegensatz, die Spaltung des Seienden in eine diesseitige und jenseitige Sphäre ausgesprochen. Gott ist im Himmel, dort wird ihm gedient und gehorcht nach Gebühr; nicht so ist es auf Erden, wo das Göttliche und Himmlische noch nicht zu seiner wahren Geltung und Herrschaft gekommen. Aber auch auf Erden soll es so werden; der daselbst Statt findende Widerstand gegen das Höhere soll

aufhören und so das Reich Gottes, das Himmelreich, das Reich der göttlichen und himmlischen Kräfte, Wirkungen und Erscheinungen auf Erden zu Stande kommen. Der Himmel, als jenseitige Welt und Wohnung Gottes, ist schon; das Himmelreich hingegen, das Reich Gottes auf Erden soll erst **werden**; dazu wird zunächst erst ein ganz kleiner, unscheinbarer und verachteter Anfang gemacht, aber mit der Aussicht in's Weltgroße, Unbegrenzte, Ewige. Es ist ferner im neuen Testamente auch von einer künftigen Welt im Gegensatze dieser, der jetzigen, bestehenden, die Rede. So steht Matth. 12, 32. αἰὼν οὗτος und μέλλων zusammen. Die letztere Art von Welt ist diejenige, wo das sogenannte Himmelreich oder Reich Gottes, welches kommen soll, wirklich da sein, die Ordnung der Dinge, wozu das Christenthum den Grund gelegt, vollständig entwickelt und äußerlich, wie innerlich, durchgeführt sein wird. Durch die Uebersetzung mit **Welt** kann auch hier wieder ein Mißverstand entstehen; es kann dadurch eine Verwechselung mit „dieser" und „jener Welt" in dem uns jetzt geläufigen Sinne veranlaßt werden, in welchem das irdische Leben und im Gegensatze zu demselben ein höheres Dasein unmittelbar nach dem Tode darunter verstanden wird. Das griechische αἰών, **Aeon**, ist eine Zeitbestimmung und bedeutet Lebensalter, Zeitalter, Weltalter; es steht auch καιρός, Zeit, dafür, Marc. 10, 30. Verschiedene Ausdrücke, Redensarten und bezeichnende Stellen für die beiden Zeiträume, die die Schriftsteller des neuen Testaments im Sinne haben, sind ferner die folgenden. Für die gegenwärtige Weltperiode mit den von ihr geschaffenen und aufrecht erhaltenen Zuständen und Verhältnissen, die zu Ende gehen soll, um einer neuen Ordnung der Dinge Platz zu machen, steht: ὁ νῦν αἰών Tit. 2, 12. αἰὼν ἐνεστώς Gal. 1, 4. αἰὼν τοῦ κοσμοῦ τούτου Epheſ. 2, 2. Das, was erwartet wird, findet sich bezeichnet durch αἰὼν ἐκεῖνος Luc. 20, 35. mit der Auferstehung verknüpft; αἰὼν ὁ ἐρχόμενος, Marc. 10, 30. im Gegensatz von καιρὸς οὗτος; eben so im Plural Epheſ. 2, 7. In diesem Grade zeigt hier Alles auf die Zukunft hin, nicht in der Art, daß nur das fromme und gläubige Individuum gerettet und in eine schon bestehende höhere

Sphäre aufgenommen werde, sondern daß aus der vollkommenen Versöhnung und Verschmelzung des Himmlischen mit dem Irdischen und der totalen Aufhebung der beiderseitigen Abstraction Etwas entstehe, was noch nicht ist und noch nie gewesen ist; daß auf diese Weise auch die physische Welt in einen andern Zustand versetzt werde und das gerettete Individuum erst dann, innerhalb dieser Welt und Natur, mit der es wieder in leiblicher Weise vereinigt werden soll, zu seiner allseitigen Wahrheit, Vollendung und Befriedigung gelange.

Die allgemeine Versöhnung des Weltlichen findet sich Joh. 3, 16. ausgesprochen: „Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingeborenen Sohn dahingab, damit Jeder, der an ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern das ewige Leben habe. Denn nicht hat Gott seinen Sohn gesandt, daß er sie richte, sondern daß sie durch ihn gerettet werde." Vergl. Weish. Salom. 11, 24 ff.: „Du liebest Alles, was ist, und verabscheuest Nichts, was du gemacht hast; denn wenn du hasstest, so hättest du Nichts hervorgebracht. — — — — Du schonest Alles, was dein ist, o Herr, du Lebensfreund!" Solche Stellen sind wie helle, heitere Sonnenstrahlen, die alles Finstere und Feindliche scheuchen. Was insbesondere die Natur in unserem heutigen Wortverstande betrifft, so wird sie nirgends für etwas überhaupt und in jeder Beziehung nicht sein Sollendes und darum auch einer unbedingten Vernichtung Geweihtes erklärt. Wenn es auch zuweilen den Anschein hat, als sollte etwas der Art geltend gemacht werden, so stehen doch so viele Stellen daneben, welche das klare Gegentheil bezeugen, so daß man sich an jene allein nicht anklammern kann. Die Natur soll der Meinung der Schrift nach nur eine andere Beschaffenheit erlangen, auf eine höhere Stufe der Entwickelung erhoben, mit dem Uebernatürlichen in eine den Widerspruch und Antagonismus der beiden Regionen tilgende Verbindung gebracht werden. Nun mag zwar der Unglaube, der sich bloß an die gegenwärtige Naturstufe und Gestaltung der Dinge hält, und von einem darüber liegenden Höheren und darüber hinausgehenden Künftigen Nichts wissen will, auch dies von sich abweisen; er wird aber nicht das Recht haben,

eine solche Ansicht des Unverstandes und der Absurdität zu beschuldigen. Ist doch jetzt schon zwischen Natur und Natur ein gewaltiger Unterschied, und finden doch selbst zwischen Dingen derselben Art die größten qualitativen Differenzen Statt. „Wenn der Sommer über meine Nachbaralpen kommt und das Thal wieder grün wird, da erhebt sich aus dem grünen Grunde der Wiesen manche Blume, die auch in der Ebene gedeiht; dort aber, in den Alpen, mit so mächtigem Wuchs und Farbenglanz, daß selbst ein kundiges Auge sie kaum wieder erkennt. Veredelter und kräftiger erscheint da, im Thale der Hirten, alles Leben, höher der Wuchs des weidenden Stieres, statt der Kriche der große Rabe des Gebirges, statt des trägen Weihen der starke Adler[1])." Es gibt ferner auch schon in der Natur ein Unten und ein Oben, ein Diesseits und ein Jenseits, und einen lebenweckenden, erhöhenden und veredelnden Kraftguß des Oberen in das Untere, des Jenseitigen in das Diesseitige; ich meine das Verhältniß des Planeten oder speciell der Erde zur Sonne, aus welcher ihr Licht und Wärme kommt, und welche in ihr besonders in den Zeiten und Gegenden, wo sie am mächtigsten einwirkt, so große Wunder thut, daß das Ansehen der Erde und ihrer Producte völlig verändert wird. Und so läßt sich wohl denken, daß in irgend einer folgenden Weltperiode die Natur überhaupt ihre Gestalt verändern und unter höherem Einflusse, gleichsam von einer höheren Sonne erleuchtet und durchwärmt, ein ganz neues, verklärtes Ansehen erhalten werde, ohne deßhalb aufzuhören, Natur, und zwar diese bestimmte, ihrem Wesen nach mit sich identisch bleibende Natur zu sein. Petrus spricht Apostelg. 3, 19. von den Zeiten der Erquickung, die da kommen sollen, und der neuen Sendung Christi, welchen der Himmel aufgenommen habe und in sich schließe „bis zu den Zeiten der Wiederherstellung aller Dinge, wovon Gott geredet hat durch den Mund all seiner heiligen Propheten von Alters her." Christus selbst braucht in Beziehung auf das künftige Gottesreich und den da herr-

---

1) Aus Schuberts „Geschichte der Seele."

schenden Zustand der Vollendung den Ausdruck Palingenesie, Wiedergeburt, Matth. 19, 20. Er will auch dann wieder mit den Seinen vom Gewächse des Weinstocks trinken, Matth. 26, 29. Marc. 14, 25. Luc. 21, 18. und nach Luc. 22, 16. wird er auch wieder das Passah essen, wenn es im Reiche Gottes vervollkommnet ist. Damit ist ausgesprochen, daß das productive Leben der Erde und was damit in naturgemäßem, nothwendigem Zusammenhange steht, daß der menschliche Organismus und seine genießende Theilnahme und Verbindung mit der irdischen Natur beharren werde, wiewohl zugleich auch eine höher stellende Modification und Metamorphose angedeutet ist [1]). Sehr wichtig und entscheidend ist ferner die Stelle Röm. 8. 10 ff. Die ganze Schöpfung seufzet nach Paulus und lieget in den Wehen, um ein Vollkommenes, Ewiges zu gebären — eine Idee, mit der wir uns sehr wohl auch vom Standpunkte moderner Gefühle und Anschauungen aus befreunden können, da sie sich sogar frei und selbstständig in uns selbst zu erzeugen vermag, wie Bettina v. Arnim lehrt, in deren Schriften sich sehr anklingende Aeußerungen finden, wie wenn sie in dem einsamen Umgange mit der Natur, dem sie sich hingibt, zu empfinden glaubt, daß dieselbe ein um Erlösung flehender Geist sei [2]). Ich habe damit schon vor Jahren einmal, da ich eine aus Bettina's Ergüssen geschöpfte Gedichtesammlung formirte, die alten Sagen von der Schlangenjungfrau verglichen, welche den Menschen vergeblich um Erlösung angeht, doch auf die Geburt eines

---

1) Was den allegorischen oder bildlichen Sinn betrifft, den man in jenen Stellen finden will, s. Schegg, Evangelium nach Matthäus, München 1828. III. S. 358. „Die Worte Christi: „„Da ich die Frucht des Weinstockes mit euch neu trinke im Reiche meines Vaters,““ beziehen sich auf seine Wiederkunft und die damit verbundene Erneuerung aller Dinge. Der Ausdruck ist nach seinem Wortlaute, wie ihn auch die Apostel nehmen, festzuhalten, nicht im bildlichen Sinn; dabei aber zu bemerken, daß die buchstäbliche Erklärung an sich keine grob fleischliche ist“ u. s. w.

2) Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde. I. S. 38 f. der ersten Ausgabe.

Kindes hofft, welches ihrem Bedürfnisse entsprechen werde[1]). Von der „Erlösung der Natur" handelt mit Beziehung auf die oben citirte Stelle des Römerbriefes auch J. Fr. H. Schlosser in dem Aufsatze: „Der Mensch und die Natur[2])." Diese Erlösung, so heißt es daselbst, werde durch das Christenthum zugleich mit der des Menschen bewirkt, da eine ohne die andere nicht gedacht werden könne. Namentlich würden durch dasselbe die in ihr wirksamen dämonischen Gewalten gebrochen, worin die kirchlichen Weihen, Segnungen und Exorcismen ihren Grund, wie ihre Kraft und Bedeutung, hätten. Aehnliches kommt in den Vorstellungen und Visionen der Augustinerin Anna Katharina Emmerich vor. Der Einblick in die Naturgeheimnisse, den diese seherische und phantasiereiche Person hatte oder zu haben glaubte, wurde gestört; sie verlor diese Art von Anschauung; es wurde ihr aber durch eine Vision eröffnet, daß das ihr verloren Gegangene von der Nachtigall gesungen werde, die es in begrifflosen Tönen aushauche und dadurch des Menschen Rührung und Sehnsucht bewirke[3]).

Ich füge noch einige Notizen aus der Dogmengeschichte hinzu, aus welchen der Gegensatz, den das alte, ächte Christenthum zu abstract spiritualistischen und weltverneinenden Vorstellungen bildet, weiter erhellen wird.

Was die Lehre von der Auferstehung betrifft, so haben die alten Lehrer für die Erneuerung vollkommener Leiblichkeit eifrigst Partei genommen, und das zum Theil mit merkwürdigen Gründen. So sagt Justinus Martyr, der Körper des Menschen sei ein Kunstwerk Gottes, und da jeder Künstler sein Werk liebe und dessen Erhaltung und Fortdauer wünsche, so sei es nicht denkbar, daß Gott den Körper gering schätze und zum Untergang bestimmt habe. Wenn Jesus von der Auferstehung rede, so

---

1) Vergl. Gebrüder Grimm, deutsche Sagen I. Berlin 1816. S. 304 ff.

2) Nachgelassene prosaische Schriften, Mainz 1850. S. 130 ff.

3) Das bittere Leiden unseres Herrn Jesu Christi nach den Betrachtungen der A. K. Emmerich, München 1854. S. XXXV.

müſſe dies vom Körper verſtanden werden, denn die Seele, die unſterblich ſei, bedürfe keiner Auferweckung. Auch würde, meint Juſtin, ohne jenen Sinn der Lehre Jeſu keinen ihr eigenthümlichen Vorzug vor den Anſichten eines Plato und Pythagoras haben; denn auch dieſen ſei eine Fortdauer der Seele bekannt geweſen. Da derſelbe den Auferſtandenen ihre Wohnung auf Erden anwies, ſo mußte er um ſo mehr auch eine Wiederherſtellung des phyſiſchen Theiles annehmen. Irenäus beſtreitet die gnoſtiſchen Lehrſätze, welche der Auferſtehung des Fleiſches entgegen; er ſagt hierbei: Chriſtus hat einen wahren Körper angenommen; wäre das geſchehen, wenn er nicht den ganzen Menſchen, auch den Körper nicht ausgenommen, hätte retten wollen? Das Fleiſch, welches die Taufe zur Unverweslichkeit empfängt, und mit dem Leibe und Blute des Herrn genährt wird, kann nicht verloren gehen; ja es wäre Blasphemie, zu ſagen, daß der Leib, der ein Tempel Gottes und deſſen Glieder Chriſti Glieder heißen, untergehen werde. Irenäus behauptet auch ganz ausdrücklich, daß von der erſchaffenen Subſtanz und Materie der Welt Nichts untergehe, daß aber die Geſtalt derſelben werde verändert werden, und in dieſem Sinne werde ein neuer Himmel und eine neue Erde ſein, in welcher der neue Menſch wohnen und den Umgang mit Gott genießen werde. Aehnlicher Argumente, wie dieſe Beiden, bedient ſich zur Rechtfertigung der Auferſtehungslehre Tertullian. Auch bemerkt er, daß „Fleiſch und Blut“ keineswegs ganz und in jedem Sinne vom Reiche Gottes auszuſchließen ſei, da ja Chriſtus, deſſen Leib von einerlei Subſtanz mit dem unſerigen ſei, im Himmel zur Rechten Gottes throne. Daß beim Weltgerichte wohl die gegenwärtige Geſtalt der Dinge verändert, nicht aber die Materie vernichtet werden ſolle, wurde von Auguſtin und Epiphanius gelehrt. Der Letztere weiſt den Menſchen die umgeſchaffene Erde zum Wohnſitz an. Eine unter Kaiſer Juſtinian zu Conſtantinopel verſammelte Synode verdammte die Lehre, daß die Natur der Körper werde vernichtet werden, und daß am Ende nichts Körperliches übrig ſein werde. Gegen die Lehre des Monophyſiten Philoponus, daß Gott, ſtatt der alten,

neue Körper ſchaffen werde, erhob ſich ſogar bei der Partei, zu der er ſelbſt gehörte, ein heftiger Widerſpruch [1]). — Auch die proteſtantiſche Theologie hat ſich mit der Frage beſchäftigt, ob die Welt vernichtet oder nur verwandelt werden ſolle. So ſuchte im vorigen Jahrhundert der Dogmatiker Teller die Verwandlungslehre feſtzuſtellen und die Einwürfe zu widerlegen, die man gegen ſie erhoben hatte. Er bemerkt unter Anderem: „Wer hat geſagt: Ein neuer Himmel, eine neue Erde ſei ſo viel als ein anderer Himmel, und eine andere Erde — aber kann ein bloß veränderter Himmel, eine bloß veränderte Erde nicht ohne Verletzung des Sprachgebrauches eben ſo gut auch ein anderer Himmel, eine andere Erde genannt werden [2])?“ So hat ſich das realiſtiſche Intereſſe, das, mit dem eben ſo wenig aufzuopfernden ſpiritualiſtiſchen zuſammen, die concrete chriſtliche Wahrheit begründet, auch hier geltend gemacht.

23.

Es iſt ein tief intereſſanter und mehr, als man ſich wohl denkt, mit dem übrigen Inhalt und Zweck dieſer Schrift verwandter Gegenſtand, dem wir am Schluſſe derſelben einige Aufmerkſamkeit ſchenken wollen. Es iſt die Tragödie und die Natur und Bedeutung des Tragiſchen überhaupt, wie es die größten Poeten des Alterthums, ſo wie der neueren Zeiten in ihren meiſterhafteſten und berühmteſten Werken gehandhabt und in Wirkung geſetzt [3]). Wäre in dieſer Art von Darſtellung, der

---

1) Vergl. Münſcher, Dogmengeſchichte II. S. 443 f. 451 ff. 457. 466. 497 f. IV. S. 448. 450 f. 454 f.

2) Lehrbuch des chriſtlichen Glaubens, Helmſtädt und Halle 1764. S. 607.

3) In Hinſicht der Begriffsbeſtimmung iſt hier Folgendes in Erinnerung zu bringen. Das Tragiſche iſt keineswegs auf die Form des Dramas beſchränkt und kommt daher nicht bloß in der Tragödie vor, wo es von den Dichtern nur vorzugsweiſe und in einer beſonders dafür geeigneten effectvollen Weiſe behandelt und entwickelt wird. Es hat ſeine Stellung und ſeinen Ausdruck auch in der lyriſchen und epiſchen Poeſie, die ihrem Weſen und Charakter nach eben ſo tragiſch ſein kann, als die

dichterischen Inspiration dazu und dem daraus erwachsenden Genusse Anderer nicht ein eigenthümlich tiefer, großer Sinn und Zweck verborgen, welchen zu finden und auszusprechen die Aufgabe des Denkers ist, so müßten wir vor einem solchen Phänomene erschrecken; denn es gäbe sich darin sowohl von Seiten des Dichters, als des sich an seinem Werke ergötzenden Publikums nur eine unmenschliche Lust an der Vorstellung und dem Anblicke des Traurigen, Schrecklichen und Gräulichen zu erkennen, zumal wenn dies in dem Leiden und Untergehen der Besten und Edelsten des Geschlechtes und in der beklagenswerthesten Vereitelung guter und großer Zwecke besteht, wie es nicht selten die bezüglichen Kunstwerke schildern, ohne daß ein das Gemüth beschwichtigender und wiederaufrichtender Trost und Ersatz geboten, ein so großer Opfer würdiger Zweck bezeichnet oder angedeutet wird. Die Grausamkeit, womit der tragische Dichter mit seinen poetischen Figuren verfährt, ist zuweilen so groß, daß sie ganz nur dazu geeignet scheint, uns gegen ihn selbst zu empören und uns zu bestimmen, dieser ganzen Art von Poesie unwillig

---

Tragödie; es ist ferner nicht blos in der Poesie, sondern auch in der Musik, Malerei und Plastik zu Hause; es ist endlich nicht blos Kunstelement, sondern auch eine reale Welt- und Lebenserscheinung, so tritt hier zunächst und ursprünglich hervor; denn die Kunst spiegelt dieses Phänomen nur ab, gibt nur ein ästhetisch geformtes und so die Vorstellung, Anschauung, Empfindung in Anspruch nehmendes Bild davon. Die Tragödiendichter pflegten ihre Stoffe von jeher aus dem Bereich der schon an und für sich tragischen Mythe und Geschichte zu nehmen, wie denn namentlich die furchtbaren Schicksale, Thaten und Leiden altgriechischer Herrscher- und Heldengeschlechter zu Gegenständen der tragischen Schaubühne gemacht worden sind. Aus Sage, Novelle, Geschichte hat bekanntlich auch Shakespeare geschöpft. Als Beispiel einer Lyrik von tief tragischem Sinn und Gehalt können die „Blätter der Nacht" von Amara George genannt werden; als ein tragischer Roman von bekanntem Effekte ist Göthe's „Werther" zu nennen; tragisch sind dessen „Wahlverwandtschaften," tragische Partien hat „Wilhelm Meister." Das, was wir „Oper" nennen, ist zum Theil nichts Anderes, als eine musikalisch behandelte Tragödie; antike und Shakespearische Stoffe und Stücke hat man in diese Form gebracht: Medea, Romeo und Julie, Othello u. s. w.

den Rücken zu kehren; und doch iſt die Empfindung, die wir dabei haben, eine ganz andere. Daß im Menſchen ein Geſchmack, eine Luſt am Schrecklichen, Gräßlichen und Gräulichen, als ſolchem, vorhanden iſt, kann in der That nicht abgeläugnet werden. Man denke z. B. an jene mörderiſchen Gladiatorenkämpfe, welche den Römern ſo amüſant und genußreich waren, daß ſie vom Morgen bis zum Abend dabei aushalten konnten, ſich ſogar, um ja Nichts zu verſäumen, ihre Speiſen und Getränke in's Amphitheater bringen ließen. So mußten bekanntlich auch Menſchen mit wilden Thieren kämpfen, und je gräulicher und unnatürlicher die dabei Statt findenden Zerfleiſchungen waren, deſto mehr vergnügten ſich Männer, Frauen und Kinder daran. Dahin gehören auch die grauſamen ſpaniſchen Stiergefechte, die man neuerdings auch in Frankreich zur Aufführung gebracht. Bei uns iſt wahrzunehmen, wie ſich das Volk zu den Schafotten drängt, um die hier geſchehenden blutigen Dinge zu ſehen, wobei ich mich einer dienenden Perſon erinnere, die auf die bevorſtehende Hinrichtung eines Verbrechers geſpannt war, und, als die Begnadigung deſſelben erfolgte, ihren Aerger über den ihr dadurch entzogenen Schaugenuß nicht verhehlen konnte. Erſt beklagte ſie den Unglücklichen; dann, als ſie von der Begnadigung hörte, erzürnte ſie ſich und ſagte, er habe denn doch den Tod verdient und man hätte ihm daher auch ſein Recht anthun ſollen." Es fehlt nicht an Beiſpielen, wo in Menſchen, die bei ſolchen Blutſcenen zugegen waren, ein heftiger Drang zu morden entſtand, ſo wie in andern Fällen der Hang zum Brandſtiften durch Feuersbrünſte hervorgerufen wurde. Wir ſehen ferner, wie umherziehende Orgelmänner und Balladenſänger dem Volke von Mordthaten und Hinrichtungen vorſingen, ja, um auch ſein Auge zu weiden, Tafeln, mit den bezüglichen Scenen bemalt, vor ihm aufſtellen, um die es ſich gaffend verſammelt und auf deren Erklärung es horcht. Es iſt demſelben Geſchmacke gemäß, wenn eine Maſſe von Erzählungen ſolches Inhaltes mit fürchterlichen und ſchauerlichen Titeln, die zur Lockſpeiſe dienen[1]), auch in der

1) Einige der Art, wie ich ſie in den zur Hand ſeienden Katalogen

Literatur ihre unwürdige Rolle ſpielt und namentlich in den Leihbibliotheken zu finden iſt. Dies Alles indeſſen läßt ſich mit unſerem Gegenſtande in keinen Vergleich bringen. Es iſt eine Sache der Rohheit und des Pöbelſinnes oder der darauf gerichteten Geldſpeculation; es zeigt ſich da, wo noch keine Bildung iſt oder, wo gebildete Zeiten und Nationen von der Höhe, die ſie erreicht, wieder herabgeſunken und die auf's Neue entfeſſelte Wildheit eines allerdings furchtbar entarteten und auf höheren Stufen der Geiſtes-, Gemüths- und Geſchmacksbildung nicht lange zu erhaltenden Geſchlechtes zum Vorſchein kommt. Was die theatraliſche Darſtellung tragiſcher Ereigniſſe betrifft, ſo zeigten ſich die Alten ſo feinfühlend und beſorglich für das Schickliche, daß ſie Schlachten, Kämpfe, Mordſcenen vom Schauplatze ausſchloſſen und hinter die Bühne verlegten. Man hörte den Angſtruf der Sterbenden; es wurden die Leichen der Getödteten auf's Theater gebracht; der Mord ſelbſt ward nicht zur Schau geſtellt[1]). Als der Urheber dieſer Einrichtung wird Aeſchylus

---

ſuche und herausgreife, ſind folgende: „Der ſchwarze Jonas, Räuber und Mordbrenner.“ — „Jeder und Athanaſia oder die Schreckensnächte in den Quadgefängniſſen der ſieben Thürme zu Conſtantinopel. Ein Schaudergemälde.“ — „Bernardo und Emmeline oder die Schreckniſſe der Folterkammer.“ — „Der unglückliche Wulfram oder des Teufels Schimpf. Schauergemälde.“ — „Der Ritter de la Roſe, ein ſchreckliches Beiſpiel menſchlicher Leidenſchaften.“ — „Der Todeskampf am Hochgericht oder Geſchichte des unglücklichen Dulders, des Predigers Seibert.“ — „Antonio der Vatermörder. Eine Räuber- und Mordergeſchichte.“ — „Das blutige Herz oder die Kaiſerhochzeit in Nordhauſen. Ein Schaudergemälde.“ — „Der blutende Roſak oder Coſanza und Celara, die Lebenden auf der Todtenbahre.“ — „Die Bluträcher“ ꝛc. ꝛc.

1) Vergl. Horatius, de arte poet. 179 ff.

— — — — — non tenuis intus
Digna geri promes in scenam, multaque tolles
Ex oculis, quae mox narret facundia praesens;
Ne pueros coram populo Medea trucidet,
Aut humana palam coquat exta nefarius Atreus.

Und Leſſing über die Trauerſpiele des Seneca, Schriften XXIII. S. 154. 168. 209. Gegen die antike Regel und Gewohnheit iſt es, wenn die Medea des Seneca ihre Kinder vor den Augen des Volkes erwürgt.

genannt. „Er ließ seine Personen hinter der Bühne sterben, damit er sie nicht vor den Augen der Zuschauer umbringe [1]." Und dieser große Tragiker ließ doch übrigens kein Mittel unbenutzt, um erschütternde Wirkungen hervorzubringen! Wenden wir uns den Neueren zu, so sehen wir hier zwar jene der antiken Schaubühne eigene Beschränkung tragischer Darstellungen wieder aufgehoben; sind aber doch genöthigt, in einem Shakespeare, Lessing, Göthe, Schiller u. s. w. die Repräsentanten einer Denkart und Gesinnung zu erkennen, die eben so wenig, wie die der antiken Dichter, dem Verdachte einer barbarischen Grundlage und Absicht unterliegt.

„Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine,
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine,"

sagt Göthe von Schiller. Wie kommt es nun, daß solche Genien, solche in jeder Beziehung hochstehende geistige Größen sich dennoch so sehr in das Gebiet des Tragischen vertieft, und die Behandlung desselben, somit die Beschäftigung mit dem Traurigen, Jammervollen, Schrecklichen und Entsetzlichen, zum Theil sogar zur Hauptaufgabe ihres dichterischen Lebens und Strebens gemacht? Was hat ein solcher Trieb, ein solches Thun für einen Sinn und Zweck? —

Die Antwort hierauf ist sehr schwierig. Sieht man sich nach den ästhetischen und speculativen Erklärungen dieses räthselhaften Phänomenes um, so stößt man auf Unzulänglichkeiten, Willkührlichkeiten, ja Unwahrheiten und Absurditäten von so arger und evidenter Art, daß man sich wundern muß, wie so Etwas vorgebracht und hingenommen werden kann. Etwas durchgreifend und in jeder Beziehung Tüchtiges, Treffendes und Klares ist meines Wissens noch nicht darüber vorhanden. Am meisten dürfte uns Schopenhauer in die Tiefe führen und dem wahren Begriffe der Sache nähern. „Als der Gipfel der Dichtkunst," sagt er, „sowohl was die Größe der Wirkung, als was die Schwierigkeit der Leistung betrifft, ist das Trauerspiel

1) Philostrat. vit. Apollon. VI. 11.

anzusehen und auch dafür anerkannt. Es ist sehr bedeutsam und wohl zu beachten, daß der Zweck dieser höchsten poetischen Leistung die Darstellung der schrecklichen Seite des Lebens ist, daß uns hier der namenlose Schmerz, der Jammer der Menschheit, der Triumph der Bosheit, die höhnende Herrschaft des Zufalls und der rettungslose Fall der Gerechten und Unschuldigen vorgeführt werden; denn es liegt darin ein bedeutsamer Wink über die Beschaffenheit der Welt und des Daseins[1])." Es thut sich hier der allgemeine, absolute, sich über das gesammte Dasein und Leben erstreckende Pessimismus kund, dem dieser Denker huldigt. Es sollte von der Beschaffenheit dieser Welt und dieser jetzigen Art von Dasein und Leben die Rede sein; dann stünde diese Philosophie auf dem Boden der biblischen Idee von den zwei Welten d. h. Weltaltern, Aeonen, wo eine gegenwärtige Existenzstufe und Weltperiode voll unaufgelöster und innerhalb ihrer selbst unauflösbaren Widerspruches und Zwiespaltes und eine künftige von wesentlich veränderter Natur und Einrichtung, „ein neuer Himmel und eine neue Erde, in welchen Gerechtigkeit wohnet," von einander unterschieden und einander entgegengestellt werden. Die tragische Poesie, wie ich sie von meinem Standpunkte aus zu betrachten genöthigt bin, bildet den reinsten, vollkommensten und wahrhaftesten Spiegel und Ausdruck jener ersteren Art von Zeit und Welt, des αἰὼν ἐνεστώς, αἰὼν οὗτος, καιρὸς οὗτος nach biblischem Ausdrucke, worüber im vorhergehenden Aufsatze die Rede war. Sie stellt uns Beispiele davon, einzelne zu recht einleuchtender und ergreifender Probe des Ganzen dienende Begebenheiten und Schicksale vor Augen, nicht ohne zum Theil auch ein allgemeines Urtheil, eine die Natur der Sache beleuchtende, den Sinn und Zweck der Dichtung verrathende ausdrückliche Bemerkung und Sentenz einzuflechten und hinzuzufügen und auf diese Weise zur förmlichen Weltkritik zu werden, die sich zuweilen in einzelnen, ganz besonders dazu geeigneten und bestimmten Figuren des Dramas gleichsam verse-

1) Schopenhauer, die Welt als Wille und Vorstellung I. S. 296 f. Vergl. II. S. 433.

nificirt und verkörpert zeigt. Sie will uns sagen und sagt uns nicht selten offen und unzweideutig genug: „So ist es mit dieser Welt beschaffen; das sind die Schicksale, die hier erlebt, die Resultate, die hier erzielt werden; es ist hier für das Edle, Gute, Schöne, Große, kurz für Alles, was nicht bloß gemeiner und alltäglicher oder gar bösartiger und verruchter Art und Natur ist, kein Boden, keine Luft, keine Sonne vorhanden; das hier herrschende, den regelmäßigen Lauf der Dinge bestimmende Gesetz ist vielmehr das Leiden, die Unterdrückung, die Niederlage, der Untergang desselben und der Triumph des durch List, Bosheit, Macht, Geltung, Ansehen, Besitz, äußeres Recht, ja selbst durch den gleichsam damit verschworenen Zufall überlegenen Gegentheils.

„Da kommt das Schicksal roh und kalt,
Ergreift des Freundes zärtliche Gestalt,
Und wirft ihn unter den Fußschlag seiner Pferde.
Das ist das Loos des Schönen auf der Erde."

So klagt um ihren Geliebten Thekla in Schiller's „Wallenstein," den einzelnen Fall zu einem allgemeinen Gesetze des Weltlaufes erweiternd. Flavius in Shakespeare's „Timon" sagt:

„Du Artlicher, verarmt durch Herzensgüte,
Erwürgt durch Mitleid! Wie ist Natur verkehrt,
Wenn alles gut als schlimmste Sünde steht!"

Im „Macbeth" legt der Dichter der Lady Macduff folgende Worte in den Mund:

„Ich that nichts Böses; aber ich bedenke:
Dies ist ja diese Welt, wo Böses thun
Oft klüglich ist und Gutes thun zuweilen
Schädliche Thorheit heißt. Warum denn, ach,
Verlaß' ich mich auf diese Frauenwaffe
Und sag': Ich that nichts Böses!"

In ähnlicher Weise äußert sich Antigone bei Sophokles und Euripides:

„Und welch' Gebot der Götter hab' ich denn verletzt?"

Gottesfurcht, sagt sie, habe ihr den Lohn der Gottesverächter erworben; sie erfahre ein so schreckliches Loos, eine so grausame

Strafe aus keinem anderen Grunde, als „weil ihr Heiliges heilig gehalten.“ Sehr ausdrucksvoll und bezeichnend iſt ferner der Schluß von Voltaire's „Mahomet.“

„Die Welt iſt für Tyrannen; lebe du!“

ſagt die ſterbende Palmyra zu Mahomet. Schiller im „Don Carlos“ läßt die humaniſtiſche Tendenz und Seelengröße eines Poſa zu Schanden werden und das reine deſpotiſche Gegentheil ſeinen Alles zermalmenden Triumph feiern. Er läßt ihn für Carlos ſterben; aber auch dieſer geht unter; das Opfer iſt umſonſt gebracht. „O Gott, was ſind die Hoffnungen dieſer Erde!“ ruft Maria im „Götz von Berlichingen. — „Meine Wurzeln ſind abgehauen, meine Kraft ſinkt nach dem Grabe,“ ſagt der ſterbende Held beim Anblick der treibenden Frühlingsnatur. Nicht ſo habe er zu ſterben gemeint. Auch ſei der Segen ſeines Vaters, der ihm eine tüchtige, tapfere Nachkommenſchaft verheißen, nicht in Erfüllung gegangen; er ſei der letzte ſeiner Art. Was in Ausſicht ſtehe, ſei das Traurigſte: eine Zeit, in der es nur der Schlechtigkeit und Verworfenheit wohl ſein könne. „Die Nichtswürdigen werden regieren mit Liſt und der Edle wird in ihre Netze fallen. — — — — Selbſt ſtarb und der gute Kaiſer und mein Georg.“ — „Die Welt iſt ein Gefängniß,“ ſeufzt Eliſabeth in dem ſchmerzlichen Gefühle der Schranke, in welche das Edle gebannt zu ſein oder in die es zurückgeworfen zu werden pflegt, wenn es dieſelbe zu durchbrechen ringt; und Maria ruft ein Wehe über das Jahrhundert aus, das einen ſolchen Mann nicht zu würdigen und nicht zu nützen gewußt. In Schiller's Räubern kommt folgendes Geſpräch zwiſchen Karl Moor und ſeinen Geſellen vor. Moor: „Seht doch, wie ſchön das Getreide ſteht! Die Bäume brechen faſt unter ihrem Segen. Der Weinſtock iſt voll Hoffnung.“ Grim: „Es gibt ein fruchtbares Jahr.“ Moor: „Meinſt du? So würde doch ein Schweiß in der Welt bezahlt.“ Grim: „Einer? Aber es kann ja über Nacht ein Hagel fallen und Alles zu Grunde gehen, wenige Stunden vor dem Schneiden.“ Moor: „Das ſag' ich. Es wird Alles zu Grunde gehen. Warum ſoll dem Menſchen das

gelingen, was er von der Ameise hat, wenn ihm das fehl schlägt, was ihn den Göttern ähnlich macht?" Es folgt eine Beschreibung des menschlichen Treibens und seiner Nichtigkeit; es sei ein Lotteſpiel, in welchem ſich kein Treffer befinde. Weiter wird bemerkt, wie herrlich die Sonne untergehe. Da ſagt Moor: „So ſtirbt ein Held, anbetungswürdig! Da ich noch ein Bube war, da war's mein Lieblingsgedanke, wie ſie zu leben, zu ſterben wie ſie — es war ein Bubengedanke." Wie Moor im Anfang des vierten Actes in ſeine Heimath zurückkommt, ſagt er zu ſich ſelbſt: „Hier ſollteſt du wandeln dereinſt, ein großer, ſtattlicher, geprieſener Mann, hier dein Knabenleben in Amaliens blühenden Kindern zum zweitenmale leben, hier der Abgott deines Volkes ſein — aber der böſe Feind ſchmollte dazu." Es iſt das Zerſtörtſein einer in der ſchönſten Anlage vorhandenen ſittlichen Größe und ehrenvollen, mit einer vernünftigen Weiterbauung harmoniſchen Rolle, und das Umſchlagen dieſer edlen Keime und Tendenzen in einen die Form des Verbrechens annehmenden Kampf mit dieſer Welt und Geſellſchaft, die ſich, ſo ſchlecht ſie ſein mag, gleichwohl in ihrem rechtlichen Beſtande erhält und nicht zu beſiegen iſt, was den weſentlichen Inhalt dieſer Tragödie bildet. Ich habe von der beſonderen Grauſamkeit geſprochen, mit welcher der Tragiker zuweilen mit den Perſonen ſeines Dramas verfährt, und welche wohl machen könnte, daß wir ihm und ſeinem poetiſchen Genre gram würden, wenn ſie nicht eine tiefe künſtleriſche Berechtigung hätte; als ein Beiſpiel dazu läßt ſich der Shakeſpeariſche „Lear" anführen. Es iſt zunächſt das ſchreckliche Loos, welches dem greiſen Könige durch ſeine undankbaren Töchter, ſo wie dem Grafen Gloſter und ſeinem beſſeren Sohne durch den ruchloſen Edgar bereitet wird, was uns erſchüttert und erzürnt. Aber das iſt noch nicht die Spitze, auf welche ſich hier die ſchonungsloſe Handhabung des Tragiſchen treibt. Dieſes Aeußerſte wird ſchließlich durch das unglücklich ausfallende Unternehmen Cordelia's, ihre und Lear's Gefangennehmung und ihre Erwürgung auf Anſtiften Edmunds erreicht. Wie die Beiden als Gefangene auf den Schauplatz treten, ſagt Cordelia:

„Ich bin nicht die Erste nicht,
Die, Gutes wollend, dulden muß das Schwerste.“

Sie iſt hauptſächlich des Vaters wegen bekümmert:

„Dein Unglück, Vater, bringt mir ganz den Muth.“

Er hingegen fühlt ſich dennoch glücklich, weil er mit dieſer edlen, liebenswürdigen, engelhaften Tochter vereinigt. Und nun wird dieſe im Gefängniß aufgehängt! Lear erſcheint, ſie todt auf ſeinen Armen tragend und den grenzenloſeſten Jammer äußernd. „Bricht, Welt vergeh!“ ruft Albanien. „Trüb Alles, todt und troſtlos,“ ſagt Kent. Albanien ſpricht weiterhin von Lohn und Strafe:

„— — — — — — Alle Freunde ſollen
Den Lohn der Tugend koſten, alle Feinde
Den Kelch der Miſſethat.“

Worauf Lear:

„Und todt mein armes Kätzchen? Narr, du lebſt!
Ein Hund, ein Pferd, 'ne Maus ſoll leben haben,
Und du nicht einen Hauch! O du biſt todt für immer,
Kehrſt niemals, niemals, niemals wieder!“

Nun gibt auch er den Geiſt auf. „Blick auf, mein König!“ ruft Edgar; Kent aber wehrt ihm mit den Worten:

„Quält ſeinen Geiſt nicht! Laßt ihn gehn!
Der haßt ihn,
Der auf die Folter dieſer rauhen Welt
Ihn länger ſpannen will — — — — —
Das Wunder iſt, daß er's ſo lang ertrug.“

Man ſieht, daß dieſe Art von Poeſie auf eine Weltkritik und Weltanklage der negativſten Art hinausläuft. Im „Hamlet“ hat Shakeſpeare eine Figur geſchaffen, die ganz und gar dieſes der Tragödie eigene kritiſche Weltbewußtſein repräſentirt und offenbart. Dieſer melancholiſche Prinz iſt ſchon von vorn herein getrübt und mit Ekel und Abſcheu vor ſeiner Umgebung erfüllt; ſein philoſophiſcher Geiſt bleibt hierbei nicht ſtehen; er erhebt ſich von da ſofort zur allgemeinen Weltbetrachtung und dehnt ſein Verwerfungsurtheil über das Ganze aus.

Schon bevor der erwartete König erſcheint und das Geheimniß des Verbrechens enthüllt, das Hamlet rächen ſoll, iſt dieſer des Lebens in einer ſolchen Geſellſchaft müde und wünſcht zu ſterben oder die moraliſche Befugniß zu haben, ſich ſelbſt zu tödten.

„O daß dies allzu feſte Fleiſch doch ſchmölze,
Und ſich in einen Thau auflöſte!
Oder daß der Ewige ſein Gebot nicht hätte
Gerichtet gegen Selbſtmord! Gott, o Gott!
Wie eitel, ſchal und flach und unerſprießlich
Scheint mir das ganze Treiben dieſer Welt!
Pfui, pfui darüber! Es iſt ein wüſter Garten,
Der auf in Samen ſchießt; verworfnes Unkraut
Erfüllt ihn gänzlich.“

Sodann ſagt er: „Es ſteht ſo übel um meine Gemüthsſtimmung, daß die Erde, dieſer treffliche Bau, mir nur ein kahles Vorgebirge ſcheint. Seht ihr, dieſer herrliche Baldachin, dieſe glänzende Umwölbung, dies majeſtätiſche Dach mit goldenem Feuer ausgelegt — kommt es mir doch nicht anders als ein fauler, verpeſteter Haufe von Dünſten vor. Welch ein Meiſterwerk iſt der Menſch; wie edel durch Vernunft; wie unbegrenzt durch Fähigkeiten; in Geſtalt und Bewegung wie bedeutend und bewundernswürdig“ u. ſ. w. „Und doch, was iſt mir dieſe Quinteſſenz von Staub! Ich habe keine Luſt an Mann und Weib.“ — „Geh in ein Kloſter!“ ſagt er zu Ophelia. „Warum wollteſt du Sünden zur Welt bringen! Ich ſelbſt bin leidlich tugendhaft; dennoch könnte ich Dinge von mir ſagen, daß es beſſer wäre, meine Mutter hätte mich nicht geboren.“ Er bricht dann in beſtimmte Anklagen aus und warnt ſie vor allen Männern. „Wenn du heirathеſt, ſo gebe ich dir dieſen Fluch zur Ausſteuer: Sei keuſch, wie Eis; ſei rein wie Schnee, und entgehe dennoch der Verleumdung nicht!“ u. ſ. f. Das Geſpenſt fordert ihn zur Rache auf. Er iſt nicht feige, und dennoch zaudert, zweifelt, prüft er, und ſchleppt ſich ſo thatlos hin; er macht ſich die bitterſten Vorwürfe darüber, ſucht ſich ſelbſt zu beſchämen und zu entflammen, und ſchiebt ſeine That unter verſchiedenen Vorwänden doch immer auf, bis zu dem verhängniß-

vollen Ende hin, wo er sie endlich vollzieht, als schon mehrere Personen, worunter er selbst, als Opfer der List und des Zufalls, vergiftet und tödtlich getroffen sind. Die Ursache dieses sonderbaren Benehmens ist diese, weil er, als ein in allgemeinen Gedanken und Interessen lebender Mensch, über das Bedürfniß einer bloß persönlichen Rache hinaus ist, und weil er fühlt, daß damit im Grunde gar Nichts gewonnen ist. Denn wenn er auch diesen elenden König straft, so ist doch die Unthat an seinem Vater vollbracht; seine Mutter hat den Mörder geheirathet; dieser Hof, diese Menschen umher, diese ganze Societät ist schlecht und bleibt es, und er muß sie ertragen nach wie vor; das bricht seinen Muth, das lähmt seinen Arm. Börne sagt über Hamlet: „Weil er in jedem Menschen das übergewaltige Menschenvolk erkennt, ist er furchtsam, was Andere nicht sind, die mit ihren kleinen Augen im Einzelnen nur das Einzelne sehen. In der Schuld der Mutter sieht er die Gebrechlichkeit des Weibes, in dem Verbrechen seines Oheims die lächelnde Schurkerei der Welt." Hamlet steht in seiner Anschauung nicht dem Einzelnen und Besonderen, als solchem, sondern in diesem vielmehr der Gattung gegenüber, mit deren unermeßlicher Mehrzahl und Uebermacht er es nicht aufnehmen kann. Zuletzt will sein Freund Horatio, von ähnlicher Welt- und Lebensverachtung erfüllt, aus dem vergifteten Kelche trinken; Hamlet hält ihn ab und spricht:

„Verbanne dich noch aus der Seligkeit
Und athme in dieser herben Welt mit Mühe,
Um mein Geschick zu melden."

Furchtbar kalt, finster und öde sind seine letzten Worte:

„Der Rest ist Schweigen."

Das ist der trostlos negative Sinn und Ausgang der Tragödie, wenn sie dies in vollständigem Sinne des Wortes ist und nicht vielmehr in ein ganz anderes Genre hinüberspielt. Weiter spricht diese Poesie Nichts aus, als das anklagende und verwerfende Urtheil über eine solche Art von Dasein, Leben und Gesellschaft. Zum Positiven fortzugehen, ihr erschütterndes und niederschlagendes Resultat in ein versöhnendes und erheiterndes Gegentheil zu verwandeln, ist ihre Sache nicht.

Werfen wir nun einen Blick auf die heilige Geſchichte des Chriſtenthums. Auch dieſe zunächſt, als Paſſionsgeſchichte, iſt von ſo negativer Beſchaffenheit. Ja ſie iſt die ungeheuerſte aller Tragödien; ſie drückt den furchtbarſten, vernichtendſten aller Gedanken aus, der, wenn er ſo für ſich allein ſtünde und nicht in dem weiter Folgenden ſein Gegengewicht und ſeine Aufhebung fände, nicht zu ertragen wäre. Denn Gott ſelbſt erfährt hier das Schickſal, arm, elend, hilflos, ohnmächtig gegen die menſchliche Bosheit und Gemeinheit zu ſein; Spott, Hohn, Marter, Tod zu erdulden, mit dem Verbrechen, der Verworfenheit zuſammen geworfen zu werden und in ſo tragiſcher, ja übertragiſcher Weiſe unterzugehen.

„O große Noth,
Gott ſelbſt iſt todt!“

wie es, höchſt ungereimt und anſtößig für den gemeinen Theismus, aber mit treffender Kühnheit und Kürze, ein altes Kirchenlied ausdrückt. Immer und überall, in allen Geſtalten und unter allen Verhältniſſen leidet in dieſer Welt das Höhere und Beſſere; es hat in unzähligen Fällen nur das Schickſal, in Geſtalt der Thorheit oder des Verbrechens oder in beiden zugleich zu erſcheinen. Hier in der Geſchichte Chriſti, die inſofern als die abſolute Tragödie bezeichnet werden kann, tritt dies in concentrirteſter Weiſe vor Augen, erhält es den höchſten, vollkommenſten Ausdruck, deſſen es fähig iſt; hier aber, wo ſich der Widerſpruch auf dieſe Spitze treibt, vollbringt ſich auch die Umkehrung in's Poſitive. An jener göttlichſten aller Erſcheinungen wurde der größte aller Frevel verübt; auch ſie wurde zum Hohn; aber auch dieſer Hohn wurde zum Hohn; der Gemordete ſtand wieder auf und

„Der dem Pöbel war ein Spott,
Iſt nun Hilf' als Herr und Gott[1].“

Damit iſt zugleich auch der Welt überhaupt, wo das Leiden, die Schmach und der Untergang des Guten und Göttlichen Geſetz iſt, ihr Ende, wenn auch nicht ſofort wirklich bereitet, doch an-

1) Aus einem meiner in früherer Zeit verfaßten Gedichte.

gekündigt und als nothwendige Conſequenz in prophetiſche Ausſicht geſtellt. Der hingeopferte, in's Grab gelegte, aber wiedererſtandene und zum Himmel erhobene Gottmenſch kommt wieder; er kommt in furchtbarer Herrlichkeit und Machtvollkommenheit und vernichtet dieſe Welt, die unverbeſſerliche Tyrannin und Mörderin des Guten und Göttlichen, die dann auf ewig untergeht.

Um nun wieder auf die tragiſche Poeſie und das ſich in ihr ſpiegelnde Weltgeſetz zurückzukommen, ſo müßte ein tieferes Nachdenken auch hier ſchon auf die Idee einer andern Art von Daſein, Geſellſchaft und Ordnung der Dinge führen, wo nicht mehr die Alles unter ihre Füße tretende Macht und Gewalt des Schlechten, Rohen und Gemeinen ſammt all den unwürdigen und empörenden Zufälligkeiten, die damit im Bunde ſtehen, ſondern im Gegentheile die freie, unbehinderte Selbſtentfaltung und Manifeſtation der entgegengeſetzten Principien, Kräfte und Mächte Geſetz iſt und dem Beſtehenden und Geſchehenden ſein Gepräg aufdrückt. Es pflegt jedoch hier Alles in das Dunkel der Empfindung eingeſchloſſen zu bleiben, und die Philoſophie, welche die Poeſie auszulegen, die von ihr erregten Gefühle und Ahnungen zur Klarheit des Gedankens zu erheben und die gehörigen Conſequenzen daraus zu ziehen hätte, iſt noch weit davon entfernt, dergleichen Probleme zu löſen. Wie Schopenhauer tief und treffend urtheilt, aber im einſeitigen Intereſſe abſoluter Welt- und Lebensverneinung zu gleicher Zeit über die Grenzen des Wahren hinausgeht, iſt ſchon oben zur Sprache gekommen. Ich hebe zur näheren Charakteriſirung ſeiner Erklärungsweiſe noch folgende Stelle aus: „Im Trauerſpiel wird uns die ſchreckliche Seite des Lebens vorgeführt, der Jammer der Menſchheit, die Herrſchaft des Zufalls und Irrthums, der Fall des Gerechten, der Triumph des Böſen — es wird uns alſo die unſerem Willen geradezu widerſtrebende Beſchaffenheit der Welt vor Augen gebracht. Bei dieſem Anblick fühlen wir uns aufgefordert, unſeren Willen vom Leben abzuwenden, es nicht mehr zu wollen und zu lieben. — — — — — Im Augenblicke der tragiſchen Kataſtrophe wird uns deutlicher, als je, die Ueber-

zugung, daß das Leben ein ſchwerer Traum ſei, aus dem wir zu erwachen haben." Die tragiſche Poeſie, behauptet er, hebe uns über den Willen und ſeine Intereſſen hinaus und ſtimme uns dermaßen um, daß wir am Anblick des ihm geradezu Widerſtrebenden Gefallen finden. Es gehe hier die Erkenntniß auf, daß Welt und Leben kein wahres Genügen zu gewähren im Stande und daher unſerer Liebe und Anhänglichkeit nicht werth ſei; darin beſtehe der Sinn und Geiſt des Tragiſchen in der Kunſt und die Erhebung, die es verſchaffe; es leite zur Reſignation, zur „Verneinung des Willens zum Leben" hin[1]). Dies kann ſich indeſſen conſequenterweiſe nur auf den Guten, den „Gerechten" beziehen, dem die Tragödie vor Augen ſtellt, was Menſchen ſeiner Art für Schickſale zu haben pflegen, nicht aber auf den Schlechten, Böſen, Verruchten, der hier das in ihm waltende Princip in ſo großem Vortheile ſieht. Palmyra in Voltaire's „Mahomed" will allerdings Nichts mehr mit Welt und Leben zu ſchaffen haben, da die Welt nur für Tyrannen ſei. Dieſe aber, die Tyrannen, für die ſie iſt, können wohl damit zufrieden ſein. Gerade da alſo, wo der Wille in ſeiner ganzen ſelbſtiſchen Kraft und Blüthe ſteht, und wo ihm am meiſten Noth thäte, gebändigt und gebrochen zu werden, wird er durch die Darſtellungen der tragiſchen Poeſie am wenigſten berühret, muß er ſich eher ermuthigt und beſtärkt, als niedergeſchlagen und zur Reſignation bewogen fühlen. Antigone in den Phönizierinnen des Euripides ſagt:

„— — — — Die Gottheit ſtraft die Böſen nicht,
Und nicht vergilt ſie die Frevelthaten der Sterblichen."

Im Philoktet des Sophokles wird gefragt, ob Thersites noch am Leben ſei; Neoptolemos ſagt, er habe gehört, daß er lebe; worauf Philoktet die bitteren Worte ſpricht:

„Wohl muß er leben, wie ja auch das Böſe noch;
Mit zarter Sorgfalt hegen es die Himmliſchen;
Sie lieben, Täuſchende und Verſchlagene

---

1) Die Welt als Wille und Vorſtellung II. S. 433.

Zurückzuführen aus dem Unterreich[1]) und das
Hinabzufinden, was gerecht und edel ist.
Wie soll ich dieses nennen, wie es loben, wenn
Man preist die Götter, wo sie schlecht erfunden sind?"

So werden hier auch nicht die Götter geschont, insofern sie als die waltenden Mächte dieser Welt und ihres verkehrten und verruchten Treibens betrachtet werden. Wie sehr sich Schiller dieses Mißverhältnisses in den menschlichen Schicksalen, als eines allgemeinen Weltgesetzes, bewußt war, ist schon angeführt worden; er spricht es ganz bestimmt auch in einem seiner kleineren Gedichte aus, wo er sagt, der Mensch sei im Wahne,

„So lang er glaubt, daß das buhlende Glück
Sich dem Edlen vereinigen werde.
Dem Schlechten folgt es mit Liebesblick;
Nicht dem Guten gehöret die Erde."

Es wird also nur dem Guten die herbe Weisung ertheilt, daß er nichts Gutes zu erwarten habe; die Lebenslust und den Lebensmuth des Schlechten, mit dem das Glück buhlt, und dem die Erde gehört, kann eine solche Wahrheit nicht dämpfen. — Schopenhauer ist in noch anderer Weise mit den Darstellungen der Dichter selbst in großem Widerspruch. Man wird nämlich nicht leicht finden und nachweisen können, daß sie Leben und Dasein überhaupt und an und für sich verdammen oder auf eine solche Verdammung hinleiten; sie geben im Gegentheil nicht selten die höchste Schätzung desselben zu erkennen, indem sie nur die Klage und Trauer über dessen jammervolle Verkümmerung und Zermalmung laut werden lassen; ihre Helden und tragischen Figuren werfen zuweilen, indem sie untergehen, noch einen sehnsuchtsvollen Blick auf Leben und Natur zurück und erkennen scheidend und mit um so tieferer und lebhafterer Empfindung den Werth dessen, was sie aufzugeben gezwungen sind. „Süßes Leben, schöne, freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens, von dir soll ich scheiden!" läßt Göthe seinen

---

1) Anspielung auf Sisyphus, der durch eine List aus dem Hades wieder herauf an's Licht gelangte.

Element rufen. Der ſterbende Otto bringt ſeine hinſinkende Lebenskraft in einen wehmüthigen Vergleich mit der ihn umgebenden treibenden und ſchwellenden Frühlingsnatur; Marquis Poſa in ſeiner letzten Unterredung mit der ihm auf eine ſo ſchmeichelhafte Weiſe ihr Herz enthüllenden Königin und in der Gewißheit eines ſofort eintretenden unvermeidlichen Unterganges bricht in die Worte aus:

„O Gott, das Leben iſt doch ſchön!“

Der ſterbende Tancred bei Voltaire ſagt zu Amenaide:

„Du liebſt mich. Ach ich fühle nur zu ſehr
Bei dieſem Ton das Leben wünſchenswerth.
— — — — Ein traurig Leben brächt' ich zu,
Und nun verlier' ich's, da das Glück ſich mir
In deiner Seele grenzenlos eröffnet.
Jetzt iſt ein ſolcher Tod.“

Ganz unmäßig ſind die Klagen, in welche Sophokles in der „Antigone“ das unglückliche Mädchen ausbrechen läßt, welches, weil es, dem Befehle Kreons trotzend, an der Leiche des Bruders die Geſetze der Familienpietät beobachtet hat, lebend in's Grab geſtoßen wird. „O ſeht mich, ſeht, wie ich den letzten Weg dahinwandle, zum letzten Male Helios Glanz erblicken ſoll und niemals wieder! Lebend entführt mich Hades zum Ufer Acherons; nicht ertönten Hymenäen, kein Brautlied feierte mich mit feſtlichem Klang, Acheron ruft mich in's Brautbett!“ Sie nimmt keinen Troſt an und läßt keine erhebende Art von Vorſtellung und Anſicht über ihr Schickſal gelten; beweint, beklagt will ſie werden, das Uebrige erſcheint ihr als Spott und Hohn. „Weh, weh! Verlacht werd' ich. Unbeweint, freundelos, unvermählt werd' ich dahin geführt; meinen Tod ehren die Freunde nicht mit Thränen, noch mit Klagen.“ Dieſe charaktergroße Jungfrau und Martyrerin der Familienpflicht hatte recht gut gewußt, welch ein Schickſal ſie ſich bereite; ſie hatte vorn herein in dem ſophokleiſchen Stücke zu Ismene die Worte geſprochen:

„Laß mich und meines Sinnes Unverſtand
Das herbe Loos erdulden; Nichts erduld' ich doch
So Schweres, daß mir nicht verblieb' ein ſchöner Tod.“

Gleichwohl ſchämt ſie ſich, da ihr nun dieſer Tod unmittelbar vor Augen, der naturgemäßen Empfindungen nicht, und ſtellt dabei das, was ſie mit dem Leben verliert, in ſeinem ganzen Werthe und Glanze hin. Wird das Leben freiwillig aufgegeben, wie wenn in derſelben Tragödie Antigone's Bräutigam Haimon und ſeine Mutter Eurydike ſich ſelbſt tödten, ſo iſt es, weil das, was im Leben werthvoll geweſen, was das Leben zum Leben gemacht, und ohne welches daſſelbe kein Leben in gehaltvoll-poſitivem Sinne des Wortes mehr iſt, ſondern nur ein martervolles Bewußtſein des Mangels und der Entleerung, ein lebendiger Tod, dahin gerafft iſt; wie es Thekla im „Wallenſtein" ausſpricht:

„Was iſt das Leben ohne Liebesglanz?
Ich werf' es weg, da ſein Gehalt verſchwunden.
Ja, da ich dich, den Liebenden, gefunden,
Da war das Leben Etwas. Glänzend lag
Vor mir der neue, goldne Tag;
Mir träumte von zwei himmelſchönen Stunden."

Von einer Schopenhauerſchen Reſignation und „Verneinung des Willens zum Leben" ſehen wir hier nirgends eine Spur; eine ſolche kommt weder bei den untergehenden Helden der Tragödie zur Erſcheinung, noch wird ſonſt dazu angeleitet und darauf hingeführt; was ausgeſprochen und hervorgebracht wird, iſt vielmehr ein tiefer, bitterer Unwille über die Zuſtände, Verhältniſſe, Gewalten, welche die Entwickelung und den Genuß eines mehr als gemeinen Daſeins und Lebens hemmen. — So wie nun Schopenhauer in peſſimiſtiſch negirender Weiſe fehlgreift und unwahr wird, ſo Hegel in der entgegengeſetzten, pantheiſtiſch-optimiſtiſchen Manier. Da in die ſo unmittelbar und ohne apokalyptiſches Ueberſchreiten der Gegenwart weltbejahende Philoſophie dieſes Denkers die zerreißende Weltanklage der tragiſchen Poeſie nicht paſſen will, ſo legt er in die Tragödie etwas Verſöhnendes, Ausgleichendes hinein, das wenigſtens da, wo das Tragiſche in ſeiner vollen Reinheit, Schärfe und Tiefe hervortritt, ſo wenig vorhanden iſt und aufgezeigt werden kann, daß er dies in einigen Fällen ſelbſt zu geſtehen gezwungen iſt.

Alles, was der Tragiker zu Grunde gehen läßt, auch das Schuldloseſte, Beſte, Vortrefflichſte, ſoll nach Hegel gewiſſermaßen mit Recht leiden und untergehen, und es ſoll dadurch ein von dem Untergehenden verletztes Wahrhaftes, Vernünftiges wiederhergeſtellt werden. So achtungswerth auch das dem tragiſchen Schickſal unterliegende Individuum und ſeine mit ihm zu Schanden werdenden Anſichten und Zwecke ſein mögen, ſo iſt daſſelbe dieſer Theorie zu Folge doch mit einer gewiſſen Einſeitigkeit behaftet, ſtellt eine Beſonderheit dar, welche ſich in die harmoniſche Einheit und Totalität der menſchlichen Individualitäten und Zwecke nicht zu fügen vermag; und als dieſe Beſonderheit geht es zu Grunde. — Das Gute und Edle iſt etwas in dieſer Welt allerdings ſehr Fremdes, Unorganiſches, Unpaſſendes; es iſt nicht nur mit einer Einſeitigkeit behaftet, die abgeſtreift werden ſoll und ſich abſtreifen läßt; es gehört eigentlich gar nicht in dieſes Weltalter, dieſes Menſchengeſchlecht und deſſen geſellſchaftliche Verbindungen und Zuſtände, auch nicht in dieſe bei aller Schönheit und Wonne doch zum größten Theile ebenfalls noch ſo rauhe, grauſame und gräuliche Natur, ſondern in eine ganz andere Weſenart und Umgebung hinein, die noch nicht iſt, die erſt dereinſt in unbeſtimmter Zukunft ſein wird, von der es nur erſt vorläufige Analogien, Andeutungen, Anſätze, einzelne Erſcheinungen von abſonderlichem Weſen und Charakter gibt, Individuen, Triebe, Tendenzen und Verhältniſſe, die an dem Widerſpruche ihrer exceptionellen Eigenheit mit der allgemeinen d. i. gemeinen Menſchennatur und dem dieſer gemäßen, von dieſer geſchaffenen und erhaltenen Leben und Treiben kranken, innerhalb deſſen ſie zu ſtehen und zu wirken, die ſchwierige, ja unlösbare Aufgabe haben. Hegel ſagt wörtlich: „Durch die tragiſche Löſung dieſes Zwieſpaltes (der tragiſchen Colliſion) übt die ewige Gerechtigkeit ſich an den Zwecken und Individuen in der Weiſe aus, daß ſie die ſittliche Subſtanz und Einheit mit dem Untergange der ihre Ruhe ſtörenden Individualität herſtellt.“ — „In der Tragödie geht das ewig Subſtanzielle in verſöhnender Weiſe ſiegend hervor, indem es von der ſtreitenden Individualität nur die falſche Einſeitigkeit abſtreift, das Poſitive

aber, was ſie gewollt, in ſeiner nicht mehr zwieſpältigen, affirmativen Vermittlung als das zu Erhaltende darſtellt [1]." Wie ließe ſich das mit ſo vielen tragiſchen Meiſter- und Muſterwerken, wie mit Götz, Don Carlos, Emilia Galotti, Lear, Hamlet, Romeo und Julia u. ſ. w., in Einklang bringen! Was das in dem zuletzt genannten Stücke geſchilderte Verhältniß betrifft, ſo hat ſich Hegel ſelbſt vortrefflich und ganz unſerer Faſſung des Tragiſchen gemäß, aber im Widerſpruche mit ſeiner eigenen, in folgender Weiſe ausgeſprochen: „Dieſer zarten Blüthe ſagt der Boden nicht zu, auf den ſie gepflanzt wurde, und es bleibt Nichts übrig, als die traurige Flüchtigkeit einer ſo ſchönen Liebe zu beklagen, die, wie eine weiche Roſe im Thale dieſer zufälligen Welt, von den rauhen Stürmen und Gewittern und den gebrechlichen Berechnungen wohlwollender Klugheit gebrochen wird [2]." Wenn ſich Hegel, um ſeine Theorie mit entſprechenden Beiſpielen zu belegen, auf die antike Tragödie beruft, ſo hat er auch hier Unrecht. Er ſtützt ſich vorzugsweiſe auf die „Antigone" des Sophokles, in welcher er ein recht klaſſiſches Beiſpiel des von ihm fingirten tragiſchen Widerſpruches und ſeiner Auflöſung ſieht. Die beiden Einſeitigkeiten, welche in Colliſion gerathen, ſollen hier die durch Kreon und Antigone vertretenen Principien und Geſichtspunkte ſein. „Antigone," ſagt Hegel, „ehrt die Bande des Blutes, die unterirdiſchen Götter, Kreon allein den Zeus, die waltende Macht des öffentlichen Lebens und Gemeinwohles." Dergleichen läßt ſich wohl ſehr ſchön vom Katheder herab doziren; iſt aber, wenn man näher zuſieht, von evidenter Unwahrheit und Willkürlichkeit. Antigone iſt ein antikes Frömmigkeits- und Sittlichkeitsideal der höchſten, vollkommenſten und unbefleckteſten Art, eine edle, reine, heilige Seele, die durchaus nur das Rechte, Geziemende, ſittlich Nothwendige im Sinne und Geiſte jenes Alterthumes will und thut, und dennoch dieſen Lohn empfängt. Kreon hingegen iſt ein Despot, der mit empörender Härte und Grauſamkeit und un-

1) Hegels Vorleſungen über Aeſthetik. III. 530. 533.
2) In dem citirten Werke III. S. 574.

bruſſamer Starrheit Dinge befiehlt und durchzuſetzen ſucht, die durchaus nicht in der Ordnung ſind. Antigone führt und verſorgt auch ſchon mit der rührendſten Treue den alten blinden Vater, der dies im „Oedipus auf Kolonos“ alſo rühmt:

„— — — — — — dieſe, ſeit aus junger Zucht
Sie friſch herauswuchs und erſtarkt am Körper war,
Irrt' auf der herben Wanderfahrt mit mir heram,
Raſtlos den Greis geleitend, oft umhergeſcheucht
Durch wilde Wälder, ohne Nahrung, unbeſchuht,
Oft auch mit Regenſchauern und der Sonne Brand
Sich mühevoll abkämpfend, achtet ſie gering
Des Hauſes Wartung, hat der Vater Speiſe nur.“

Sie ſelber ſagt nach des Vaters Hingange:

„Das leid ſelbſt, es war mir Wonne;
Denn mir gräbt ja das nimmer Gefallende,
So lang ich Ihren hielt in meinen Armen.“

Auch der Tod löſt dieſe Bande nicht:

„Vater, in's ewige
Dunkel der Erde gehüllt, o Geliebteſter!
Ewig ja bleiben wir, ich und die Schweſter, die
Mit unſerer Liebe nahe.“

Polyneikes, vom Vater verflucht, fleht die Schweſtern um Beſtattung nach ſeinem Tode an:

„Euch fleh' ich bei den Göttern: Wenn ſich einſt an mir
Des Vaters Fluch vollendet, und euch Wiederkehr
Nach Haus gegönnt wird, nimmer dann entehrt mich doch,
Nein, gebt Beſtattung und der Todten Ehre mir!
So wird dem Lobe, welches ihr für euere Müh'n
Um dieſen Greis jetzt erntet, noch ein anderes,
Nicht kleineres, für den Liebesdienſt an mir gezollt.“

Wie nun Kreon befiehlt, den Todten unbeſtattet zu laſſen, eine Schmach, die nach den Vorſtellungen der Alten auch auf das Schickſal der Menſchen nach dem Tode einen nachtheiligen Einfluß hatte, ſo findet ſich Antigone bewogen, dieſem Gebote zu trotzen und glaubt dabei mit nichts Heiligem und Göttlichem im Widerſpruche zu ſtehen, vielmehr nur in Uebereinſtimmung mit jeder Art von moraliſcher und religiöſer Verpflichtung zu handeln, iſt auch

nach der Anſicht aller Anderen in dem Stücke, den Tyrannen ausgenommen, ganz nur in ihrem Rechte dabei. Als ſie von Kreon gefragt wird, wie ſie es habe wagen können, wiſſend ſein Gebot zu übertreten, antwortet ſie:

„Es war ja Zeus nicht, der es mir verkünden ließ,
Nicht Dike war's, die unten bei den Göttern wohnt,
Die ſolche Satzung aufgeſtellt den Sterblichen.
— — — — — — — — — — —
Ich wollte nicht aus banger Scheu vor menſchlichem
Bedünken mir zuzieh'n der Götter Strafgericht."

Sie handelt alſo offenbar nur nach dem Grundſatze, daß man Gott mehr gehorchen müſſe, als den Menſchen. Entſcheidend iſt das Urtheil des Sehers Teireſias, der über dem Zwiſte ſteht und der Repräſentant unfehlbarer göttlicher Wahrheit iſt. Derſelbe tadelt nur den Despoten, nicht die Jungfrau, die dieſem, einem höheren Geſetze folgend, den Gehorſam verſagt [1]). Wo die Tragödie auf dieſer, ſich den chriſtlichen Anſchauungen nähernden

---

1) Vergl. Göthe's Geſpräche mit Eckermann Th. III. S. 126 f. Die Rede iſt hier von der Schrift des Hegelianer's Hinrichs über das Weſen der antiken Tragödie und von der darin vorgetragenen Anſicht über die Antigone. „Er ſucht durchzuführen, daß Kreon bei dem Verbote der Beerdigung des Polyneikes aus reiner Staatstugend handle; derſelbe handelt aber aus Haß gegen den Todten. Wenn Polyneikes ſein natürliches Erbtheil, woraus man ihn gewaltſam vertrieben, wieder zu erobern ſuchte, ſo lag darin keineswegs ein ſo unverzeihliches Vergehen wider den Staat, daß ſein Tod nicht genug geweſen wäre und daß es noch der Beſtrafung des unſchuldigen Leichnams bedurft hätte. Man ſollte überhaupt nie eine Handlungsweiſe eine Staatstugend nennen, die gegen die Tugend im Allgemeinen geht. Wenn Kreon den Polyneikes zu beerdigen verbietet und durch den verweſenden Leichnam nicht blos die Luft verpeſtet, ſondern auch verurſacht, daß Hunde und Raubvögel die abgeriſſenen Stücke des Todten umherſchleppen und damit ſogar die Altäre beſudeln, ſo iſt eine ſolche Menſchen und Götter beleidigende Handlungsweiſe keineswegs eine Staatstugend, ſondern vielmehr ein Staatsverbrechen. Auch hat er das ganze Volk gegen ſich; er hat die Aelteſten des Staates, welche den Chor bilden, das Volk im Allgemeinen, den Teireſias, er hat ſeine eigene Familie gegen ſich."

Höhe ſteht, da bringt ſie uns ganz nur das Gute, Reine, über alle wahrhafte Schuld und innere Befleckung Erhabene zur Anſchauung, welches aber dennoch, oder vielmehr eben deshalb, weil es dies iſt, dem jammer- und ſchmachvollſten Schickſale erliegt. So iſt es beſonders auch, was Cordelia in Shakespeares „Lear" betrifft. Wo gibt es etwas Edleres, Frömmeres, Reineres, Redlicheres, Unſchuldigeres, als hier der Dichter zu ſchildern unternahm? Dennoch läßt er dieſe ſchöne Seele ſo elend, ſo unwürdig, ſo fruchtlos zu Grunde gehen, und handelt ſo als Tragiker im reinſten und ächteſten Sinne des Wortes, der keine Schonung kennt und gerade mit ſeinen Lieblingsgeſtalten am erbarmungsloſeſten verfährt. Denn das Amt eines ſolchen iſt weſentlich dies, uns anſchaulich und fühlbar zu machen, daß die menſchlichen Dinge nicht ſind, wie ſie ſein ſollen; daß wir in einer Welt des Widerſpruchs und des Unrechts leben, wo nicht bereits, wie in jener künftigen, von der der Apoſtel ſpricht, „Gerechtigkeit wohnt;" in einer Welt, wo das, was unglücklich und elend iſt, was gehaßt, verfolgt, zertreten, vernichtet wird, nicht ſowohl der ſchlechte, böſe, wahrhaft ſchuldige und ſträfliche, als der auf der entgegengeſetzten Seite ſtehende, des glücklichſten und herrlichſten Looſes würdige Theil der Geſellſchaft iſt. In dieſem hochtragiſchen Sinne wird denn vom Glauben und frommen Gefühle der Chriſtenheit auch das Leiden und Sterben Chriſti als des vollkommen ſchuldloſen und gerechten Gottmenſchen und Heilandes gefaßt, der dennoch oder vielmehr gerade aus dieſem Grunde den Tod des Verbrechers ſtirbt, während ein wirklicher Miſſethäter freigegeben wird [1]).

---

1) Der römiſche Richter möchte nicht gern unſchuldiges Blut vergießen; er will den Juden Jeſum losgeben und den Barrabas, einen Rebellen und Mörder, hinrichten laſſen. Aber die Juden wollen dieſen, den Barrabas, und Pilatus findet es für gut, ſich ihrem Ungeſtüm zu fügen und verurtheilt den obgleich Reinen und Schuldloſen zur Geiſſelung und Kreuzigung, Matth. 27, 15 ff. Marc. 15, 6 ff. Luc. 23, 13 ff. Wäre das Dichtung, ſo wäre es ein Meiſterzug. Bosheit und Schwäche, active und paſſive Schlechtigkeit vereinigen ſich, um das übermenſchlich Gute und Große zu ſeinem Falle zu bringen. Das minder Böſe wird von dem ganz Böſen, das ruhig und richtig Urtheilende, aber egoiſtiſch Irrige und

Der Unterſchied iſt nun freilich der, daß hier auch die glorreiche Todes- und Weltüberwindung folgt, wovon die bloß poetiſche Tragödie Nichts weiß. Dieſe Letztere bringt uns nur das Gefühl bei, daß zwiſchen dem, was unſere Achtung und Theilnahme erweckt, und der Welt, in welcher daſſelbe ſo unglücklich iſt, ein zur Zeit noch ungetilgtes und untilgbares Mißverhältniß beſtehe; ſie bringt uns, je greller und erſchütternder die Darſtellung dieſes Zwieſpaltes iſt, um ſo mehr zum Bewußtſein des Weſens dieſer Art von Welt und Menſchheit, die ſo gar nicht nach den Principien der Wahrheit und Gerechtigkeit verfährt und eingerichtet iſt und dennoch fort und fort ſo große Macht und Gewalt beſitzt; die, wenn ſie das Beſſere und Edlere, mit dem ſie im Kriege lebt, auch nicht innerlich beugen und brechen kann [1]), es doch zwingt, vom Schauplatze abzutreten, auf dem es ſich bethätigen will und ſoll, ſo daß ſelbſt die großartigſten Charaktere und die wahrhafteſten Ideen zum Spotte werden, während ſie ſelber unüberwindlich ſtets dieſelbe bleibt. Soll hiebei etwas Verſöhnendes und Erhebendes gleichwohl nicht fehlen, ſo kann es nur inſofern Statt finden, als wir fühlen und ahnen, daß Dasjenige, was uns ſo tief intereſſirt, uns ſo achtungs-, bewunderns- und liebenswürdig erſcheint und was wir gleichwohl von ſo traurigen und ſchrecklichen Schickſalen betroffen und überwältigt ſehen, doch wohl nur äußerlich und für eine gewiſſe in ihre Schranken eingeſchloſſene Zeitperiode und Lebensſphäre erliegen und untergehen könne; daß es zu berechtigt, heilig, unantaſtbar in ſich ſelber ſei, um durch die Uebermacht des Böſen, Schlechten, Gemeinen abſolut und für immer bezwungen und zertreten zu werden; daß es vielmehr Zeiten, Verhältniſſe, Arten des Seins und der Bethätigung geben müſſe, wo es doch

---

Schwache, von dem leidenſchaftlich Erregten, entſchieden Wollenden beeinflußt und fortgeriſſen und muß ihm, ſelbſt im Beſitze einer übergeordneten Stellung und Autorität, zum Werkzeuge des Irrens und Verbrechens dienen.

1) Si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae. Dieſen unbeugſamen Charakter ſtellt in der Tragödie namentlich „der gefeſſelte Prometheus“ des Aeſchylus dar.

endlich zu ſeinem Sieg und Rechte gelangen werde. In dieſer Rückſicht enthält die Tragödie allerdings auch einen poſitiven, prophetiſchen und apokalyptiſchen Theil, der aber nicht offenbar wird, ſondern ein ſtilles, dunkles, nicht zum Ausſpruche kommendes Myſterium bleibt. Was an's Licht tritt, was wir vor uns haben, iſt nur das Negative, das Leiden, der Tod, die Paſſion, der Charfreitag des Guten und Göttlichen in der Welt, nicht, wie im Chriſtenthume ebenſoſehr auch Auferſtehung, Himmelfahrt, Weltgericht und Weltverwandlung.

24.

Das Unwahre in den philoſophiſchen Beſtimmungen des Tragiſchen, wie ſie ſich ſelbſt bei unſeren bedeutendſten Denkern, namentlich bei Hegel finden, iſt im Vorſtehenden zur Sprache gekommen. Einen ſolchen Gegenſtand in jeder Beziehung zu beleuchten und zu erläutern und dabei in Alles einzugehen, was Andere darüber gemeint und vorgebracht haben, iſt hier nicht der Ort; dazu würde es einer eigenen, ſelbſtſtändigen Arbeit und Darſtellung bedürfen. Doch wollen wir folgende noch bei dieſer Gelegenheit anzubringende Bemerkungen und Nachweiſungen nicht unterdrücken.

Wer ſehen will, wie jämmerlich ſich unſere Aeſthetiker abquälen, um durch alle die ihnen oft ſo völlig widerſtrebenden Thatſachen und Specialitäten der tragiſchen Poeſie hindurchzukommen, auf welche Reiter ſie dieſe räthſelhafte Erſcheinung ſpannen, um ſie ihren falſchen Theorien und Syſtemen gerecht zu machen, der mag z. B. Viſcher's Aeſthetik, namentlich I. S. 307, nachleſen. Was werden da für Schulden genannt, wofür das tragiſche Schickſal die ihm geweihten Opfer büßen laſſen ſoll, zumal wenn es zarte, ſanfte, harmloſe weibliche Weſen ſind! Desdemona fällt ob des unklugen und unzeitigen Eifers in der Verwendung für Caſſio, und ob des unpaſſend gewählten Vorwandes wegen des verlorenen Tuches, Ophelia, weil ſie zu wenig Mißtrauen in die Schwüre des Prinzen ſetzte u. ſ. w., dem Verderben anheim! Dem Manne freilich, heißt es weiter daſelbſt, ſteht es nicht an, um ſo kleiner Schwächen willen unterzugehen; „doch treten allerdings auch

Männer auf, die z. B. durch den liebenswürdigen Fehler zu großer Milde leiden, wie ihn Holinſhed, Shakespeare's Quelle, dem Dunkan ausdrücklich zur Laſt legt." Kaſſandra wird mit Agamemnon allerdings ganz ſchuldlos umgebracht; ſie nimmt aber doch an der allgemeinen Schuld der Trojaner Theil. „Max und Thekla im Wallenſtein gehen freilich ganz unſchuldig zu Grunde; aber es ſind auch abſtract ideale Figuren. Wären ſie mit mehr Lebenswahrheit hingeſtellt, ſo wären auch hier die nöthigen Schatten da u. ſ. f." Man traut ſeinen Augen kaum, wenn man dergleichen Dinge lieſt. Die Wirkung des Tragiſchen ſoll nach Viſcher „das Gefühl der abſoluten Ehrfurcht vor der abſoluten ſittlichen Macht" ſein. Es iſt vielmehr das Gefühl der Empörung wider den Weltlauf, womit es uns erfüllt; man erkennt in ihm vielmehr das Walten jener abſolut unſittlichen Macht, welche in der Schrift „der Fürſt dieſer Welt" heißt, und entſetzt ſich davor. Göthe hat dieſes dämoniſche Walten ſogar förmlich als ſolches vor Augen geſtellt. Der wackere Valentin ficht gegen Fauſt, aber mit dieſem „ficht der Teufel" und macht, daß Valentin ſofort ſterbend in ſeinem Blute liegt. Viſcher ſelbſt kommt darauf zu ſprechen; er ſagt I. S. 319: „Valentin ſtirbt unſchuldig; denn daß er die Verführung ſeiner Schweſter mit dem Degen rächen will, iſt nach den Sitten der Zeit keine Schuld." Des Sterbenden letzte Worte ſind:

„Ich gehe durch den Todesſchlaf
Zu Gott ein als Soldat und brav."

So in ein göttliches Inneres zurückſinkend iſt das edle Individuum allerdings gerettet und vor Welt und Hölle ſicher geſtellt; aber als äußerlich Lebendiges erliegt es und muß den Platz räumen, wo der Teufel Herr und Meiſter iſt.

Im Converſationslexikon werden uns folgende, wie auf ausgemachter, unzweifelhafter Wahrheit beruhende, Belehrungen ertheilt: „Die Tragödie ſtellt den Kampf des Einzelnen gegen das allgemeine Weltganze oder Schickſal dar, von deſſen Zwecken und Rechten er ſich losgeriſſen hat. Das Ganze iſt mächtiger als der Einzelne; dieſer, der tragiſche Held, unterliegt daher und büßt ſeine Schuld durch ſeinen Untergang. Die Tragödie,

die diesen Kampf zwischen dem Einzelnen und der allgemeinen sittlichen Weltordnung darstellt, ist daher immer eine Verherrlichung der sittlichen Vernunft. Wir sehen immer die sittliche Vernunft obsiegen wider allen titanischen Uebermuth."

Gut gebrüllt, Löwe! Das conservative Philisterium wird Beifall klatschen und sich seine Trüffelpasteten um so besser schmecken lassen. Aber wo ist denn im Oedipus, in der Antigone, im Philoktet u. s. w., wo denn im Lear, Hamlet, Timon, in Romeo und Julie, in der Emilie Galotti, in Don Carlos und in so vielen anderen Tragödien der ersten Art, wo vollends in Stücken von speciell christlichem Charakter, wie in Calderon's standhaftem Prinzen, der titanische Uebermuth, die Elend und Tod verdienende Empörung des tragischen Helden wider die sittliche Weltordnung und Weltvernunft und deren glorreicher, entzückender Sieg darüber? Waren vielleicht auch die von den Juden gesteinigten und getödteten Propheten und Gottesgesandten [1]), waren Christus und die christlichen Märtyrer, waren alle die Edlen, die von ihrer Zeit, ihrem Volke, von der Welt überhaupt gehaßt und verfolgt wurden und einer großen Idee und Absicht zum Opfer fielen, solche tragische Helden, die gegen die sittliche Weltordnung und Weltvernunft ankämpften und diese Schuld, diesen titanischen Uebermuth, diese wahnsinnige Empörung wider das unantastbare Ganze mit gerechtem Leiden und Tode büßten? Allerdings ist das Ganze mächtiger, als der etwas Besonderes meinende und wollende Einzelne, und allerdings pflegt dieser im Kampfe mit ihm nur schrecklich zu leiden und jammervoll unterzugehen. Es fragt sich nur, von welcher Qualität dieses Ganze und seine gerühmte Vernünftigkeit ist. Ist es schlecht, verkehrt, gemein, dem Göttlichen feind, mit dem Wahren, Guten, Schönen im Streite, so ist sein Sieg und Triumph das Traurigste, was es gibt, und die künstlerische Vorführung desselben auf der Schaubühne ist und heißt mit

---

1) Jerusalem, Jerusalem, die du tödtest die Propheten und steinigest, die zu dir gesandt sind! Wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel sammelt, und ihr habt nicht gewollt!" Matth. 23, 31 ff.

Recht ein Trauerspiel. In einer „Verherrlichung der sittlichen Vernunft," in einem Siege derselben über „titanischen Uebermuth" läge nichts Trübseliges und Thränenwerthes.

Es gibt ein altes, der biblischen Sammlung einverleibtes Buch, wo bereits eine ganz andere Ansicht über das Verhältniß des Einzelnen zum Allgemeinen und Ganzen der menschlichen Societät zum Ausspruche kommt. „Es ist ein Gerechter, der gehet unter in seiner Gerechtigkeit; es ist ein Gottloser, der lange lebet in seiner Bosheit." — „Es ist eine Eitelkeit auf Erden, daß Gerechte sind, denen widerfährt, als ob sie Frevler wären, und daß Frevler sind, denen widerfährt, als ob sie Gerechte wären [1]." Dieselbe Anschauung spricht sich in der griechischen Tragödie aus; es werden hier selbst gegen die Götter, insofern sie jene „sittliche Weltordnung und Weltvernunft" repräsentiren, die schicklicher eine „unsittliche Weltunordnung und Weltunvernunft" hieße, die bittersten Anklagen erhoben. Im neuen Testamente wird Alles zusammen mit dem Namen der „Welt," bezeichnet und als eine im höchsten Grade verdorbene und verworfene Art von Existenz und Gesellschaft betrachtet, die nicht sein, die untergehen soll, die auch, als solche, nicht von der christlichen Gottheit gewollt, bestimmt, geregelt und durchwaltet wird, die vielmehr das Herrschergebiet und die Wirkungssphäre eines den antagonistischen Gegensatz zu dieser Gottheit bildenden Dämons ist. Damit hört das Murren und die Anklage auf; der Einzelne, der sich auf die Seite des Guten und Göttlichen stellt und in diesem Interesse bethätigt ist, kennt das ihn hiebei erwartende Leidensloos; er geht in den Kampf mit dieser Welt, um sein Märtyrerthum zu dulden, erwartet nichts Anderes und beschwert sich nicht darüber. Er weiß, welchem Schicksale diese Welt, so schicksalbereitend für den mit ihr entzweiten Einzelnen sie auch jetzt noch sein mag, selbst unterworfen ist; weiß, daß einst ein großes, allgemeines, für ewig entscheidendes Gericht über sie ergehen wird, vermittelst dessen eine ganz andere „Weltordnung und Weltvernunft" als die gegen-

1) Prediger 7, 15. Kap. 8, 14.

wärtige, zur Erscheinung und Entwicklung kommen soll, wo das, was jetzt das Gekränkte, Unterdrückte, Zertretene, Zermalmte ist, das Herrschende sein und das jetzt Herrschende, das die vielbelobte, conversationslexikalische „Weltvernunft und Weltordnung" Bildende und Repräsentirende, seinem verdienten Nichts anheimgefallen sein wird. „Und sie werden kommen vom Aufgang und vom Niedergang, vom Norden und vom Süden und im Reiche Gottes zu Tische sitzen. Und siehe, es sind Erste, die werden die Letzten, und Letzte, die werden die Ersten sein." Luc. 13, 29 f. Matth. 19, 30. Vergl. Matth. 24, 31. Kap. 25, 34. Marc. 13, 27. Offenb. Joh. 21, 27. Kap. 22, 3 ff. Daniel 12, 3. V. 10. 12 f.

Die alte Götterwelt hatte an einem furchtbaren Widerspruche zu leiden, der sie von innen heraus zerstörte und welcher jenes dunkele, drohende Schicksal war, das nach der Vorstellung der Alten über ihr schwebte. Denn einerseits stellten diese Götter wahrhaft göttliche und heilige Mächte dar, denen in frommer Scheu und Ehrfurcht gedient und gehorcht, gegen die auf keine Weise gefrevelt werden sollte, indem von der Ehre, die man ihnen erwies, dem Gehorsam, den man ihnen leistete, Heil, Segen, Glück für Völker, Staaten und Individuen abhängig gemacht wurde. Andererseits waren sie es, die einen in so hohem Grade schlechten, verkehrten und so schon vom Alterthum empfundenen und betrachteten Weltzustand begründeten, bestimmten, aufrechthielten und darin im auffallendsten und anstößigsten Streite mit sich selber und ihren Anordnungen wären, indem sie es den Frevlern wohl und den Frommen übel gehen ließen. Es ist schrecklich, zu hören, wenn Antigone bei Sophokles in die Worte ausbricht:

„Und welch Gebot der Götter hab' ich denn verletzt?
Wie darf ich Arme noch den Blick nach jenen Höh'n
Erheben, wen um Hülfe flehn, da Götterfurcht
Den Lohn der Gottverächter mir erworben hat?[1])

1) Bei einem römischen Dichter kömmt ein Gedicht verwandten Inhaltes vor, das ich in meiner „Polydora" Frankf. a. M. 1835. I. S. 139 folgendermaßen zu geben versucht:

Bei Euripides in den Phönizierinnen will ſie nicht mehr beten und keinen Gottesdienſt mehr mitfeiern, denn übel hätten ihr die Götter vergolten, was ſie der Art vordem vollbracht, als ſie, „um die Schultern ein thebiſches Hirſchfell, Semele's heiligen Chor auf den Gebirgen getanzt.“ Bei der Verbannung des Hippolytos in dem gleichnamigen Stücke des Euripides ſingt der Chor:

„Ha, mit den Göttern zürn' ich,
— — — — — o warum ihn,
Welchen keine Schuld befleckt,
Treiben vom Vaterhauſe?“

Und als er, zum Tode verletzt, auf der Bühne erſcheint, ſagt er ſelbſt:

„Zeus, ſiehſt du das?
Ich Gottesverehrer und reinen Gemüths,
Der Weisheit ſo, wie nicht Einer geliebt,
Stürz' unrettbar in den Hades hinab
Und der Tod lohnt mir. Fruchtloſes Bemüh'n,
Da ich Frömmigkeit
Stets unter den Sterblichen übte!“

Wie ganz anders im Chriſtenthum! Da wird dem Menſchen gleich von vorn herein geſagt, daß ihn ſeine Unſchuld und Frömmigkeit keineswegs vor Leiden, Anklage, Schmach, Strafe, Tod ſchützen, daß er im Gegentheil um ſo mehr zu dulden haben werde, je reiner und frömmer er iſt. Wie es dem göttlichen Stifter dieſer Religion gegangen, ſo ſoll es auch ſeinen menſchlichen Nachfolgern gehen. „Könnt ihr den Kelch trinken, den

---

„Wie ſoll man glauben, daß es Götter gibt
Und ein gerechtes, göttliches Gericht?
Sie ſchwur bei ihrer Augen Heil und Licht
Mich endlos zu lieben, und ſie liebt
Nun einen Andern. Doch ich ſehe nicht,
Daß ſich der Glanz in ihren Augen trübt;
Nur um ſo lichter ſtrahlt ihr Angeſicht.
Mir aber, dem ſie ihr Gelübde bricht,
Und der nie ſelber ſeinen Eid verletzt,
Mir ſchmerzt das Auge, das erkrankte, jetzt.“

ich trinken werde, und mit der Taufe getauft werden, womit man mich taufen wird?" Matth. 20, 22. „Wenn Jemand mir nachkommen will, der verläugne sich selbst und trage sein Kreuz und folge mir." Matth. 16, 24. „Siehe, ich sende euch, wie Schafe unter Wölfe .... sie werden euch Synedrien überliefern und euch in ihren Synagogen geißeln .... und ihr werdet von Allen gehasset sein um meines Namens willen .... Es ist ein Schüler nicht über dem Lehrer, noch ein Knecht über dem Herrn. Haben sie den Hausherrn Beelzebub genannt, wie viel mehr seine Hausgenossen;" Matth. 10, 16 ff. „Wahrlich, wahrlich, ich sage dir," spricht Christus zu Petrus, „da du jünger warst, gürtetest du dich selbst und wandeltest, wohin du wolltest; wenn du aber alt bist, so wirst du deine Hände ausstrecken und ein Anderer wird dich gürten und führen, wohin du nicht willst. Solches aber," setzt der Evangelist hinzu, „sprach er, um anzudeuten, durch welchen Tod er (Petrus) Gott verherrlichen werde." Joh. 21, 18 f. In Beziehung auf Paulus spricht Christus, dem Ananias erscheinend, die Worte: „Ein auserwähltes Werkzeug ist mir dieser, meinen Namen zu tragen vor Heiden und Könige und Söhne Israels. Denn ich werde ihm zeigen, wie viel er leiden muß um meines Namens willen." Apostelg. 9, 15 f. Und Paulus selbst schildert das Loos der ersten Christenheit „so, wie geschrieben stehet: Um dich werden wir gemordet den ganzen Tag, wir sind geachtet, wie Schlachtschafe." Röm. 8, 36. Psalm 44, 23.

In einem theologischen Journale [1]) lese ich folgende Stelle: „Der Sieg ist nach Gottes Weltregierung auf dieser Erde keineswegs unmittelbar an die Fahne des Rechtes geknüpft. Die ganze Weltgeschichte ist nur zu oft eine grausame Tragödie, in welcher das Recht unterliegt und das Unrecht triumphirt. In der Vergangenheit betrachten wir dies Schauspiel mit Ruhe und ohne dadurch an Gottes Fügungen irre zu werden; in der Gegenwart wollen wir uns nur un-

1) Der Katholik. Zeitschrift für katholische Wissenschaft u. s. w. von Heinrich und Moufang. Juli 1859. S. 775

willig in Gottes Wege fügen.“ In dieſer Hinſicht ſtehen wir eben noch immer, ſelbſt in dem Falle des Glaubens und der Frömmigkeit, zum größten Theile auf dem Standpunkte des Heidenthums. Man will, daß Gott dem, was wir als das Wahre, Gute, Rechte erkennen, einen unmittelbaren Sieg und Triumph verleihe; und geſchieht dies nicht, werden die auf dieſer Forderung beruhenden Hoffnungen betrogen, ſo wird der Glaube erſchüttert, ſo werden Klagen und Zweifel laut, ſo heißt es, wie ich erſt kürzlich aus dem Munde eines ſonſt ſehr religiöſen Mannes hörte: „Wo iſt hier die göttliche Gerechtigkeit?“

Ariſtoteles ſagt, man müſſe keinen ganz guten Mann ohne ſein Verſchulden in der Tragödie unglücklich werden laſſen, denn das ſei μιαρον, gräßlich, empörend, atrox, das moraliſche Gefühl in allzu hohem Grade beleidigend. „Die neueſten Tragödien ſind reich daran,“ bemerkt Riemer in ſeinem Lexikon. Aber auch das Leben, die Geſchichte iſt reich an dieſem μιαρον, und dieſe reale Tragik des Lebens in der Weltgeſchichte in einem poetiſchen Abbilde wiederzugeben, iſt eben die Sache des Tragikers. Daher haben auch alle ächten Dichter der Art, auch ſchon die des claſſiſchen Alterthums, mit welchen ſich ſomit Ariſtoteles eben ſo ſehr im Streite befindet, die Unſchuld und das Verdienſt leiden, haben ihre Helden und tragiſchen Figuren das gerade Gegentheil von dem, was ihnen gebührte, zum Lohne erhalten laſſen. Und nicht nur als Factum haben ſie dies ſchreiende Mißverhältniß vor Augen geſtellt; ſie haben es auch mit der größten Ausdrücklichkeit entweder durch die Leidenden ſelbſt oder durch den Chor ausſprechen und hervorheben laſſen. Es iſt dergleichen ſchon angeführt worden; hier noch Folgendes. Im Philoktet des Sophokles beklagt der Chor den Unglücklichen, der, „obwohl er niemals Raub verübte, noch Gewalt, Edlen geſellt ein edler Mann, unverdient in's Elend ſank.“ Im „Oedipus in Kolonos“ kommt folgendes Geſpräch vor:

Chor. Du erlitteſt —

Oedipus. Ich erlitt unſäglich Leid.

Chor. Verübteſt —

Oedipus. Nichts verübt' ich u. ſ. w.

Weiterhin in Beziehung auf den Vatermord ſagt Oedipus: „Ich that es unbewußt und reines Sinnes.“ Ebenſo erklärt er ſich, als ihm Kreon ſeine Gräuelthaten zum Vorwurfe macht.

„— — — — — — — Alſo war's den Göttern lieb,
Die meinem Hauſe lange ſchon vielleicht gegrollt;
Bei mir ja ſelber findeſt du doch nimmermehr
Den Flecken eines Frevels aus“ u. ſ. w.

Die Schuld hat hier nicht die Bedeutung der Schuld, ſondern des Unglücks, und das Unglück iſt um ſo entſetzlicher, wenn es die Form des Verbrechens annimmt und namentlich, wie hier, als ein Beladenſein mit ſo verpönten und allgemein verabſcheuten Vergehungen erſcheint.

„Wer glauben wollte, daß ein grimmer Dämon dies
Mir zugeſendet, meint' er nicht das Richtige?“

ſagt Oedipus. Im Prometheus hat Aeſchylus einen Charakter geſchildert, der ſich allerdings in förmlicher Empörung wider die weltbeherrſchende Macht befindet und der für ſeine mit vollem Bewußtſein begangenen Thaten büßt. Aber was ſind das für Thaten? Wohlthaten, die er dem Menſchengeſchlechte erwieſen!

„Den Dank gewinnt dir deine Menſchenfreundlichkeit,“

ſagt Hephäſtos, wie er ihn an den Felſen ſchmiedet, und Prometheus ſelbſt nachher:

„— — — — — — Weil den Menſchen ich
Heil brachte, darum trag' ich qualvoll dieſes Joch.“

Und ferner:

„Weil zu viel Lieb' ich den Menſchen erzeigt.“

Und wie auch ſelbſt die reinſte Ehrfurcht vor dem Göttlichen und die größte Scheu, ſich durch Selbſtüberhebung ein Unglück und Strafgericht zuzuziehen, vergeblich ſei, hat derſelbe Aeſchylus auf's Merkwürdigſte in ſeinem „Agamemnon“ geſchildert. Der König kehrt hier im Triumphzuge nach Hauſe zurück. Aber er zeigt ſich durchaus edel, weiſe, maßvoll, gottesfürchtig, ja demüthig in Wort und That. Klytämneſtra ſchmeichelt und heuchelt; ſie wirft ſich vor ihm nieder; ſie läßt Purpurteppiche

breiten; der Zertreter Ilions soll seinen göttlichen Fuß nicht auf die Erde setzen. Er weist diese Ehren ab; mit Furcht, nur gedrungen von dem falschen Weibe und aus Gefälligkeit gegen dasselbe, betritt er die kostbaren Decken, läßt sich aber zuvor die hohen Königskothurne von den Füßen lösen und erniedrigt auf diese Weise, um einen so stolzen und prächtigen Eintritt in sein Haus zu paralysiren, sich selbst; dann empfiehlt er seiner Gemahlin in der humansten Weise die gefangene Kassandra:

„— — — — — — Dieses fremde Mädchen führ'
In's Haus mir freundlich; wer als Herr sich milde zeigt,
Auf den herab sieht mild der Gott und gnadenreich;
Mit frohem Herzen trägt ja Niemand Sklavenjoch."

Ein solcher Mann, sollte man denken, müßte der Gunst und des Schutzes der waltenden Mächte sicher genug sein. Er geht hinein in den Palast und fällt unter dem Beile der Mörderin, mit ihm die unglückliche, ihrem Schicksale wissend entgegenschreitende Seherin. Hierauf erscheint Klytämnestra mit dem Mordbeile, die Stirne mit Blut bespritzt, sich kalt und frech ihrer That rühmend; die Leichen werden hervorgetragen; der elende Aegisthos tritt auf, freut sich des Geschehenen und spreizt sich in der neuen Herrlichkeit. „So," bemerkt hiezu Droysen[1]), „auf dem Ruine des Großen das Gemeine sich emporheben, so es in seiner Verächtlichkeit prahlen und Recht haben zu sehen, das ist die widrige Wahrheit des Lebens." Der von seiner Stiefmutter Phädra angeklagte, von seinem Vater Theseus verfluchte und in Folge dessen so jammervoll untergehende Hippolytos wird von Euripides als ein nicht nur unschuldiger, sondern erhabener, in ganz ungewöhnlicher Weise reiner und tugendhafter Mensch geschildert. Er dient in Keuschheit der Artemis, die ihn ihres persönlichen Umganges würdigt; er ist ein Weiser und enthält sich als Orphiker animalischer Kost; es ist ihm „nicht Einer an Enthaltsamkeit gleich," er hat „ein jungfräuliches Gemüth" und kennt die Liebe nicht aus eigener Erfahrung, sondern nur vom Hörensagen; er enthält sich, von Phä-

1) Des Aeschylus Werke, Berlin 1832. I. S. 203.

dra's, ſeiner Verderberin, Leidenſchaft und Tücke den Schleier hinwegzuziehen, um nicht ſein Wort zu brechen; er iſt noch im Tode edel und vergibt ſterbend dem Vater, deſſen Zorn und Fluch ihn in den Tod geſtürzt. Es fällt in ihm „der glanzvollſte Stern Athen's," wie ſich der Chor ausdrückt; „dein Edelmuth war dein Verderben," ſpricht Artemis zu ihm, und Theſeus ruft gegen das Ende hin, wie Hyppolytos einen ſo ſanften und großmüthigen Abſchied von ihm nimmt:

„Weh, weh mir! Wie iſt deine Seele fromm und gut!
— — — — — — — — — — —
O Stadt der Pallas, weit berühmte, welch ein Mann
Wird dir entriſſen!"

So vielfach, ſo abſichtlich und ausdrücklich haben die Alten die Unſchuld und Tugend ihrer tragiſchen Helden und die Ungerechtigkeit des ſie treffenden Schickſals hervortreten laſſen und in's Licht geſetzt.

Sonderbar iſt es, daß Leſſing jener Ariſtoteliſchen, das in der Tragödie zu meidende Unglück ganz ſchuldloſer Individuen betreffenden Regel ſo großen Beifall gibt und als Kritiker die Stücke Anderer darnach mißt, wie er es in ſeiner „Hamburgiſchen Dramaturgie" in Beziehung auf Richard III. von Weiße thut, während er doch als Dichter in ſo hohem Grade ſelbſt dagegen verſtößt. „Sind nicht," ſagt er, „die Königin, Eliſabeth, die Prinzen vollkommen ſolche (ganz ſchuldloſe) Perſonen? Was haben ſie gethan, wodurch haben ſie ſich's zugezogen, daß ſie in den Klauen dieſer Beſtie (Richard III.) ſind? Beſonders die kleinen, wimmernden Schlachtopfer, die kaum noch rechts und links unterſcheiden können? Iſt dieſer Jammer, der mich mit Schaudern an die Schickſale der Menſchen denken läßt, dem ſich Murren wider die Vorſehung zugeſellt und dem Verzweiflung nachſchleicht, das, was die nachahmende Kunſt wecken ſollte?" u. ſ. w. Was hat denn aber, ſo muß man auch bei ſeiner „Emilia Galotti" fragen, dieſes bis zur Aengſtlichkeit ſittenreine und fromme Mädchen, was denn ihr edler Vater und Bräutigam, was ihre arme Mutter verbrochen, daß ſie in die Schlingen eines Teufels, wie Marinelli,

fallen und Alle zuſammen einem ſo entſetzlichen Unglück unterliegen? Iſt das nicht derſelbe Jammer, den nach Leſſing „eine nachahmende Kunſt nicht wecken ſollte," ja ein noch größerer? Aber eben darum iſt dieſe „Emilia Galotti" eine wahre, den ganzen Fluch unſeres gegenwärtigen Daſeins, das ganze, für ſich rettungs- und troſtloſe Unheil ſeiner Verwicklungen zum Bewußtſein bringende Tragödie, ein Werk des Genius, der ſelbſt den kritiſchen Meinungen und Grundſätzen des dichtenden Subjectes zum Trotze nur ſeinen eigenen Geſetzen folgt und dabei ſtets in ſeinem Rechte iſt, wir mögen es einſehen oder nicht [1]).

In Schiller's Werken befindet ſich ein nach dem Franzöſiſchen bearbeitetes Luſtſpiel: „Der Paraſit oder die Kunſt, ſein Glück zu machen," wo ein ſchlechter und unfähiger Menſch ſich der ſeinem Charakter entſprechenden Mittel bedient, um ſich emporzuſchwingen, heuchelt, ſchmeichelt, Verdienſt und Talent zugleich ausbeutet und unterdrückt, endlich aber entlarvt und vernichtet wird, worauf die edleren und begabteren Individuen, die er in Schatten geſtellt, zu ihrem Rechte kommen und ſich ſo ein höchſt befriedigender Ausgang geſtaltet. Am Schluſſe jedoch heißt es: „Diesmal hat das Verdienſt den Sieg behalten. Nicht immer iſt es ſo. Das Geſpinnſt der Lüge umſtrickt den Beſten, der Redliche kann nicht durchdringen, die kriechende Mittelmäßigkeit kommt weiter, als das geflügelte Talent; der Schein regiert die Welt und die Gerechtigkeit iſt nur auf der Bühne."

Wenn auf der Bühne Gerechtigkeit iſt, ſo iſt die Bühne nicht wahr. Sie ſtellt in dieſem Falle die Dinge dar, wie ſie ſein ſollten, aber nicht ſind; und dann geſtaltet ſich auch kein Trauerſpiel, ſondern ein Luſtſpiel, oder ein, wenn auch übrigens noch ſo ernſtes, doch heiter und glücklich ausgehendes Schau-

1) Ich weiß wohl, daß Leſſing behauptet hat, er ſei kein Genie und kein Dichter; er verdanke Alles der Kritik; er ſei ein Lahmer, der nur an dieſer Krücke zu gehen vermöge; Schriften XXV. S. 383 f. Aber wir ſehen ihn thatſächlich dieſe Krücke wegwerfen und ſich mit den Flügeln des Genies ſo hoch erheben, als ein Dichter nur immer kann.

ſpiel, ein Stück, wo kein Unglück vorkommt, außer dem, was die Schuldigen trifft, wo keine Myſtik herrſcht, kein Räthſel zu löſen iſt, nichts wahrhaft Tragiſches das Gemüth erſchüttert. Soll die Bühne wahr ſein; ſoll ſie die Dinge ſpiegeln, wie ſie ſind, ſo darf ſie keine Gerechtigkeit handhaben, ſo muß ſie im höchſten, ſchreiendſten Grade ungerecht ſein. Dann iſt ſie freilich nicht praktiſch brauchbar und moraliſch im gemeinen Sinne des Wortes, d. h. ſie ermuntert nicht zum Rechten und Guten durch Vorhaltung des Lohnes, der ſeiner warte, und ſchreckt nicht vom Unrechten und Böſen ab durch Schilderung der verderblichen Folgen, die daſſelbe für das Individuum habe; ſie iſt ganz nur theoretiſcher, intellectueller, Erkenntniß bewirkender Art; ſie iſt Weltſpiegel; ſie ſtellt die traurige, ſchreckliche, tiefverletzende Wahrheit des realen Weltzuſtandes und Weltlaufes vor Augen, thut es ohne alle Schonung und Milderung und leitet dadurch auf höhere Standpunkte hin, die über die Sphäre der gemeinen, bürgerlichen Moralitätszwecke, die man ihr unterſchiebt, unendlich erhaben ſind.

Es gab eine Zeit, wo man der Meinung war, der Böſe müſſe am Ende des Stückes entweder beſtraft werden oder ſich beſſern. Leſſing widerſpricht dieſer Regel in Betreff der Komödie; in der Tragödie, meint er, könne ſie noch eher gelten; „ſie kann uns da mit dem Schickſale verſöhnen und Murren in Mitleid kehren [1]).“ Er zeigt auch hier wieder, daß er vom Weſen der Tragödie als Theoretiker gar Nichts begriffen hat. Ganz andere Normen ſehen wir ihn auch hier wieder als Dichter befolgen. Da läßt er die größten moraliſchen Ungeheuer entweder ſtraflos oder mit einer Strafe durchkommen, die zu ihren Thaten gar kein Verhältniß hat. Die ruchloſe Marwood in „Miß Sara Sampſon“ vergiftet die liebenswürdige Sara; der zärtliche Vater derſelben verliert ſo ſeine kaum erſt wiedergefundene Tochter, der Liebende erſticht ſich; die Verbrecherin flieht und verwahrt ſich in der Art, daß man ihr Nichts anhaben kann, wiewohl ſie ſich triumphirend ihrer Unthat rühmt. In „Emilia Galotti“ wird Marinelli, nachdem er eine ganze Familie auf das Fürchterlichſte zu Grunde gerichtet, nur von

1) Schriften XXV. S. 363.

der Ungnade ſeines über die reſultatloſe Intrigue und den gräßlichen Ausgang der Geſchichte erzürnten Fürſten getroffen.

Gerechtigkeit im Sinne einer vollkommenen Wiedervergeltung iſt oft gar nicht möglich. Ein bewundernswürdiger Zug, der die Ohnmacht menſchlicher Rache in ſolcherlei Fällen mit zwei Worten in's hellſte Licht ſetzt, kommt bei Shakespeare vor. Macbeth hat Macduff's Schloß genommen und deſſen Weib und Kinder getödtet: „Und er hat keine Kinder!“ ruft Macduff, als er dieſe Nachricht erhält. Er kann dem Mörder ſeiner Kinder nicht Gleiches mit Gleichem vergelten; es iſt dieſer an der Stelle, wo er getroffen werden müßte, unverwundbar; denn das, durch deſſen gleichmäßige Behandlung er in Macduff's Lage kommen würde, iſt nicht da. Daß verruchte Menſchen durch Selbſtmord oder einen von ſelbſt erfolgenden Tod wenigſtens dem ihrer harrenden menſchlichen Gerichte entgehen, iſt ein in der Wirklichkeit häufig vorkommender Fall, wie ihn denn Schiller in ſeinen „Räubern“ in Beziehung auf Franz Moor auch auf die Bühne gebracht. Dieſer ſoll lebendig gefangen werden, damit eine ſeinen Frevein entſprechende Rache an ihm vollzogen werde; allein „er ſpielt das Prävenire“ und erdroſſelt ſich. Ich habe Aufführungen dieſes Stückes geſehen, wo er ſtatt Deſſen wirklich dahergeſchleppt und in denſelben Thurm hinuntergeſtoßen wurde, worin der alte Moor verſchloſſen geweſen war. Dies iſt eine der nur nach Rache ſchreienden und durch dieſe vollkommen befriedigten Unbildung gemachte, der Kunſt aber ganz unwürdige Conceſſion. Es kommt im Leben auch wohl das vor, daß ein böſer Menſch zwar untergeht, dabei aber gleichwohl einen gewiſſen Triumph feiert und eine ihn über ſeinen Untergang tröſtende teufliſche Befriedigung hat. So habe ich einen rohen, wilden Menſchen gekannt, mit dem Niemand auskommen konnte, der ſeine eigene Mutter blutig ſchlug, ja endlich ſogar eines Morgens in planmäßiger, überlegter Weiſe das Kind ſeiner verſtorbenen Schweſter, die einzige Freude ſeiner alten Eltern, aus Neid und Bosheit gräßlich ermordete und darauf durch einen Piſtolenſchuß ſich ſelber tödtete. Dieſer Menſch erreichte ſeinen Zweck vollkommen und mit Verhöhnung

aller menſchlichen Strafgewalt, indem er ſein Leben, das nur einen untergeordneten Werth für ihn hatte, dafür opferte. Sei es indeſſen, daß die vollſtändigſte Wiedervergeltung Statt finde, ſo wird dadurch dennoch, weder im Leben, noch auf der Bühne, eine wahre Ausgleichung bewirkt. Denn was hilft es, wenn ein Tyrann, Wütherich, Mörder, Böſewicht, nachdem er ſo großes Unheil angerichtet, ſo viel Beſſere um's Leben gebracht oder elend gemacht hat, endlich auch ſelbſt ein unglückliches Ende nimmt? Stehen die Gemordeten wieder auf, und wird all das Traurige und Schreckliche, was in Folge ſo böſer Thaten erlitten worden iſt und fortwährend erlitten wird, in ſein Gegentheil verwandelt? In Weiße's Richard III., einem veralteten und vergeſſenen Stücke, das aber nicht ohne merkwürdige Züge iſt, wird dies zuletzt, als der Tyrann in der Schlacht gefallen, zu wiederholten Malen ausgedrückt:

„Ein Troß, doch Gott, wie ſchwach!" —
„Und fielen Tauſende, ſind wir dadurch geheilt? —
„— — — — — — — — — Meine Brüder,
„Ach, ſie erwachen nicht durch unſere Siegeslieder u. ſ. w."

Schiller in ſeiner Abhandlung über das Erhabene vergleicht das ſich in den menſchlichen Affecten offenbarende irrationelle Princip mit den Leiſtungen der ſelbſtſtändigen Menſchenvernunft, und bemerkt, daß ſich das Erſtere bis jetzt weit mächtiger, als die letztere, gezeigt, die nur in einzelnen großen Charakteren ihre Macht zu behaupten im Stande geweſen. „Wenn man ſich," ſagt er, „der Geſchichte mit großen Erwartungen von Licht und Erkenntniß nähert, wie ſehr findet man ſich getäuſcht! Alle wohlgemeinten Verſuche der Philoſophie, das, was die moraliſche Welt fordert, mit dem, was ſie wirklich leiſtet, in Uebereinſtimmung zu bringen, werden durch die Ausſagen der Erfahrung widerlegt, und, ſo gefällig die Natur in ihrem organiſchen Reiche ſich nach den regulativen Grundſätzen der Beurtheilung richtet oder zu richten ſcheint, ſo unbändig zerreißt ſie im Reiche der Freiheit den Zügel, woran der Speculationsgeiſt ſie gefangen führen möchte." Das lautet ganz anders, als der erwähnte Artikel im Converſationslexikon. Es wird weiterhin

die falſch verſtandene „Schonung und der ſchlaffe, verzärtelte Geſchmack“ gerügt, der über das ernſte Angeſicht der Nothwendigkeit einen Schleier wirft und eine Harmonie zwiſchen Wohlverhalten und Wohlſein lügt, wovon ſich in der wirklichen Welt keine Spuren zeigen. „Stirne gegen Stirne zeige ſich uns das böſe Verhängniß! Nicht in der Unwiſſenheit der uns umlagernden Gefahren — denn dieſe muß doch endlich aufhören — nur in der Bekanntſchaft mit derſelben iſt Heil für uns. Und zu dieſer Bekanntſchaft verhilft uns das Schauſpiel der Alles zerſtörenden und wieder erſchaffenden und wieder zerſtörenden Veränderung, des bald langſam untergrabenden, bald ſchnell überfallenden Verderbens, verhelfen uns die pathetiſchen Gemälde der in den Kampf mit dem Schickſal eingehenden Menſchheit, der unaufhaltſamen Flucht des Glückes, der betrogenen Sicherheit, der triumphirenden Ungerechtigkeit und der unterliegenden Unſchuld, welche die Geſchichte in reichem Maße aufſtellt und die tragiſche Kunſt nachahmend vor unſere Augen bringt.“

Ich hebe noch einige das Geſagte beſtätigende und erläuternde Stellen aus den Briefen der berühmten Rahel Varnhagen aus. „Das iſt nicht tragiſch,“ ſagt ſie einmal, „was Moraliſten zeigen, wie man ſich ſelbſt ſchadet, was man vermeiden könnte, wie man ſich Unglück zuzieht, wie man mit den Göttern wählen ſollte und nicht ohne ſie, wie innerer Friede ſchätzenswerther, als alles andere Gewünſchte, ſei u. dgl. Tragiſch iſt das, was wir durchaus nicht verſtehen, worein wir uns ergeben müſſen, welches keine Klugheit, keine Weisheit tilgen, noch vermeiden kann; wo wir, wenn es uns zerſtört, mit der Frage ſitzen bleiben: Warum? Warum mir das? Warum bin ich dazu gemacht?“ u. ſ. w. Das Tragiſche iſt in der That dieſer unaufgelöſte und innerhalb ſeines eigenen Gebietes unlösbare Widerſpruch. Sie findet in Göthe's Taſſo „das tragiſchſte Ereigniß. Ganz ſeiner innerſten Natur zuwider, muß er ſich am Ende an den halten, der ihm das Abſcheulichſte iſt, im Kampfe mit der Seligkeit ſeines Herzens und überwunden, ſie fahren laſſen; endlich, um das Vernünftige zu ergreifen, die Seele nach

der unnatürlichſten Lage hinrenken und ſo das Herz in fremden, rauhen Gehegen ausſtrömen laſſen, welches geboren war, nach ſeinen ſelbſt erkorenen Himmeln zu ſtrömen. Solcher Todtſchlag bleibt ein ewiger Schmerz; iſt nicht zu bekämpfen, nicht zu ändern, iſt einzig — tragiſch [1])." — „Taſſo wird durch Geſetze getödtet, die nicht für ihn gemacht ſind [2])." — „Die ganze Welt iſt eigentlich ein tragiſcher Embarras [3])." Sie hebt ferner zu wiederholten Malen den Umſtand hervor, daß Göthe auch in ſeinen Romanen alles tief und rein Poetiſche ſo tragiſch untergehen läßt, wie namentlich im Wilhelm Meiſter der Fall. „Sollte er mit Bedacht alle diejenigen, denen die Liebe das ganze Leben in ſich aufnahm, haben ſterben laſſen? Sperata, Mariane, Mignon, Aurelie, der Harfenſpieler [4])!" — „Es mag mit oder ohne Bedacht geſchehen ſein; es iſt von einem mächtigen Dichter, daß die weiblichen Weſen im Meiſter, welche lieben, Mariane, Aurelie, Mignon, nicht konnten leben bleiben. Es iſt für ſolche noch keine Anſtalt da [5])." Es wird auch nie eine ſolche da ſein. Für die gemeinen Naturen iſt das Geſetz vorhanden, welches zwar unaufhörlich übertreten wird, doch aber das Ganze nothdürftig zuſammenhält und wenigſtens hindert, daß aus dem inneren Chaos auch ein äußeres werde; für die höheren, die ſich aus Welt und Leben nicht ganz zurückziehen, führt es die tragiſchen Conflicte und Untergänge herbei. Man erinnere ſich, wie ſich Hegel obigem Citate nach in Beziehung auf Romeo und Julie äußert. Von ſich ſelbſt ſagt Rahel: „Schickſal und Glück ſind mir nicht gut, Gott und Natur lieben mich." — „Ich habe viel Unglück erlebt; dazu hatte ich Talent, ich bin der größte Virtuos darin [6])." Sie zeigt ſo die reale Tragik des Lebens, von der die tragiſche Dichtung der poetiſche Spiegel iſt; ſie zeigt namentlich den großen, tiefen, unheilbaren Widerſpruch, in wel

1) Rahel, Berlin 1834. II. S. 189.
2) Daſelbſt III. S. 95.
3) Daſelbſt I. S. 196.
4) Daſelbſt II. S. 190.
5) Daſelbſt I. S. 316.
6) Daſelbſt II. S. 148. I. S. 456.

chem jede höhere Natur mit Welt und Leben steht, durch welche mehr oder weniger jede zu leiden hat, treffend und geistreich an sich selber auf. In einem der letzten Jahre ihres Lebens [1]) schrieb sie Folgendes: „Das Schöne will hervor, das Gute, das Reine, das Freie, das Glück, das unverletzte, Heiligkeit — Alles ist gestört; Chaos lebt noch. So sehe ich endlich im Alter unseren Zustand in intellectueller, naturhistorischer, ethischer, politischer Hinsicht an. Wer ganz feinsinnig, tief, intelligent ist, ein starkes und zartes Herz hat, findet kein Ganzes in irgend einer Combination von Umständen, zu einem Zustand gestaltet, der seinen gerechten Forderungen genügte, und nicht sogar quälte. Mir wenigstens war dies nicht beschieden; man ist nicht einsamer, als ich nun in allen Stücken bin [2])."

---

1) Sie starb im Jahre 1833 noch nicht 62 Jahre alt; der Brief, dem die bezügliche Stelle entnommen, ist 1831 datirt.

2) Daselbst III S. 539 f.

Mainz,
Druck von Florian Kupferberg.

Charakteriſtiken und Kritiken.

Charakteriſtiken und Kritiken

betreffend die wiſſenſchaftlichen,

religiösen und ſocialen Denkarten, Syſteme, Projekte

und Zuſtände der neueſten Zeit.

Nebſt poſitiven Erörterungen und Nachweiſen.

Von

G. Fr. Daumer,

Profeſſor.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Hannover.

Carl Rümpler.

1870.

403

Vorrede.

In einem öffentlichen Blatt*) findet ſich ein Artikel: „Von Auſſee nach Gaſtein", worin mir eine Stelle aufgefallen. „Es iſt erſtaunenswerth", heißt es daſelbſt, „wenn man von Zeit zu Zeit aus dem neuen Europa mit ſeinen Locomotiven in das alte Tyrol mit ſeinen Schwagern tritt, wie da Alles und Jedes ſeit 30 Jahren auf demſelben Flecke ſteht. Den Menſchen unſerer Tage überkommt dabei eine große Wehmuth, wie bei'm Klange alter Melodien. Verſchwundenes Glück, verſchwindendes Glück um Einen her; und vor Einem ein gewiſſes Etwas allgemeiner Menſchenliebe, das ſeinen Einzug in die Welt unter Blut und Jammer und allgemeiner Zerſtörung Deſſen hält, was uns lieb und theuer iſt."

Ich geſtehe, daß ich mich in dieſe — mir übrigens längſt wohlbekannte — Begriffsverbindung oder Begriffsverwirrung nicht finden kann. Denn ſollte es in der That irgend eine Art von wahrer, nicht bloß vorgeblicher Menſchenliebe ſein, was auf eine ſo fürchterliche Weiſe in die Welt einzieht und ein ſo allgemeines und tiefgreifendes Unheil anrichtet? Sollten alle die entſetzlichen Revolutionsgräuel,

*) Augsb. Allg. Zeitung vom 7. Oct. 1853.

an denen die europäiſche Menſchheit ſchon ſeit dem vorigen Jahrhundert leidet, wirklich als ein nur vorübergehendes Uebel, welches durch das daraus entſpringende dauernde Glück reichlich aufgewogen werde, zu betrachten ſein? Sollte namentlich aus einer allgemeinen Zerſtörung deſſen, was uns lieb und theuer iſt, um die Worte des citirten Artikels zu wiederholen, ein beſſerer und vollkommenerer Zuſtand hervorgehen, als der frühere, wenn auch noch ſo mangelhafte, geweſen iſt? —

Unter dem, was zerſtört, was auf keinen Fall geweckt und gefördert wird, iſt, fürchte ich, auch die Liebe, und zwar zuallermeiſt gerade dieſe. Denn wo fände ſich bei der zügelloſen Entfeſſelung und Entwicklung aller gefährlichen, ſchrecklichen und unmenſchlichen Gemüthsbewegungen und Leidenſchaften auch nur eine Spur davon! Die ganze moderne Bewegung mit ihrer Nichts mehr für heilig achtenden und verſchonenden Umwälzungstendenz beruht augenſcheinlich auf etwas ganz Anderem, als auf den zarten und feinen Seelenſtimmungen des Wohlwollens, der Güte, des Erbarmens, der Menſchlichkeit.*) Es iſt ganz im Gegentheile die durch unſere Cultur keineswegs ausgerottete, durch die Gewalt-, Abſchreckungs- und Beſchwichtigungsmittel des Staats, der Civiliſation und der Religion nur nothdürftig niedergehaltene Wildheit der menſchlichen Natur, die alle Schranken haßt und bricht, nicht nur etwa diejenigen, über die man ſich mit Recht beklagen kann, ſondern auch jene, die zum Beſtande einer geordneten und gebildeten Societät abſolut nothwendig ſind. Was wir vor uns haben, um wieder an einen Ausdruck jenes Artikels zu erinnern, was der Beobachtende und Bedenkende mit Schauder und Schrecken herankommen ſieht, iſt eine totale Auflöſung der Dinge, eine abſolute Barbarei, in welcher alle Errungenſchaften

*) Ich erinnere mich, wie mitten in der Revolution 1848 von einem der Führer, dem nicht genug Blut floß, über „Mangel an revolutionärer Energie“ geklagt wurde.

der Cultur, Kunſt, Wiſſenſchaft, ethiſchen und religiöſen Bildung zu Grunde gehen, eine völlige Entartung und Verwilderung des Menſchengeſchlechtes, für die es am Ende gar kein Heilmittel mehr giebt.*) Das laſſen unter Anderem die ganz unerhörten Verbrechen ahnen, welche in unſeren Tagen das allgemeine Entſetzen erregen und unter deren Eindruck auf Geiſt und Gemüth zum Theile dieſe Blätter entſtanden ſind.**)

Schreiber dieſes iſt kein Feind des Lichtes und des Fortſchrittes; das hat er zu allen Zeiten ſeines Lebens und Schaffens, auch in dieſer letzten Periode deſſelben, bewieſen und erklärt; für wirkliche Finſterniſſe und Rückſchritte hat er niemals Sinn gehabt und niemals zu wirken beabſichtiget; das wiſſen wenigſtens Alle, die ihn näher kennen. Aber was ſteckt hinter jenen Redensarten, wie ſie als Schlagwörter und Aushängeſchilder bekannter Parteien gebraucht zu werden pflegen? Perty***) ſpricht von „jener unruhigen Begier, welche den ſogenannten Fortſchritt erzeugt, bei dem, ohne Zunahme wahren Glückes†), ſich mit den Bedürfniſſen nur die Forderungen ſteigern.“ Dieſer Fortſchritt iſt die Iſebill des Märchens, deren Wünſche und Anſprüche niemals zur Ruhe kommen. Ja es ſind noch ſchlimmere Geiſter, die ihr erſchreckendes Angeſicht mit ſolchen Masken decken. Das ſieht man, ſo wie ſie ſich ihrer Feſſeln entlediget und dieſe Masken, als nicht mehr nöthig, von ſich geworfen haben.

Wie Viele, auch ſolche, die nicht zu den leidenſchaftlichen Umſturzmännern gehören, haben ſich über die ſpaniſche Revolution gefreut, von der ſie ſo viel Gutes und Schönes hofften! Und was hat

*) So ſchwarz ſehe ich nicht etwa nur erſt jetzt; in ganz ähnlicher Weiſe habe ich mich ſchon 1848 oder 1849 in einem Artikel des Nürnberger Correſpondenten erklärt. Ich nahm, weil ich nichts Gutes ahnte, auch ſchon an jenen Bewegungen keinen Theil.

**) Ueber „die grauenhaft anſchwellende Statiſtik der Verbrechen“ äußert ſich auch Hägele, Revolution und moderne Geſellſchaft 1869.

***) Blicke in das verborgene Leben des Menſchengeiſtes. 1869. S. 286.

†) Obige Worte ſind ſo ſchon im Originaldruck hervorgehoben.

dieſes progreſſiſtiſche Ereigniß dem unglücklichen Lande für einen Segen gebracht? — „Brand, Mord, Todtſchlag, Füſiladen ohne Ende, Maſſenmord ohne Erbarmen, Noth und Elend ohne Gleichen, Raub und Plünderung ohne Aufhören! Dreißig Städte und unzählige Dörfer ſind ſeit einem Jahre in Trümmer geſchoſſen worden und in Flammen aufgegangen. Hunderttauſend Leichen haben bereits die Aufſtände in Spanien und Kuba gekoſtet" ꝛc.*)

Sollte derjenige, den eine ſolche Sachlage erſchreckt und zu den ernſteſten Betrachtungen veranlaßt, und der ſich bemüht, das drohende Verderben, ſo viel er für ſeinen Theil und in ſeiner Sphäre vermag, aufzuhalten und abzuwehren, etwas Verächtliches wollen und thun und mit einem Scheltnamen jener in ſo gefahrvoller Weiſe vorwärts drängenden Parteien, deren Sache er nicht zu der ſeinigen machen kann, belegt zu werden verdienen? —

Der Verfaſſer gegenwärtiger Schrift, ergraut bereits und durch die ſchmerzlichſten Erfahrungen erſchüttert und reif gemacht, hat ſich unter Diejenigen geſtellt, die ein ſolcher Eifer treibt, und dabei einzig und allein den unabweislichen Forderungen ſeiner Erkenntniß und ſeines Gewiſſens Folge geleiſtet. Dieſer Richtung und Geſinnung bleibt er auch in dieſen Blättern treu.

Auf confeſſionelle Differenzen einzugehen, hat er hier keine Veranlaſſung gefunden; es ſcheint ihm überhaupt dafür keine paſſende Zeit zu ſein. Es handelt ſich doch wohl ganz vorzüglich darum, die durch die modernen Bewegungen erſchütterten Fundamente alles religiöſen Glaubens und Empfindens und aller höheren Weltanſchauung wieder zu befeſtigen und annehmbar erſcheinen zu laſſen. Dies iſt denn auch ſchon in mehreren vorausgegangenen Schriften des Verfaſſers, wie in dem Büchlein über den Tod und dem „das Geiſterreich" betitelten**), ſeine Abſicht geweſen. Sie ſind nicht ohne

*) Aus einem öffentlichen Blatt.

**) Beide bei Türk in Dresden erſchienen.

Nutzen geweſen. Womit er es hier zu thun hat, iſt hauptſächlich der geiſtfeindliche, das menſchliche Weſen auf's Tiefſte erniedrigende, die heilloſeſten Folgen entwickelnde Materialismus, ſo wie der den eigentlichen und weſentlichen Gehalt des Religionsglaubens vernichtende und dadurch eine ſo unerträgliche Leere im menſchlichen Gemüthe erzeugende Rationalismus und Reformatismus unſerer Tage. Dieſen gegenüber wird der Geiſt im vollſten und edelſten Sinne des Wortes und der große, reiche, lebens- und wirkungsvolle Inhalt des religiöſen Glaubens und Hoffens, den eine bloße Moralpredigt und Humanitätslehre mit Läugnung von Geiſt und Gott und mit Ausſicht auf ewige Vernichtung im Tode immermehr erſetzen kann, vertreten und vertheidiget.

Wir begrüßen in dieſen Blättern friedlich und freundlich jeden Wohldenkenden, ernſter Geſinnten und tiefer Denkenden, indem wir aus den angegebenen Gründen wohl hoffen dürfen, bei Solchen einen hinlänglich allgemeinen Anklang zu finden. Ob dieſes Unternehmen eine Fortſetzung erhalten wird, wozu wir nicht ungeneigt ſind, hängt von zu erwartenden äußern Umſtänden ab.

Inhaltsanzeige.

Seite

I. Charakteriſtik der materialiſtiſch-darviniſtiſchen Weltanſchauung, theils überhaupt, theils in beſonderer Beziehung auf Profeſſor Häckel's in Jena „natürliche Schöpfungsgeſchichte“ 1–54

II. Vuiſſon und deſſen „freies Chriſtenthum“ und „Kirche der Zukunft.“ Nebſt kritiſchen Blicken auf verwandte Zeiterſcheinungen. Aus einer dieſe Gegenſtände betreffenden Correſpondenz mit einer Dame . . . . . 55—76

III. Die Wirkungen des Chloroforms in Beziehung auf die Seelenfrage und den Glauben an die Fortdauer im Tode. Wider Dr. L. Büchner . . . . . 77—82

IV. Anſichten über Seele, Geiſt und Schickſal des Menſchen nach dem Tode . . . . . 83—89

V. Die Wunder der Natur. Fünf Beiſpiele . . . . . 91—107

Vorbemerkung. 1. Die Pororoca. 2. Die Metamorphoſe der Fröſche und Molche, insbeſondere was den Axolotl betrifft. 3. Neubildung des Gehirns bei Thieren. 4. Kameel, Rennthier, Eſel und Kuhbaum. Eine Wundergruppe, namentlich in Beziehung auf eine merkwürdige, ja unbegreifliche Milch und Fetterzeugung. 5. Die Myſtik der Pflanzenwanderung.

VI. Die moſaiſche Schöpfungsgeſchichte und die Wiſſenſchaft . . 109—112

VII. Zur Sittengeſchichte der Gegenwart, die junge Generation Amerika's und Europa's betreffend . . . . . 113—116

Zuſätze, den Materialismus, ſeine Beurtheilung in der antimaterialiſtiſchen Literatur und ſeine innere Geſchichte betr. 117—128

I.

Charakteriſtik

der materialiſtiſch-darviniſtiſchen Weltanſchauung,

theils überhaupt, theils in beſonderer Beziehung

auf Profeſſor Dr. Ernſt Häckel's in Jena

„natürliche Schöpfungsgeſchichte."

I.

Der menſchliche Geiſt, der Menſch als denkendes, wollendes, einheitlich auf ſich ſelbſt bezogenes, ſich in und aus ſich ſelbſt beſtimmendes, ſich dabei von allem Aeußern, auch ſeinem Leibe als dieſem äußerlichen Gebilde, unterſcheidendes inneres Weſen und Leben, weiß, ſo dunkel ihm auch ſein Grund und Urſprung, ſeine Beſtimmung und ſeine Zukunft ſein mag, mit unmittelbarer Gewißheit doch ſo viel, daß er eben dieß, ſolch ein inneres Weſen und Leben, und nicht das Gegentheil ſeiner ſelbſt, nicht todte, rohe, ſinnloſe, mechaniſch bewegte Aeußerlichkeit iſt, und daß ſeine Thätigkeiten, wie ſie auch mit der Körperwelt, zunächſt dem mit ihm verbundenen Leibe und da insbeſondere mit dem Gehirne zuſammenhangen mögen, nicht nur mechaniſche (phyſikaliſche, chemiſche) Bewegungen und Prozeſſe eines rein körperlichen Hirnſtoffes ſind, deſſen Begriff ſich mit dem des Geiſtes nimmermehr identificiren, in ein einfaches Eins zuſammenfaſſen läßt.*) Auf ſolch pures Außenwerk, in ſchreiendem Widerſpruch mit dem unvertilglichen Selbſtgefühl und Selbſterkennen des geiſtigen Menſchenweſens, Alles, was in uns denkt, fühlt, will und lebt, gewaltſam zurückzuführen, iſt gleichwohl die eigenthümliche, man darf wohl ſagen, wahnſinnige Luſt und Weisheit unſerer Zeit. Wenn unſer geiſtiges

*) „Der menſchliche Geiſt hat das Bedürfniß zu wiſſen, daß er ſelbſt es iſt und nicht ein ihm fremdes Weſen, was in ihm vorſtellt, empfindet, denkt und will. Und in der That, was haben mit unſerem inneren, geiſtigen Weſen und Ich jene Elemente unſeres Gehirnes, die da kommen und wieder gehen, gemein! Wer möchte in ihnen ſein eigenes Selbſt erkennen oder damit identificiren!" Dr. Auguſt Weber, die zweifache Natur des Menſchen. Unterhaltungen von Gutzkow. 1855. Nr. 47.

Selbſt und ſeine licht- und lebensvollen Thätigkeiten auf dieſem Wege klarer und faßlicher würden, wenn ſich befriedigend erklärte, was in der Natur des Geiſtes geheimnißvoll und räthſelhaft iſt und keine andere Methode das Gleiche zu leiſten im Stande wäre, ſo würde man dazu wiſſenſchaftlich berechtigt, ja genöthigt ſein. Allein ſo liegt die Sache keineswegs. Der zu beleuchtende Gegenſtand wird im Gegentheil nur unendlich dunkler, verworrener, widerſpruchsvoller und undenkbarer. Sollen wir z. B. die logiſchen Denkgeſetze und Operationen, die uns durch und aus ſich ſelbſt ſo klar und mit denen wir ohne Weiteres ſo vertraut ſind, für rein phyſikaliſche und chemiſche Bewegungen und Vorgänge halten, ſo kommt erſt etwas ganz Heterogenes, Unharmoniſches und Widerwärtiges hinzu, und es empört ſich unſer ganzes Gefühl und Bewußtſein dagegen.*) Es wird uns nichts Geringeres zugemuthet, als daß wir uns für Etwas halten ſollen, was uns als das extremſte Gegentheil unſerer ſelbſt erſcheint; es wird uns der abſolute, der Vernunft ganz unerträgliche Widerſpruch aufgedrungen; es wird ſomit gefordert, daß wir uns der Vernunft, deſſen, worin doch ſo weſentlich unſere menſchliche Würde und Hoheit beſteht, wie auch die Herren Materialiſten nicht werden leugnen wollen, muthwillig entäußern und dafür den puren Unſinn und Wahnſinn an die Stelle ſetzen.

Man könnte dieſe Weltanſchauung aus dem Streben der menſchlichen Vernunft nach Einheit und Zuſammenhang und aus ihrem Widerwillen gegen unaufgelöſte Gegenſätze und Widerſprüche erklären und entſchuldigen wollen. Die Sache wird auf dieſem Wege allerdings einfacher, nicht aber auch zugleich klarer und faßlicher, ja, genau genommen, nicht einmal einfacher; denn der Geiſt und ſein Gegenſatz zur Materie wird dadurch nicht weggeſchafft; der Widerſpruch wird uns vielmehr um ſo empfindlicher und unerträglicher, wenn man die Beiden gewaltſam in einen Begriff zuſammenzufaſſen verſucht.

*) „Noch iſt bis jetzt alles Ringen der Phyſiologen und Naturphiloſophen, die Vorgänge im Geiſte mit den materiellen Erſcheinungen im Naturleben zu identificiren, vergeblich geweſen. Der Geiſt im Menſchen wird immer die Prätentionen des Stoffes als unberechtigt zurückweiſen.“ Dr. Haupt.

Dann giebt es, wenn man ſich des Gegenſatzes durch Tilgung einer der beiden Seiten entledigen will, einen noch anderen, philoſophiſch eben ſo ſtatthaften, ja noch ſtatthafteren Weg, indem man den Geiſt zum alleinigen Grund und Weſen der Dinge macht, wie wenn Jean Paul ſagt: „Alles iſt Geiſt, nur verſchiedener.“ Ob es eine Materie giebt, wie wir ſie anzunehmen pflegen, und ob ſie nicht vielmehr ein bloßes Machwerk unſeres ſubjektiven Vorſtellens ohne objektiv reale Wahrheit iſt, das iſt auf ſpeculativem Felde eine große, noch lange nicht entſchiedene Frage, die, wie es ſcheint, eher zu verneinen, als zu bejahen iſt. Die Welt wird uns viel begreiflicher, wenn wir darin durchweg eine Erſcheinungsform des Geiſtes, oder etwas von ihm Geſetztes, in ihm urſprünglich Begründetes erblicken, als wenn wir uns mit dem grauenhaft-fremden Geſpenſte einer ewigen Materie tragen, aus der, ohne alles Zuthun des Geiſtes, die ganze Welt, namentlich auch das geworden, was wir Geiſt und Seele im Gegenſatz zur phyſiſchen und materiellen Aeußerlichkeit nennen und als unſer eigenes, inneres Weſen anzuſchauen gewohnt und gezwungen ſind.

Auf jeden Fall muß es uns, wenn wir nicht auf's Unnatürlichſte verſchroben ſind, zur Freude gereichen, auch in der umgebenden Natur, trotz ihres wirklichen oder ſcheinbaren Gegenſatzes zu uns, doch wenigſtens Spuren und Analogien geiſtigen Weſens zu erblicken, ſei es, daß dieſelben einer innewohnenden Kraft und Anlage oder einer von außen kommenden Einwirkung oder Beiden zugleich entſtammen, da uns außerdem Alles fremd und, wenn äußerlich noch ſo nah, doch innerlich fern und unfaßlich bleiben würde. Es iſt insbeſondere das edelſte Vergnügen, zu erkennen, daß dieſes ganze Weltall mit ſeinen Ordnungen, Bildungen und Einrichtungen auf dem erhabenen Grunde eines göttlichen Schöpfergedankens und ſeiner abſichts- und weisheitsvollen Verwirklichung beruhe. Der Gottesglaube iſt in dieſer Beziehung auch für den Denker, der dies in Wahrheit iſt, ein großes Bedürfniß und eine tiefe Befriedigung. Auf das Alles wird jetzt, als auf eine alte, vererbte Schwäche und Thorheit früherer Entwicklungsſtufen mit ſouveräner Verachtung herabgeblickt. Alles Ideelle, welches

uns in der Natur, und das oft ſo unabweislich, entgegentritt, wird für Schein und Täuſchung erklärt. Es giebt keine ſchöpferiſche und künſtleriſche Idee mehr, nach welcher ein übermenſchlicher Geiſt die Dinge gebildet und geordnet hätte. Der Mechanismus ſinn- und zweckloſer Bewegungen iſt der wahre Weltſchöpfer, der Alles, auch was wir vordem in der Natur als ein aus Gott und Geiſt hervorgegangenes Schönes und Gutes zu betrachten und zu bewundern gepflegt, hervorgebracht hat. Auf den Thron der Gottheit und des Geiſtes iſt der Nichtgeiſt und ſein blindes, rohes Walten geſetzt; dieſes finſtere Geſpenſt iſt auch der Grund unſerer eigenen menſchlichen Weſenheit; es wohnt und waltet auch in unſerem Herzen und Geiſte; oder vielmehr, wir ſind gar nichts Anderes, als dieſer allgemeine Wuſt und Gräuel ſelbſt in beſonderer Geſtalt und individueller Exiſtenz; er iſt Alles in Allem, es giebt nichts außer ihm, Welt und Menſch iſt durch und durch nur ein auf mechaniſchem Wege mannichfaltig geformtes Ungeheuer von Stoff und Stoffbewegung.

Die Grundannahme des modernen Materialismus hat Virchow in dem Satze zuſammengefaßt: „Der Naturkundige kennt nur Körper und Eigenſchaften von ſolchen. Was darüber iſt, nennt er transcendent, und die Transcendenz betrachtet er als eine Verirrung des menſchlichen Geiſtes.“ Da es aber Geiſt und Seele im Grunde gar nicht geben ſoll, ſo muß es eigentlich heißen: „als eine Verirrung des menſchlichen Körpers und der geiſt- und ſeelenloſen Materie, aus der er beſteht und die den unbegreiflichen Einfall hat, ſich ſelbſt als Nicht-Materie, Nicht-Körper, Geiſt, Seele anzuſchauen.“

Wenn man aus dem Gebiete der älteren Anſchauungen, wie ſie in Religion, Philoſophie und allgemeiner Denkart eine ſo überwiegende Rolle geſpielt, in das des modernen Materialismus mit ſeiner Gott-, Geiſt- und Seelenläugnung und ſeinen durchaus nur äußerlichen Begriffen und Erklärungsweiſen hineintritt, ſo iſt es, als ob man aus einem lebendig blühenden Gefilde in ein Beinhaus träte, wo uns nur noch todte Gerippe angrinſen und Moderdüfte anhauchen. Es iſt ſchwer zu faſſen, wie der Menſch dazu komme, in ein ſo raſendes Extrem zu fallen und es mit ſolcher Luſt und Leidenſchaft feſt-

zuhalten und zu vertheidigen; wie daſſelbe ſogar zur gleichſam epidemiſchen Charakter- und Geſchmacksſache eines ganzen Zeitalters werden könne. Es iſt das traurige Phänomen eines bodenlos tiefen Verfalles, einer ſchreckhaften Ausartung und Verwilderung des ganzen Menſchenweſens, welche ſeltſamer Weiſe gleichwohl mit dem Namen des Fortſchrittes, der zum Beſſeren fortſchreitenden Vernunft- und Culturentwicklung prangt. Nichts von dem, was wir in ſittlicher und ſocialer Hinſicht gut, ſchön, edel, zart, innig, gemüthsvoll ꝛc. zu nennen pflegen, kann damit beſtehen; das Menſchliche im beſſeren und höheren Sinn iſt dadurch in der Wurzel ertödtet; es bleibt davon nur noch etwa eine heuchleriſche Phraſe übrig. Dem, der von dieſem Principe noch nicht gänzlich losgelöſt iſt, der noch irgend eine Anhänglichkeit daran, eine Ehrfurcht davor bewahrt, geht daher eine ſolche Weltanſchauung — auch ganz abgeſehen von einem beſtimmten Religions- und Kirchenglauben — völlig wider die Natur; er kann in einem ſo geiſt- und herzloſen Elemente eben ſo wenig leben, als der Vogel im Waſſer, der Fiſch in der Luft; und ſo lange es ſolche Menſchen giebt — die Gegner werden ſie Bornirte, Zurückgebliebene, nicht zeitgemäß Fortgeſchrittene oder ſchmählich Zurückgeſunkene nennen, woran wenig gelegen iſt — wird der Materialismus auch ſicher niemals völlig durchzuſchlagen vermögen. Nur wenn einmal gar keine ſolche mehr vorhanden ſein ſollten, wird er Alles mit ſich fortreißen können; dann wird es aber auch mit der Menſchheit, ſo weit ſie dieſen Namen verdient, zu Ende ſein. Was den Schreiber dieſer Zeilen betrifft, ſo iſt er, wie er auch übrigens denken mochte, niemals Materialiſt, Geiſt- und Seelenläugner geweſen; er hat von jeher nachweisbar die Fahne des Geiſtes erhoben; und es iſt dieſelbe, die er, wie vordem ſchon in ſeiner Jugend, ſo jetzt als Greis erhebt und dem unterdeſſen ſo mächtig erſtarkten Feinde entgegenträgt.

2.

Unter den materialiſtiſchen Schriften unſerer Zeit befindet ſich die von Dr. Ernſt Häckel, Prof. an der Univerſität Jena: „Natürliche Schöpfungsgeſchichte. Gemeinverſtändliche, wiſſenſchaftliche

Vorträge über die Entwicklungslehre im Allgemeinen und diejenige von Darwin, Göthe und Lamarck im Besonderen, über die Anwendung derselben auf den Ursprung des Menschen und andere damit zusammenhängende Grundfragen der Naturwissenschaft. Mit Tafeln, Holzschnitten, systematischen und genealogischen Tabellen." Berlin 1868 bei Reimer. Der Verfasser wird als „rühmlichst bekannter Naturforscher und Schriftsteller" und „geistvollster Vertreter der Darvinischen Theorie" bezeichnet.*) Wir werden uns, indem wir zu einer eingehenderen Betrachtung der in Rede stehenden Tagestendenz übergehen, wohl nicht unfüglich ganz besonders an die ausführliche, ins Specielle reichlichst eingehende Darstellung dieses anerkannt vorzüglichen Materialisten und Darvinisten halten.

Es wird hier eine „Schöpfungsgeschichte" angekündigt. Darunter wird jedoch vielmehr das Gegentheil, eine Nicht-Schöpfungsgeschichte, verstanden. Denn der „Schöpfer" wird als überflüssig und ungereimt aus der Wirklichkeit hinaus in's Reich der Träume verwiesen, und ohne diesen giebt es auch keine „Schöpfung". Das deutet denn auch das Beiwort „natürlich" an, welches so viel als rein mechanisch**), ohne Geist, Gott, Idee, Absicht, Sinn und Verstand beginnend und verlaufend, somit ein den Begriff der Schöpfung aufhebender Widerspruch, eine sogenannte contradictio in adjecto ist. Der Verfasser selbst erklärt, daß er unter „Schöpfung" Nichts weiter, als die Entstehung der Form der Naturkörper verstehe. Daß bei dieser Entstehung irgend etwas über den Begriff des Materiellen, äußerlich Nothwendigen, Chemischen, Physikalischen Hinausgehendes gewaltet, wird überall verneint, indem das ganze Werk Nichts als ein tendenziöser Krieg gegen die Annahme solcher Ursachen ist.

Wie negativ in Beziehung auf die der Herrschaft der Materie und des Mechanismus in Welt und Menschheit entgegengesetzten Principien das Werk gehalten ist, sieht man unter Anderem aus den darin citirten Stellen unserer Classiker. Wo bei diesen irgend Etwas

*) So im Magazin für die Literatur des Auslandes vom 19. Juni 1869 S. 368. Ebenso im „Ausland" vom 20. Nov. 1869, S. 1105.

**) Dieser Ausdruck kommt in dem Buche unzählige Male vor.

für den Menſchen Herabwürdigendes, Entadelndes zu finden iſt, wird ihr Ausſpruch und ihre Autorität benützt; ſo wenn Göthe's Fauſt einmal ſagt:

„Sind wir ein Spiel von jedem Druck der Luft?"

Und Schiller:

„So lange, bis den Bau der Welt
Philoſophie zuſammenhält,
Erhält ſich das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe."

Aber wenn Göthe, der doch auch Naturforſcher war, den entſchieden gegneriſchen Ausſpruch thut:

„Und wer durch alle Elemente,
Luft, Feuer, Waſſer und Erde rennte,
Der wird zuletzt ſich überzeugen:
Er ſei kein Weſen ihresgleichen —"

oder wenn Schiller bemerkt:

„Wo rohe Kräfte ſinnlos walten,
Da kann ſich kein Gebild geſtalten";

was eben ſo ſehr auf phyſiſche, wie auf ſociale Dinge paßt; oder wiederum Göthe:

„Jede Form, ſie ſtammt von oben" —

ſo wird dies natürlich mit tiefem Stillſchweigen übergangen.

Das Gebiet des Glaubens, erklärt der Verfaſſer, gehe ihn gar Nichts an. Doch poleniſirt er nicht nur ſtets gegen den Glauben; er ſtellt ſich ſogar zum Behufe ſeiner Negationen auf den Standpunkt deſſelben, um ihn auf dieſem ſeinen eigenen Felde zu ſchlagen. Wenn man einen Schöpfergott annehme, ſagt er S. 15, ſo müſſe man ihm einen Plan zuſchreiben, nach welchem er verfahre. Das ſei aber Anthropomorphismus d. h. eine der Gottheit unwürdige Vermenſchlichung deſſelben. Es iſt komiſch, wenn ein Atheiſt für Gottes Würde und Ehre eifert. Der Gläubige kann antworten: „Wir fürchten uns vor ſolchem Anthropomorphismus nicht. Wir wiſſen nichts Höheres, als Denken, Wollen und demgemäßes Handeln; und indem wir dieſes unſerem Gotte zuſchreiben, glauben wir ihn nicht zu entwürdigen,

glauben es um so weniger, weil wir unsere menschliche Denkkraft für eine Gabe Gottes halten, die er dem Menschen, als seinem Ebenbilde, verliehen, und weil uns eine Menschenähnlichkeit Gottes, wenn sie einer Gottesähnlichkeit des Menschen ententspricht, ganz in der Ordnung zu sein und gar nicht fehlen zu dürfen scheint."

3.

Die moderne Weltanschauung, die das citirte Buch verficht, ist die schon oben im Allgemeinen als die unserer Materialisten gezeichnete. Es sei uns jedoch erlaubt, hier in specieller Beziehung auf jenes Werk noch folgende Züge hervorzuheben.

Eine ewige, selbstständige Materie mit blinden Kräften und an sich sinn- und zwecklosen Bewegungen, die aber gleichwohl die sinn- und zweckvollsten Resultate haben und auf diese Weise ein gegliedertes und geordnetes Ganze, wie diese Welt, dieser Kosmos*) mit all seinen wundersamen Lebenserscheinungen und organischen Gestaltungen ist, zu Stande bringen — das ist in kürzestem Ausdrucke Alles. Damit wird uns von einer jede Art von Glauben im religiösen Sinne des Wortes verachtenden, das sogenannte Wunder als eine reine Absurdität aus Bildung und Wissenschaft unbedingt ausweisenden Gelehrtenschule**) ein Wunderglaube zugemuthet, der über alle andere weit hinausgeht; denn wie unendlich denkbarer ist es, daß bei Entstehung einer an Sinn und Zweck so reichen Welt eine schöpferische Macht und Idee im Spiele gewesen, indem wir uns ja nicht einmal das Zustandekommen eines menschlichen Kunstwerkes oder Werkzeuges,

*) Das grich. kosmos, sowie das lat. mundus, Welt, heißt eigentlich Schmuck.

**) „Es war ganz gleichgültig", heißt es S. 17 in Beziehung auf ältere Vorstellungen, „ob man die angebliche Schöpferkraft des persönlichen Gottes anbetete, oder ob man sie Lebenskraft (vis vitalis) oder Endursache (causa finalis) nannte. In allen Fällen flüchtete man, um es mit einem Worte zu sagen, zum Wunder; man warf sich einer Glaubensdichtung in die Arme, welche als solche auf dem Gebiete naturwissenschaftlicher Erkenntniß durchaus keine Geltung haben kann."

wie einer Uhr, einer Flinte, eines Stuhles, Tisches ꝛc. ohne werkthätige Intelligenz vorstellen können!

In der aus jener Materie entstandenen und bestehenden Welt „findet man überall einen schonungslosen, höchst erbitterten Kampf Aller gegen Alle, überall Streben nach Vernichtung des Nächsten und der direkten Gegner. Leidenschaft und Selbstsucht, bewußt oder unbewußt, ist überall die Triebfeder des Lebens".*) Aber eben dieser gräuelhafte Krieg Aller gegen Alle, als Darwin'scher „Kampf um das Dasein", bewirkt nicht nur die große Mannichfaltigkeit der organischen Erscheinungen, sondern auch das Aufsteigen der Naturbildungen von unten nach oben zu immer größerer Vollkommenheit, was wiederum ein absolutes Wunder oder vielmehr eine absolute Ungereimtheit ist; denn in solchem Kampfe siegt nur das Stärkere oder Schlauere; das Edlere, Feinere, Höhere dagegen pflegt da nur zu unterliegen; entwickeln kann es sich da nimmermehr.**) Aus der Thierwelt heraus ist als die Spitze und Vollendung dieses rohen und wilden Prozesses der Mensch gewachsen, nicht etwa weil eine der Materie innewohnende Idee und ideelle Tendenz zu diesem Resultate emporleitete, sondern ganz nur dem allgemeinen geistlosen Mechanismus des Werdens gemäß. Geist und Seele im alten Sinne des Wortes, nehmlich im Unterschiede von der Materie, speciell von der materiellen Gehirnmasse und der in ihr Statt findenden mechanischen Bewegungen, giebt es nicht. „Das Leben jedes organischen Individuums ist Nichts weiter, als eine zusammenhängende Kette von sehr verwickelten***) materiellen Bewegungserscheinungen."†) Die Seele des Menschen, wie des Thieres „ist eine rein mechanische Thätigkeit, eine physiologische Bewegungserscheinung der Gehirntheilchen, und wird mit ihrem Substrat, eben so wie jede andere Körpereigenschaft, durch die Fort-

*) S. 16.

**) Wir werden auf diesen Punkt weiter unten zurückkommen.

***) Das heißt: wir haben keine genügende Erkenntniß und Verständniß dieser dunkeln Vorgänge.

†) S. 155.

pflanzung materiell übertragen, vererbt.“*) Stirbt der Mensch, so ist es einfach aus mit ihm; mit dem Gehirn stockt und fault auch sein sogenannter Geist, seine angebliche Seele.«

Diese Anschauung ist offenbar das Häßlichste, Abstoßendste, Leerste, Geist-, Herz- und Trostloseste, zugleich Widersinnigste, was es giebt und was der Mensch jemals ersonnen hat, um Welt, Natur und sich selbst zu entehren und zu beschimpfen. Aber sie ist modern, zeitgemäß; die Jugend, die stets das Neueste für das Beste, für den erreichten Gipfel menschlicher Weisheit hält und die vom Katheder herab, sowie durch die einschlägigen Schriften**), mit dieser Anschauung erfüllt und genährt wird, schwärmt dafür; eben so eine Masse anderer, gleich unselbstständiger Individuen; und wer nicht gleiches Sinnes ist, der gilt für einen in veraltetem Aberglauben zurückgebliebenen Zopfmenschen und Schwachkopf.

Aber auch die verrückten Bewohner des Irrenhauses halten sich für klüger, als andere Leute; und jene Denkweise trägt den ausgeprägten Charakter eines in Irrsinn verfallenen und in diesem Zustande muthwillig sich selbst und Alles entadelnden und in den Staub ziehenden Geschlechtes und Zeitalters.

Merkwürdig ist, wie sich unser Autor verbarrikadirt hat, um eine Widerlegung seines Systemes unmöglich zu machen, ja selbst nur einen bloßen Einwurf dagegen als unstatthaft erscheinen zu lassen. Erstlich muß man seiner Erklärung zu Folge, um dasselbe zu fassen und sich von seiner unerschütterlichen Wahrheit zu überzeugen, ein fachmäßiger Naturforscher und durchaus kein Laie in diesem Gebiete des Wissens sein, muß Botanik, Zoologie, vergleichende Anatomie, Geweblehre, Paläontologie***) und Embryologie verstehen — dem Uneingeweihten wird schon durch diese Namen ein gewaltiger Respekt eingeflößt — es genügt auch nicht, specielle Kenntnisse blos in einem Fache der Art zu besitzen; man muß Alles wissen, muß den allgemeinen, umfassenden Ueberblick über die Gesammtheit dieser natur-

*) S. 138.

**) Wovon ein Verzeichniß bei Häckel S. 552 ff.

***) Urwelt- und Versteinerungskunde.

wiſſenſchaftlichen Erſcheinungswelt haben, muß namentlich eine Vorſtellung von dem tiefen, mechaniſch urſächlichen Zuſammenhang haben, in welchem ſämmtliche Erſcheinungsreihen ſtehen — d. h. man muß, um dies materialiſtiſche Syſtem zu begreifen und daran zu glauben, ſich daſſelbe bereits zu eigen gemacht haben. Es ſei dazu, heißt es ferner, auch ein gewiſſer Grad philoſophiſcher Erziehung nöthig, der heutzutage bei nicht Vielen vorhanden ſei. Denn „ohne die nothwendige Verbindung von empiriſchen Kenntniſſen und von philoſophiſchem Verſtändniß derſelben kann die unerſchütterliche Ueberzeugung von der Wahrheit der vorgetragenen Theorie nicht gewonnen werden. Man muß alſo nicht nur Naturforſcher im eminenteſten und umfaſſendſten Sinne des Wortes, ſondern auch Philoſoph in einem Grade ſein, der nur ſelten gefunden wird und unſerer Zeit gar nicht mehr beſonders eigen iſt — ein ſchlechtes Compliment und eine wenig Vertrauen erweckende Charakteriſtik für einen geſchichtlichen Zeitraum, der doch dieſes abſolut wahre Syſtem, dieſen Gipfel aller wiſſenſchaftlichen und philoſophiſchen Errungenſchaften, hervorgebracht hat.*)

Daß ſich unter den Gegnern auch Leute von Fach, ſelbſt berühmte Geologen, Zoologen und Botaniker befinden, bildet nach Herrn H.'s fernerer Expoſition keinen gewichtvollen Einwand gegen dieſe Behauptungen. Das ſeien meiſt ältere Gelehrte, die in ihren veralteten Auffaſſungen erſtarrt ſeien und denen daher ebenfalls kein Urtheil

*) Von der Lehre, daß ſich der Menſch aus niederen Wirbelthieren, zunächſt aus affenartigen Säugethieren entwickelt habe, heißt es S. 481: „Sie muß früher oder ſpäter eine vollſtändige Umwälzung in der ganzen Weltanſchauung der Menſchheit hervorbringen. Ich bin der feſten Ueberzeugung, daß man in Zukunft dieſen unermeßlichen Fortſchritt in der Erkenntniß als den Beginn einer neuen Entwicklungsperiode der Menſchheit feiern wird." Und am Schluß der Vorträge: „Kommende Jahrhunderte werden unſere Zeit, welcher mit der wiſſenſchaftlichen Begründung der Abſtammungslehre der höchſte Preis menſchlicher Erkenntniß beſchieden war, als den Zeitpunkt feiern, mit welchem ein neues ſegensreiches Zeitalter beginnt." Schon vornherein S. 1 war von den „zahlreichen und großartigen Fortſchritten" die Rede, welche die Naturwiſſenſchaft in unſerer Zeit gemacht habe, worunter die Lehre Charles Darwin's „die folgenſchwerſte und bedeutendſte" ſei.

zuſtehe. Das Wort „meiſt“ enthält indeſſen die Conceſſion, daß es unter den gegneriſchen Fachleuten auch einige giebt, auf welche der erhobene Vorwurf nicht paßt. Es wird hinzugefügt, daß die meiſten Naturforſcher unſerer Tage keine philoſophiſche Bildung hätten und bloß rohe Empiriker ohne logiſche Schulung ſeien, daher ſo grobe Verſtöße gegen die elementare Logik begingen und zu den einfachſten Schlußfolgerungen unfähig ſeien. „Hier rächt ſich die Vernachläſſigung der philoſophiſchen Bildung und Schulung des Geiſtes unmittelbar auf das Empfindlichſte.“ Man muß ſich da auf's Neue wundern, daß es unſere Zeit bei ſo ungünſtiger Sachlage in fortſchreitender und auf den Grund gehender Naturforſchung und Wahrheitserkenntniß dennoch „ſo herrlich weit gebracht“, wie der Famulus im Fauſt ſich ausdrückt. Wenn nun alſo die gegneriſchen Fachgelehrten und berühmten Männer der Wiſſenſchaft auch alle übrigen zur Auffaſſung und Erkenntniß der Sache nöthigen Eigenſchaften, ſelbſt die geforderte Ueberſicht über das große Naturganze haben, auch nicht alt und in veralteten Anſichten erſtarrt ſind, ſo ſind ſie dem Autor und ſeiner Lehre gegenüber dennoch urtheilsunfähig.

Wer über dieſe Erklärungen in ein ſprachloſes Erſtaunen geriethe, der hätte wohl Urſache dazu. H. Häckel hat in ſeiner „natürlichen Schöpfungsgeſchichte“ ein ausführliches, ohngefähr 36 Bogen ſtarkes, 568 Seiten füllendes, 20 Vorträge enthaltendes, dazu mit einer ganzen Anzahl von Tafeln und anſchaulichen Ueberſichten und Verdeutlichungen verſehenes Werk geliefert — wozu und für wen denn, wenn es ſo ſteht, wie obiger Schilderung gemäß? Wem wollte er denn nützen und wen hoffte er dadurch zu überzeugen, wenn nicht nur ſämmtliche Laien der Naturwiſſenſchaft, ſondern auch faſt ſämmtliche Naturforſcher und ſpecielle Fachgelehrte außer Stand ſind, das Syſtem gehörig zu verſtehen und zu beurtheilen? Kündigt er doch auf dem Titel ſogar ganz ausdrücklich *gemeinfaßliche* Vorträge an; S. 3 ſagt er, er halte es für die Pflicht der Naturforſcher, daß ſie die Reſultate ihrer Studien für's Ganze nutzbar machen und die naturwiſſenſchaftliche Bildung *im ganzen Volke verbreiten*; der höchſte Triumph des menſchlichen Geiſtes, dieſes materialiſtiſch-

Darwiniſche Syſtem nehmlich, müſſe Gemeingut der ganzen Menſchheit werden; S. 241 heißt es: „Die Abſicht dieſer Vorträge iſt lediglich, die allgemeine Kenntniß der natürlichen Wahrheiten zu fördern, und eine naturgemäße Anſchauung von den Beziehungen des Menſchen zur übrigen Natur in weiteren Kreiſen zu verbreiten.“ Und dann kommt es heraus, daß dieſe Vorträge ein mit ſieben Siegeln verſchloſſenes Buch bilden, deſſen Inhalt kaum einem Anderen, als dem Verfaſſer ſelber, verſtändlich, evident und beweiſend genug iſt.

Ein Glück iſt nur, daß wir Büchner's „Kraft und Stoff“ beſitzen. Dieſes weitverbreitete Buch wird von Herrn H. ſelbſt ein allgemein verſtändliches genannt; daſſelbe habe die Grundzüge der Abſtammungslehre vollſtändig entwickelt, habe ſehr einleuchtend gezeigt ꝛc. Auf dieſe Weiſe können wir alſo doch hinter das Geheimniß kommen, unſere falſchen Begriffe berichtigen, unſere mangelhaften vervollſtändigen und ſo uns zur Höhe der Zeit erheben, auf welcher jetzt ohnehin bis zum aufgeklärten Proletarier und Straßenarbeiter herab ſo viele auch ganz ungelehrte Leute ſtehen.

Den ſchon oben ausgehobenen Satz: „Hier rächt ſich die Vernachläſſigung philoſophiſcher Bildung“ ꝛc. hatte ich in ähnlicher Form bei Leſung dieſes Buches öfters im Sinne. „So“, dachte ich, „rächt ſich die Verachtung des Geiſtes und der Idee bei dieſen leidenſchaftlich materialiſtiſchen Tendenzgelehrten!“ Denn welch unglaubliche Verſtöße gegen die einfachſten und allgemeinſten Denkgeſetze laſſen ſie ſich ganz unbewußter Weiſe zu Schulden kommen! Und das kann, ja muß man ſehr wohl wahrnehmen, auch wenn man gar kein Naturforſcher und gar kein geſchulter Denker iſt, ſondern nur ein klein wenig Mutterwitz und geſunden Menſchenverſtand hat.

Was nennt denn dieſer Mann: „Philoſophie“? — Die alleräußerlichſte, geiſt- und ideenloſeſte Auffaſſung der Welt und des Lebens, ſomit gerade das, was man ſonſt gewohnt war, als Nicht-Philoſophie, als das extreme Gegentheil Deſſen zu bezeichnen, was man mit jenem ehrenden Namen belegte. Man muß in die franzöſiſche Aufklärungsperiode des vorigen Jahrhunderts zurückgehen, um

das Wort „Philoſophie" in derſelben Weiſe mißbraucht und entwürdigt zu finden.

Hr. Häckel fällt in gemeldeter Manier auch ſonſt noch über ſein Zeitalter her, wie S. 239 f. der Fall. Von gewiſſen Thatſachen, auf welche er einen großen Werth legt, ſagt er, es wüßten davon Nichts „unſere ſogenannten gebildeten Kreiſe, die ſich doch auf die hohe Cultur des 19. Jahrhunderts ſo viel einbildeten", Nichts unſere ſpeculativen Philoſophen und Theologen, ja ſelbſt die meiſten Naturforſcher, Zoologen und Entomologen; oder wenn ſie ihnen bekannt ſeien, ſo würden ſie doch keineswegs gehörig von ihnen gewürdiget. „Hiebei werden wir deutlich gewahr, auf welchem ſchiefen und einſeitigen Wege ſich die vielgerühmte Bildung des 19. Jahrhunderts noch gegenwärtig befindet." Schief und einſeitig iſt dieſe Bildung gewiß, aber nicht deshalb, weil man jene Thatſachen ſo wenig kennt oder erwägt, ſondern wegen des auf die Spitze getriebenen materialiſtiſchen Denkens, Weſens und Treibens, welchem Extreme der Verfaſſer ſelbſt in ſo eminentem Grade huldiget. Er klagt über die Unwiſſenheit und den Aberglauben der meiſten Menſchen, wiewohl Aufklärung und Unglaube im Laufe zweier Jahrhunderte ſo rieſenhaft um ſich gegriffen und Prieſter, Kloſtergeiſtliche, Barmherzige Schweſtern kaum mehr ihres Lebens ſicher ſind. Der Aerger des Verfaſſers iſt einfach dieſer, daß das materialiſtiſch-Darviniſche Syſtem, das er vertritt, noch nicht bei Allen ohne Ausnahme über alles Andere geſiegt hat und daneben immer noch eine widerſprechende Denkart exiſtirt. Er kann es nicht erwarten, daß dieſes Syſtem, wie er will und hofft, an die Stelle aller ſonſtigen Weltanſchauung trete und kein Widerſtand, kein Einwand gegen daſſelbe mehr Statt finde. Er wird ſchwerlich das Glück haben, die Erfüllung ſeines heißen und ſtürmiſchen Verlangens zu erleben.

So tief Herr H. die heutigen Naturforſcher herunterſetzt und ſo allgemein er ſich dabei ausdrückt, ſo dampfend iſt doch der Weihrauch, den er ſeinen eigenen Meinungsgenoſſen ſtreut. So ſchon bei der hiſtoriſchen Darſtellung der Entwicklung des Syſtems und dann weiterhin an verſchiedenen Stellen. Am Ende des Buches ſteht ein Verzeichniß von 36 Schriften, die Herr H. empfiehlt, worunter freilich

5 von ihm ſelbſt. Der Meſſias der Wiſſenſchaft und Hauptbegründer der modernen Wahrheitserkenntniß iſt ihm Darwin. C. E. Bär wird der große Reformator der thieriſchen Entwicklungsgeſchichte genannt. Mit großem Lobe wird des engliſchen Zoologen Huxley gedacht, der auf Grund der „ſorgfältigſten und genaueſten" Studien zu höchſt wichtigen Reſultaten gelangt ſei, namentlich, „ſtreng der ſyſtematiſchen Logik folgend", Menſchen, Affen und Halbaffen in eine einzige Ordnung zuſammengefaßt und in ſieben Familien getheilt habe, wie es S. 492 ff. tabellariſch vor Augen geſtellt wird.*) Außerdem werden als „trefflich, vortrefflich, verdienſtvoll, ausgezeichnet, claſſiſch" oder wie die Prädicate ſonſt noch lauten, die Werke von Spencer, Victor Carus, Schaafhauſen, F. Unger, Carles Lyell, Carl Vogt, Friedr. Rolle, Bernh. Cotta, Bronn, John Lübbock, E. B. Tyler ꝛc. und dieſe Autoren ſelbſt bezeichnet. S. 199 wird von den „zahlreichen intereſſanten Entdeckungen geſprochen, womit uns die ausgedehnten Unterſuchungen der letzten Jahre über die Urgeſchichte des Menſchengeſchlechtes beſchenkt haben."**) Es iſt Alles herrlich, koſtbar, glorreich, was zur Begründung und zum Ausbau des materialiſtiſch-darwiniſchen Syſtems dient; alles Uebrige iſt ſchlecht, intelligenzlos, verächtlich, in die wiſſenſchaftliche Rumpelkammer gehörig, ſogar in thieriſchem Blödſinn wurzelnd.

Andererſeits konnte unſer Autor nicht umhin, mit theilweiſer Achtung doch auch von dem berühmten Geologen Agaſſiz und ſeinem „Claſſificationsverſuche" zu ſprechen, wo eine der materialiſtiſch-dar-

*) Der Globus von Andree (Sept. 1869, S. 62 f.) theilt Huxley's Eintheilung der Menſchenarten mit. Es iſt ergötzlich, zu ſehen, wie ganz anders das Urtheil hier ausfällt. „Dieſe Aufſtellungen ſind die widerſinnigſten, unhaltbarſten, albernſten und unwiſſenſchaftlichſten, die uns jemals vorgekommen. Es iſt faſt unbegreiflich, wie man ſo tolles Zeug zum Beſten geben kann. Faſt Alles, was Huxley ſagt, widerſpricht dem Thatſächlichen." Da könnte Einem faſt die Luſt vergehen, von dieſem neuwiſſenſchaftlichen Treiben noch irgendwie Notiz zu nehmen.

**) Vergl. dt: Ähnlichen, ſchon oben in einer Note ausgehobenen Aeußerungen.

winiſchen auf das Schroffſte entgegenſtehende Weltanſchauung vertreten wird, die „dualiſtiſche“ und „teleologiſche“ nehmlich, welche die ideell beſtimmte, zweckmäßige Thätigkeit einer perſönlichen Gottheit an die Spitze ſtellt.

H. Häckel weiſt dieſes gegneriſche Syſtem natürlich entſchieden ab; allein er nennt doch das Werk von Agaſſiz ein höchſt großartig angelegtes, er erkennt die „hohen wiſſenſchaftlichen Verdienſte“ dieſes Forſchers, dem er auch das Prädicat „geiſtreich“ giebt, namentlich auf paläontologiſchem Gebiete, an und rühmt ſeine außerordentlich werthvollen und bedeutſamen Grundlegungen und Entdeckungen. Was er gegen ihn geltend macht, iſt hauptſächlich dies, daß durch die Annahme einer ſchöpferiſchen Thätigkeit Gottes, wie ſie Agaſſiz vorausſetzt, Gott zu ſehr vermenſchlicht würde — als wenn es ihm, dem Materialiſten und Atheiſten, an Gottes Ehre und Würde gelegen wäre, und als ob er der Gottheit, wenn uns die Forſchung auf eine ſolche hinführt, vorzuſchreiben hätte, wie ſie ſein und zu Werke gehen ſolle! Haben wir Urſache, einen menſchenähnlich beſchaffenen und bethätigten Welturheber und Weltbaumeiſter anzunehmen, ſo müſſen wir uns darein ergeben, ſo wenig es auch unſerer vorgefaßten Idee entſprechen ſollte. Daß eine gewiſſe Menſchenähnlichkeit eine Gottes keineswegs unwürdige Eigenſchaft iſt und ſeine Idee nicht niedriger ſtellt, iſt übrigens ſchon oben bemerkt worden.

Wer das in Rede ſtehende Buch in Händen hat und, darin blätternd, etwa auf den Schluß des 3. Vortrages ſtößt, der wird vielleicht glauben, daß meine Auffaſſung und Berichterſtattung ganz unrichtig und unredlich ſei. Ich habe geſagt: Gott, Geiſt, Seele, ſchöpferiſche Ideenwelt habe in dieſem Syſtem keine Stelle. Dort aber wird zwar die „dualiſtiſche (zweiheitliche, zwieſpältige, gegenſätzliche) Gottesvorſtellung“, nach welcher bei'm Werden der Welt ein ihr gegenüber ſtehender perſönlicher Schöpfer thätig, als eine falſche, „einer niedrigen thieriſchen Entwicklungsſtufe des menſchlichen Organismus“ entſprechende, verworfen; dann aber hinzugeſetzt: „Der höher entwickelte Menſch der Gegenwart ſei befähigt und berechtigt zu jener unendlich edleren und erhabeneren Gottesvorſtellung, welche allein mit

der moniſtiſchen (einheitlichen, gegenſatzloſen) Weltanſchauung verträglich ſei und welche Gottes Geiſt und Kraft in allen Erſcheinungen ohne Ausnahme erblicke. Dieſe moniſtiſche Gottesidee, welche der Zukunft gehöre, habe ſchon Giordano Bruno mit den Worten ausgeſprochen: „Ein Geiſt findet ſich in allen Dingen; und es iſt kein Körper ſo klein, daß er nicht einen Theil der göttlichen Subſtanz in ſich enthielte, wodurch er beſeelt wird.“ Dann wird auch ein bezüglicher Ausſpruch von Göthe citirt, der kein Atheiſt und Materialiſt war, und von „der edelſten und erhabenſten Vorſtellung geſprochen, welcher der Menſch fähig iſt, der Vorſtellung von der Einheit Gottes und der Natur.“ Hiernach wäre denn allerdings Geiſt, Seele, Gott vorhanden, nur daß Gott nicht als überweltlich perſönliches Weſen zu denken; in allen Dingen wäre Geiſt und erſt durch die göttliche Subſtanz, welche ſomit nicht ein ſelbſt körperliches Weſen ſein kann, würden die Körper beſeelt. Im Uebrigen aber tritt uns durch das ganze Buch hin nur die Anſicht und Behauptung entgegen, daß im Grunde Nichts vorhanden, als die Materie, und alles Werden, alle Entwicklung in Natur und Menſchheit ein idee- und abſichtsloſer, ganz nur mechaniſcher Vorgang ſei.*) Wo hat hier Geiſt und Seele, wo Gott, auch ſelbſt nur in moniſtiſchem und pantheiſtiſchen Wortſinn, Platz? Iſt Etwas Geiſt und Seele, was nicht denkt, keine Abſichten verfolgt, eine nur blind wirkende Kraft und Urſache von Erſcheinungen iſt?

Die alte Gottesidee ſoll einer niedrigen, thieriſchen Stufe der Entwicklung eignen; die Vorſtellung von einer perſönlichen Gottheit alſo eine nicht einmal menſchenwürdige, eine thieriſche ſein; das iſt doch gar zu arg. Hat ein Thier jene Vorſtellung? Und worin liegt denn hier das Thieriſche? Und welcher Begriff iſt denn

*) Häckel's Weltanſchauung iſt ausdrücklich diejenige, „welche man“, wie S. 61 ſteht, „gewöhnlich als die einheitliche oder moniſtiſche, häufig auch als die mechaniſche oder cauſale zu bezeichnen pflegt, weil ſie nur mechaniſche oder nothwendig wirkende Urſachen (causae efficientes) zur Erklärung der Naturerſcheinungen in Anſpruch nimmt“, wobei „zweckthätige oder zweckmäßig wirkende Urſachen (causae finales)“ ausgeſchloſſen ſind.

höher, edler und würdevoller, der einer unperſönlichen, blind wirkenden Kraft, oder der einer denkenden, wollenden, nach Ideen ſchaffenden und ordnenden Macht? Ich dächte doch: der letztere. Beide ſind übrigens nach Herrn Häckel nur körperlicher (materieller) Art; denn er ſpricht nicht von der Entwicklung des menſchlichen Geiſtes, ſondern des menſchlichen Organismus, womit er ſeinem Syſtem gemäß ein im Grunde durchaus nur körperliches (materielles) Gebilde meint. Wenn dem in der That ſo iſt, ſo ſind beiderlei Begriffe, ſo iſt Alles, was wir denken und meinen, etwas höchſt Verächtliches; es wurzelt ja am Ende doch Alles nur in einem dunkeln, dumpfen Abgrunde von Geiſt-, Vernunft- und Gedankenloſigkeit.

5.

Es kommt mir hier ein Ausſpruch von Cotta in's Gedächtniß, mit dem L. Büchner, der bekannte Materialiſt, der Verfaſſer von „Kraft und Stoff", ſeine Schrift ſchließt. „Die empiriſche Naturforſchung hat keinen anderen Zweck, als die Wahrheit zu finden*), ob dieſelbe nach menſchlichen Begriffen beruhigend oder troſtlos, ſchön oder unäſthetiſch, logiſch oder inconſequent, vernünftig oder albern, nothwendig oder wunderbar iſt." Ein unerhörter Satz, der nichts Anderes heißen kann, als dies: „Wenn die Reſultate der materialiſtiſchen Forſchung nicht nur troſtloſes, gemüthverletzend, häßlich, ſondern auch unlogiſch und inconſequent, unvernünftig und albern ſind, ſo müſſen ſie doch für Wahrheit gelten." Der materialiſtiſche Forſcher ſetzt ſich hiernach über alle Denkgeſetze, alle Normen und Vorſchriften der Vernunft und des Verſtandes hinweg; es iſt daher mit ihm in dem Betreffe auch gar nicht zu ſtreiten, da es keine gemeinſchaftlich anerkannte Principien und Inſtanzen giebt, auf die man ſich dabei ſtützen und berufen könnte. Der Materialismus hat ſich hiemit ausdrücklich für eine rein willkührliche, geſetzloſe, mit Wahnſinn und Verrücktheit auf gleicher Linie ſtehende Anſchauungsweiſe erklärt.

*) Dieſen Zweck hat jede ernſtliche und redliche Forſchung.

„Nach menſchlichen Begriffen" heißt es; dieſen wird damit die Gültigkeit abgeſprochen; was haben wir denn aber, oder was ſollen wir Menſchen denn für andere, als menſchliche Begriffe haben? Stehen den Herren Materialiſten andere zu Gebote? Sind ſolche ihrem Syſtem gemäß nicht nur möglich, ſondern auch wiſſenſchaftlich zuläſſig und erlaubt? Können ſie mitgetheilt werden? Ei ſo mache man uns dieſe un- oder übermenſchlichen Begriffe bekannt! Kann man es nicht, ſo iſt alles Reden und Schreiben dieſer Herren eitle Mühe.

Als principwidrig befremden muß es, daß als mögliches Reſultat der Naturforſchung auch das „Wunderbare" aufgeführt wird. Allerdings giebt es in Natur und Welt gar Vieles, was uns mit dem Charakter des ſcheinbar oder wirklich Wunderbaren entgegentritt.*) Das Wunder aber wird ja doch ſonſt als wiſſenſchaftlich unſtatthaft unbedingt ausgeſchloſſen und durchweg für Traum und Schaum, für Lug und Trug erklärt. Iſt es gleichwohl zuläſſig, ſo wolle man doch diejenigen, welche bei ihren Forſchungen auf Wunder ſtoßen und ſie als ſolche auch gelten laſſen, nicht gar ſo hart anlaſſen!

Doch ich vergeſſe, daß Conſequenz keine Norm iſt, an die ſich der materialiſtiſche Sohn der Zeit bindet. Derſelbe iſt logiſch geſetz- und ſchrankenlos, kann, jenem Orakel zu Folge, auch das Unvernünftige und Alberne denken, ausſprechen und als zeitgemäße Wahrheit der Welt darbieten, die es dann ehrfurchtsvoll von ihm hinzunehmen hat.

Alle dieſe ſonderbaren und in Erſtaunen ſetzenden Aeußerungen entſpringen — man kann ſie nicht anders erklären — aus der gehei-

---

*) Um nur an Eines zu erinnern — was iſt wunderſamer, als die doch unläugbare und anerkannte Thatſache der Beſchwichtigung und Durchſichtigmachung unruhiger, wogender Gewäſſer durch Oel? „Sie hat", wie es in einem Artikel des „Auslandes" heißt, „ſo viel Ueberraſchendes und Unerklärliches für den erſten Beobachter, daß derſelbe in Verſuchung kommt, an Zauberei zu denken. Und wer es nicht mit eigenen Augen geſehen, wie die wild ſchäumende Brandung der Meereswogen durch einen einzigen Löffel voll Oel augenblicklich beſchwichtiget wurde, der wird ungläubig den Kopf ſchütteln und die Sache mehr für ein Märchen, eine Art Seeſchlange, als für Wahrheit halten."

men Unſicherheit dieſer Denkart über ſich ſelbſt, aus dem Gefühle ihrer Unwahrheit, ihrem ſich auch ſchon ihren Vertretern nicht ganz verbergenden Streite mit der allgemeinen Menſchenvernunft, die ſich dergleichen wiſſenſchaftliche Gräuel und Barbareien unmöglich aufdringen laſſen kann, und der Sorge, es möchte dieſe Sachlage allzu ſchlagend in's Licht geſetzt werden. Wie ſehr ſie dadurch bei denkenden Menſchen ſich ſelbſt bloßſtellt, ihr innerſtes Gewiſſen verräth und auf dieſe Weiſe ein Selbſtgericht vollzieht, welches vernichtender kaum zu ſein vermöchte, das entgeht ihrer Wahrnehmung.

6.

Es kommt dazu, daß man in dieſer ſich ſo anſpruchsvoll hinſtellenden „natürlichen Schöpfungsgeſchichte" ſo häufig, und das in höchſt weſentlichen Beziehungen, auf bloß hypothetiſche, als ſolche auch bezeichnete Meinungen, Vorſtellungen und Erklärungen, auf zugeſtändlich, wenn nicht für immer, doch zur Zeit noch beſtehende Unwiſſenheiten, Dunkelheiten, Räthſelhaftigkeiten, Unerklärlichkeiten, ſelbſt auf ausdrücklich ſo bezeichnete Wunder ſtößt, denen der myſtiſche Charakter nicht abgeſtreift wird, da es keine genügende rationaliſtiſch-materialiſtiſche Erklärung dafür giebt; daß von ſo Manchem, was entweder „im Einzelnen" oder „im Ganzen" unbekannt ſei, von Exiſtenzen, Zuſtänden, Beſchaffenheiten, die nicht der Wirklichkeit, ſondern nur der Möglichkeit nach vorhanden, die nicht offenbar, ſondern bloß latent, unſichtbar und unnachweisbar vorhanden ſeien, die Rede iſt — wie es ſich weder zu dem Jubel, der über die materialiſtiſch-darwiniſche Wahrheitsentſchleierung der Gegenwart erhoben wird, noch zu der hier herrſchenden principiellen Ausſchließung alles nicht empiriſch Vorliegenden, nicht ſinnlich Wahrnehmbaren, einen vielmehr ideellen und myſtiſchen Charakter Tragenden aus der „Wiſſenſchaft" ſchicken will. Zu Beiſpielen mögen folgende Citate dienen.

Der Menſch entſteht nach S. 241 aus einem Ei, das von dem eines Hundes, Affen ꝛc. nicht zu unterſcheiden iſt. Der Unterſchied beſteht nicht in der Formbildung, ſondern in der chemiſchen Miſchung, der moleculären Zuſammenſetzung der eiweißartigen Kohlenſtoff-

verbindung, aus welcher das Ei beſteht. Dieſer feine Unterſchied iſt aber „für die außerordentlich groben Erkenntnißmittel des Menſchen nicht direkt ſinnlich wahrnehmbar, ſondern nur indirekt durch Schlüſſe erkennbar“ d. h. er iſt nicht vorliegende Thatſache, ſondern bloße Annahme, eine hohle Phraſe, durch welche der dunkle Gegenſtand nicht im Mindeſten klarer und denkbarer wird. Weit befriedigender wäre es, zu ſagen: daran, daß ſich aus ſtofflich gleichartigen Keimen ſo verſchiedene Geſtalten und Geſchöpfe entwickeln, iſt der Grund die unſichtbar darin enthaltene Idee des Geſchöpfes, die ſich durch die Entwicklung realiſirt und ſichtbar macht.

Die verſteinerten Reſte der vormals lebenden Thiere und Pflanzen ſollen von den ausgeſtorbenen Urahnen und Vorfahren der jetzigen Organismen herrühren. Wenn ſich dies in der That ſo verhält, ſo „müßte uns“, wie S. 290 zu leſen, „die Kenntniß und Vergleichung der Verſteinerungen eigentlich ohne Weiteres den Stammbaum der Organismen aufdecken.“ Aber, wie es weiter heißt, „dieſe Aufgabe geſtaltet ſich außerordentlich ſchwierig und verwickelt. Ihre praktiſche Löſung würde ſchon ſehr ſchwierig ſein, wenn die Verſteinerungen einigermaßen vollſtändig erhalten wären. Dies iſt aber keineswegs der Fall. Vielmehr iſt die handgreifliche Schöpfungsurkunde, welche in den Verſteinerungen begraben liegt, über die Maßen unvollſtändig.“ So wird auch S. 312 „die paläontologiſche Urkunde“ als „höchſt unvollſtändig“, der durch Verſteinerungen gebildete „natürliche Schöpfungsbericht“ als „ganz außerordentlich lückenhaft und unvollſtändig“ bezeichnet. „Eine ſehr empfindliche Lücke derſelben“ ſei namentlich dieſe, „daß die Zwiſchenformen, welche die verſchiedenen Arten verbinden, in der Regel nicht erhalten ſind.“ Auf die Kenntniß und Aufzeigung der Zwiſchenformen aber käme es gerade an; es fehlt ſomit der allerweſentlichſte Beweis. Unter ſolchen Umſtänden iſt es freilich, wie es S. 313 heißt, „nicht wunderbar, daß wir noch auf ſo viele unſichere Hypotheſen angewieſen ſind, wenn wir den Stammbaum der verſchiedenen organiſchen Gruppen entwerfen wollen.“ Damit müßte aber von Rechtswegen auch

das ruhmredige Pochen auf die evidente und unwiderſprechliche Wahrheit des Syſtemes fallen.

S. 327 ff wird das Reich der Urweſen (Protista) zur Sprache gebracht und 8 Gruppen von ſolchen aufgeführt, hierbei aber das Geſtändniß gemacht: „Der Stammbaum des Protiſtenreiches iſt noch in tiefes Dunkel gehüllt.“ Vergl. S. 344: „Was die paläontologiſche Entwicklung des Protiſtenreiches betrifft, ſo kann man ſich darüber ſehr verſchiedene, aber immer nur ſehr unſichere genealogiſche Hypotheſen machen.“ Lauter Aufforderungen zur allergrößten Beſcheidenheit.

Das Hauptintereſſe des Autors iſt, die Abſtammung des Menſchen von affenartigen Stammeltern glaublich zu machen. Die ächten Menſchen entſtanden nach S. 506 f. aus den Affenmenſchen, dieſe aus den Menſchenaffen, dieſe aus den geſchwänzten ſchmalnaſigen Affen, dieſe aus den Halbaffen, dieſe aus unbekannten, den Beutelratten verwandten Beutelthieren. Hier iſt alſo eine Lücke; der Stammbaum geht eigentlich nur bis zu den Halbaffen zurück, deren Urſprung ſchon in's Dunkel gehüllt. Aber es ſieht damit noch ſchlimmer aus. Denn auch die affenartigen Stammeltern des Menſchen fehlen und können nicht nachgewieſen werden. „Sie ſind“, heißt es S. 499, „längſt ausgeſtorben. Vielleicht werden wir ihre verſteinerten Gebeine noch dereinſt theilweiſe in den Tertiärgeſteinen des ſüdlichen Afrika finden. Von den jetzt lebenden Affen kann kein einziger der Stammvater des Menſchengeſchlechtes ſein..... Wann die Umbildung der menſchenähnlichſten Affen zu den affenähnlichſten Menſchen Statt gehabt, läßt ſich jetzt gleichfalls noch nicht ſicher beſtimmen.“

S. 501 wird „die Ahnenreihe des menſchlichen Stammbaumes“, die ſich der Verfaſſer ausgedacht, in einer dieſelbe, dem ganzen Verlauf der Entwicklung nach, von Stufe zu Stufe anſchaulich machenden Ueberſicht dargeſtellt, indem, um nur einige der Hauptnamen zu nennen, von den Moneren an durch die Formen der Infuſorien, Würmer, Fiſche, Lurche, Beutelthiere, Halbaffen, Menſchenaffen, Affenmenſchen oder ſprachloſen Menſchen zu den ſprechenden fortgegangen

wird. Zwar wird indeſſen bemerkt: Natürlich kann dieſe genealogiſche Hypotheſe die Grundzüge des menſchlichen Stammbaumes nur ganz im Allgemeinen andeuten; und ſie läuft um ſo mehr Gefahr des Irrthums, je ſtrenger ſie im Einzelnen auf die uns bekannten beſonderen Thierformen bezogen wird." Eine ſolche Hypotheſe iſt aber um ſo ungewiſſer, jemehr ſie ſich im Allgemeinen hält und je weniger ſie die einzelnen Glieder der Entwicklungs- und Geſtaltungsreihe zu beſtimmen im Stande iſt. Hier kommt es weſentlich auf das Beſondere an, durch welches ſich ein Glied der Kette an das andere ſchließt. Anderweitige Geſtändniſſe ſind ferner nachſtehende.

S. 451 iſt zu leſen: „Auf dieſe Frage geben uns die verſteinerten Wirbelthierreſte keine ganz beſtimmte Antwort." S. 470: „Die Genealogie der Beutelthiere iſt ſehr ſchwierig zu errathen, weil wir die ganze Unterklaſſe nur höchſt unvollſtändig kennen" ꝛc. In Betreff der S. 159 zur Erwähnung kommenden „Vererbungsgeſetze" heißt es: „Leider iſt für dieſen ſo außerordentlich wichtigen Gegenſtand, ſo wohl in der Zoologie, als in der Botanik, bisher nur ſehr wenig geſchehen; und faſt Alles, was man von den verſchiedenen Vererbungsgeſetzen weiß, beruht auf den Erfahrungen der Landwirthe und Gärtner. Daher iſt es nicht zu verwundern, daß im Ganzen dieſe äußerſt intereſſanten und wichtigen Erſcheinungen nicht mit der wünſchenswerthen wiſſenſchaftlichen Schärfe unterſucht und in die Form von naturwiſſenſchaftlichen Geſetzen gebracht worden ſind." S. 183: „Alle die angeführten Erſcheinungen der geſchlechtlichen, der ſprungweiſen und der individuellen Anpaſſung, welche wir als Geſetze der indirekten oder mittelbaren (potentiellen) Anpaſſung zuſammenfaſſen können, ſind uns, ihrem eigentlichen Weſen, in ihrem tieferen, urſächlichen Zuſammenhang nach, äußerſt wenig bekannt." S. 195 iſt von dem „wichtigen Geſetze der correlativen oder wechſelbezüglichen Anpaſſung" die Rede. Hiernach erfahren, wenn gewiſſe Theile des Organismus durch eine äußere Einwirkung betroffen und in Folge deſſen abgeändert werden, zugleich auch andere, nicht unmittelbar davon berührte Theile eine

Abänderung. So pflegen Hausthiere, wie Rinder und Schweine, bei denen ſich die Beine verkürzen, auch einen kurzen und gedrungenen Kopf zu bekommen, die Taubenracen, welche die längſten Beine haben, zeichnen ſich zugleich durch die längſten Schnäbel aus ꝛc. Dieſe Wechſelbeziehungen zwiſchen verſchiedenen Theilen des Organismus nun „ſind äußerſt merkwürdig", aber im Einzelnen ihrer Urſache nach unbekannt."

Im 9. Vortrage S. 158 ff. werden die „Vererbungsgeſetze", S. 165 f. die Erſcheinungen der Baſtardzeugung (Hybridismus) beſchrieben und hiebei bemerkt: „Bei dieſen Erſcheinungen ſind wir, wie bei den anderen vorher erwähnten Vererbungsgeſetzen, jetzt noch nicht im Stande, die mechaniſchen Urſachen im Einzelnen nachzuweiſen. Aber kein Naturforſcher zweifelt daran, daß die Urſachen hier überall rein mechaniſch ſind. Wenn wir feinere Unterſuchungsmittel als unſere groben Sinnesorgane und deren Hülfsmittel hätten, ſo würden wir jene mechaniſchen Urſachen erkennen und ſicherlich auf die chemiſchen und phyſikaliſchen Eigenſchaften der Materie, aus welcher der Organismus entſteht, zurückführen können."

Das ſind völlig leere, gehaltloſe und willkührliche Ausreden und Nothbehelfe, wie man ſie in Ermangelung der zu liefernden empiriſchen und thatſächlichen Beweiſe auch ſonſt an deren Stelle zu ſetzen pflegt. Ebenſo ſagen materialiſtiſche Aerzte, welche alle Geiſteskrankheiten ganz nur auf Verletzungen des Gehirns zurückführen: wenn wir einen im Zuſtande des Irreſeins Verſtorbenen unterſuchen und finden in ſeinem Gehirne kein Anzeichen von Verletzung und Zerſtörung, ſo muß eine ſolche doch da ſein; wir können ſie bei der Unvollkommenheit unſerer Sehmittel nur nicht entdecken; der Fund der materiellen Urſache des fraglichen Seelenzuſtandes mag der Zukunft aufbehalten ſein. Wenn dann doch etwa auch in nachfolgender Zeit Nichts der Art ermittelt werden ſollte, ſo bleibt dieſelbe Ausflucht auch dann noch, da Zukunft in Fülle immer übrig bleibt. Zu überzeugen aber ſind dergleichen Wendungen nicht geeignet.

Es kommt noch ſchlimmer, indem ſelbſt an der Zukunft, auf

deren mögliche Aufschlüsse bei diesen Darstellungen hingewiesen zu werden pflegt, verzweifelt wird. So in dem 16. Vortrage S. 343 ff., wo „das natürliche System des Pflanzenreichs“ abgehandelt wird und wo man sogleich der bedenklichen Eröffnung begegnet: „das natürliche System der Thiere, Pflanzen und Protisten werde niemals endgültig festgestellt werden, vielmehr immer nur einen mehr oder weniger annähernden Grad von Erkenntniß der wahren Blutsverwandtschaft darstellen.“ So auch S. 318: „Es ist mit Bestimmtheit vorauszusehen, daß ein vollendeter Stammbaum niemals erreicht werden wird. Es fehlen uns und werden uns immer fehlen die unerläßlichen paläontologischen Grundlagen; die ältesten Urkunden werden uns ewig verschlossen bleiben.“ Und S. 316 f.: „Wir gelangen, indem wir die empirischen Resultate der Embryologie, Paläontologie und Anatomie zusammenfassen, vergleichen und zur gegenseitigen Ergänzung benützen, zur annähernden Erkenntniß des natürlichen Systemes, welches nach unserer Ansicht der Stammbaum der Organismen ist. Allerdings bleibt unser menschliches Wissen, wie überall, so ganz besonders hier, nur Stückwerk, schon wegen der außerordentlichen Unvollständigkeit und Lückenhaftigkeit der empirischen Schöpfungsurkunden.“ Und S. 543: „die specielle Verfolgung des menschlichen Stammbaumes, die nähere Bestimmung der uns bekannten Thierformen, welche entweder wirklich zu den Vorfahren des Menschen gehörten oder diesen wenigstens Blutsverwandte waren, wird stets eine mehr oder minder annähernde Hypothese*) bleiben, welche um so mehr Gefahr läuft, sich von dem wirklichen Stammbaum zu entfernen, je näher sie demselben durch Aufsuchung der einzelnen Ahnenformen zu kommen sucht. Dies ist mit Nothwendigkeit durch die ungeheuere Lückenhaftigkeit unserer paläontologischen Kenntnisse bedingt, welche unter keinen Umständen jemals eine annähernde Vollständigkeit erreichen werden.“ Welch traurige Sachlage! Und

*) Dieses Wort ist auch im Originaldruck unterstrichen.

doch so viel Stolz und Anspruch auf respectvolle Anerkennung der aufgestellten Behauptungen!

Wir schalten hier ein, was wir am Schlusse eines Aufsatzes von Maximilian Perty*) lesen: „Das paläontologische (die Versteinerungskunde befassende) System ist sehr unvollständig und wird es immer bleiben. Denn kann man auch nach und nach alle Gegenden des Landes bis zu einer gewissen Tiefe auf ihre Thierreste untersuchen, so bleiben doch die viel ausgedehnteren übrig, welche unter dem Meere liegen und ganz unzugänglich sind. In diesen Schichten finden sich aber die Thierreste der Länder eingeschlossen, welche ehemals über den Ocean emporragten und nun wieder von ihm bedeckt werden. Ferner: je ältere neptunische Schichten man untersucht, desto sparsamer und oft auch desto unkenntlicher werden die in ihnen eingeschlossenen Thierreste; und ganz zerstört sind sie in den metamorphischen, den durch Feuer umgewandelten Gesteinen. Es ist verhältnißmäßig nicht so schwer, die Gegenwart zu verstehen, ungleich schwieriger, in die Vergangenheit zurückzuschauen, unmöglich, die Zukunft zu wissen. An welchem Punkte wir auch die Natur in wissenschaftlichen Angriff nehmen, so treffen wir, wenn wir nach dem Woher und Warum fragen, auf eine unendliche Tiefe."

Kehren wir zu Häckel's trotzdem über Alles ein so glänzendes Licht verbreitender „natürlicher Schöpfungsgeschichte" zurück. Hier liest man S. 319 f. von dem Ursprunge der meisten Organismen, besonders aller höheren Thiere und Pflanzen: sie seien aus einer Vielzahl von Zellen zusammengesetzt, entsprungen aber aus einem Ei, welches eine ganz einfache Zelle, ein Klümpchen einer Eiweißverbindung sei, worin ein anderer eiweißartiger Körper, der Zellkern eingeschlossen. Da wiederhole sich nur im Einzelnen, was sich im allgemeinen Gang der Dinge durch eine ganze Reihe verschiedener Organismen vollbracht habe; die uralten Vorfahren der betreffenden Organismen seien einfache, isolirt lebende Zellen gewesen. Wenn

*) Westermann's Monatshefte, August 1869, S. 504.

nun die Gegner ſagen: es ſei wunderbar und unbegreiflich, daß ein ſo äußerſt vielzelliger Organismus im Laufe der Zeit aus einem einfachen einzelligen hervorgegangen, ſo giebt H. Häckel S. 320 den Beſcheid: „Wir entgegnen einfach, daß wir dieſes unglaubliche Wunder jeden Augenblick vor uns ſehen und mit unſeren Augen verfolgen können. Denn die Embryologie der Thiere und Pflanzen führt uns in kürzeſter Zeit denſelben Vorgang, der im Laufe ungeheurer Zeiträume bei der Entſtehung des ganzen Stammes Statt gefunden, greifbar vor Augen.“ Das heißt ſo viel, als: Der Vorgang iſt eben Thatſache; er liegt als ſolcher jedenfalls bei der Embryonenentwickelung vor. Damit iſt er aber nicht begreiflich geworden; das aus der Wiſſenſchaft ſo ſtreng verpönte Wunder bleibt. Der Schluß auf die allgemeine Entwicklung iſt noch überdies eine bloße Idee und Hypotheſe.

S. 177 ff. iſt von den „Geſetzen der direkten oder unmittelbaren und indirekten oder mittelbaren Anpaſſung“ die Rede. Dieſe letztere beſteht darin, daß gewiſſe Einflüſſe, welche gewiſſe Veränderungen des Organismus bewirken, dieſe nicht bei dem unmittelbar betreffenden Organismus ſelbſt, ſondern erſt bei ſeinen Nachkommen zur Erſcheinung kommen laſſen. „Es iſt etwas ſchwierig, deſſen Gegenſtand gehörig klar darzuſtellen.“ Am Ende heißt es ſogar: „Wir kennen im Ganzen*) dieſe außerordentlich wichtigen und verwickelten Verhältniſſe viel zu wenig“ ꝛc. Von einer Vererbung, einem Uebergang oder Abdruck elterlicher Eigenſchaften, der ſich mechaniſch-materialiſtiſch denken ließe, kann hier keine Rede ſein, da die Eltern die an den Kindern hervortretenden Eigenſchaften noch gar nicht haben. „Die Neubildung iſt im elterlichen Organismus bloß der Möglichkeit nach (potentia) vorhanden, im kindlichen wird ſie zur Wirklichkeit (iſt actu da).“ Eine ſolche Sprache dürfte aber im Bereiche der modernen Wiſſenſchaft, die alles Geheimnißvolle, nicht ſinnenfällig-anſchaubar und handgreiflich Gegebene als Chimäre

*) Es iſt bald „im Einzelnen“, bald „im Ganzen“, daß Dunkel und Nichtwiſſen Statt findet.

zurückweist, eigentlich gar nicht geführt werden. Denn eine Möglichkeit, potentia, deren Vorhandensein völlig dunkel und unnachweisbar ist, nur durch einen Schluß rückwärts vom Erzeugten auf das Erzeugende gewonnen wird, keinen Begriff giebt und keine Erklärung liefert, führt dermaßen in Nacht und Nebel hinein, daß wir dadurch mitten in das Reich einer hier doch so grundsatzmäßig verpönten Mystik hineinversetzt werden.

7.

Noch verhängnißvoller, als dies Alles ist der Umstand, daß es naturwissenschaftliche Thatsachen giebt, welche eine positive Widerlegung des Systems bilden und das in Rede stehende völlig über den Haufen zu werfen geeignet sind.

Im 9. Vortrage, S. 150 ff. werden zweierlei Vererbungsgesetze unterschieden, erstlich das der continuirlichen oder ununterbrochenen Vererbung und dann ein ganz verschiedenes, das der latenten oder unterbrochenen Vererbung. Ersteres umfaßt jene alltäglichen und allbekannten Phänomene, wo das Erzeugte dem Erzeuger gleich oder ähnlich ist. Dieses ist denn auch das Begreiflichste, ja im Grunde allein Begreifliche, namentlich was die materialistische Auffassung der Dinge betrifft. In dieser Rücksicht heißt es S. 154: „In allen verschiedenen Fällen der Fortpflanzung ist das Wesentliche immer die Ablösung eines Theiles des elterlichen Organismus" ꝛc. „In allen Fällen dürfen wir schon von vorn herein erwarten, daß die kindlichen Individuen, die ja, wie man sich ausdrückt, Fleisch und Bein der Eltern sind, zugleich immer dieselben Lebenserscheinungen und Formeigenschaften erlangen werden, welche die elterlichen Individuen besitzen." Von den Eltern auf die Kinder geht nach diesem System Nichts als ein Theil der elterlichen Materie über „und mit dieser werden auch deren Lebenseigenschaften übertragen, welche sich dann in ihrer Form äußern." Dieser materielle Vorgang „ist überall einzig und allein die Ursache der Vererbung, die mechanische Ursache der Uebertragung der Formen und Lebenserscheinungen vom zeugenden auf den gezeugten Organismus." Nun treten dem aber

Phänomene von ganz entgegengeſetztem Charakter entgegen, die zum Theil ſogar die Geſtalt eines conſtanten Geſetzes annehmen. Hier ſind die Kinder den Eltern nicht gleich, ſondern mehr oder weniger unähnlich, ja weichen von ihnen gänzlich ab und erſt in der dritten oder einer noch ſpäteren Generation tritt die unterbrochene und bis dahin „latente“ d. h. verborgene, geheim bleibende Aehnlichkeit hervor. Dieſe ſeltſame Erſcheinung wird in einem gewiſſen Grade ſchon innerhalb menſchlicher Familien, ſo wie auch bei Hausthieren, wie dem Hunde, Pferde, Rinde, wo nicht ſo ſehr Eltern und Kinder, als Großeltern und Enkel einander entſprechen, noch weit auffallender aber bei niederen Thieren und Pflanzen beobachtet. Da zeigt ſich das berühmte Phänomen des Generationswechſels (Metagenesis), welches zunächſt von dem Dichter Chamiſſo bei den Salpen entdeckt wurde und welches man anfänglich ſo unglaublich fand.*) Das erzeugte Individuum producirt hier bei der Fortpflanzung eine Form, die der der Eltern völlig ungleich iſt und erſt die Nachkommen dieſer letzteren Generation werden wieder den erſten ähnlich, welcher Wechſel Regel iſt. Die Salpen ſind cylinderiſche und glasdurchſichtige Manteltiere, welche an der Oberfläche des Meeres ſchwimmen. Es wechſelt eine größere und eine kleinere Generation. Die Erſte hat ein hufeiſenförmiges Auge, lebt einſiedleriſch und erzeugt auf ungeſchlechtlichem Wege, durch Knospenbildung, die zweite, kleinere. Die Individuen dieſer kleineren haben ein kegelförmiges Auge und leben in Ketten vereinigt. Jedes von dieſen Individuen bringt dann auf geſchlechtlichem Wege, als Zwitter, wieder einen geſchlechtsloſen Einſiedler jener erſten, größeren Art hervor. So entſpricht denn ſtets die erſte, dritte, fünfte ꝛc. Generation, und ebenſo die zweite, vierte, ſechſte ꝛc.

*) In dieſer Beziehung hat ſich zu ſeinem großen Nachtheile namentlich der däniſche Etatsrath und Phyſiologe Dr. Eſchricht hervorgethan, der wegen Kaſpar Hauſer's auch gegen mich losfuhr und hierbei nicht weniger ſein Ziel verfehlte. S. meine Enthüllungen über Kaſpar Hauſer, Frankf. a. M. 1859, S. 153 ff., wo auch die Geſchichte mit den Salpen zur Sprache kommt. „Der Kopenhagner Profeſſor fand die Anſicht des Dichters allzu romantiſch ..... Die nüchterne Unterſuchung gab dem Dichter Recht.“ Carl Vogt, Bilder aus dem Thierleben. Frankf. a. M. 1852, S. 59 ff.

einander in Geſtalt, Organiſation und Lebensart; nicht alſo A=B=C = D = E = F ꝛc., ſondern: A = C = E ꝛc. und B = D = F ꝛc. Ja die Natur treibt ihre Paradoxie noch weiter. Denn in einigen Fällen von Generationswechſel, wie bei den zierlichen Seetönchen (Doliolum) wird nicht blos eine Generation, ſondern mehrere übergangen, ſo daß die Reihen A = D = G und weiter B = E = H und C = F = J entſtehen. Bei den Blattläuſen folgt auf jede geſchlechtliche Generation eine Reihe von 8—10—12 ungeſchlechtlichen Generationen, die unter ſich ähnlich und von der geſchlechtlichen verſchieden ſind; und dann erſt wieder tritt eine geſchlechtliche auf, die jener längſt verſchwundenen ähnlich iſt.

Man reiht daran die Erſcheinungen des ſogenannten Atavismus oder Rückſchlages, wo einzelne Thiere eine Geſtalt gewinnen, welche ſchon ſeit vielen Generationen nicht mehr vorhanden war und als Folge einer latenten Vererbung betrachtet wird, die bis zu einer Urform zurückreicht, wie ſie z. B. bei Hausthieren die längſt verſchwundenen und ausgeſtorbenen wilden Stammeltern gehabt. Alle derartigen Atavismen oder Rückſchläge werden unter das Geſetz der latenten oder unterbrochenen Vererbung gebracht, wenngleich die Zahl der dabei überſprungenen Generationen ungeheuer groß iſt.

Daß dieſe ſeltſamen Thatſachen nicht nur ganz unerklärbar für den Materialiſten, ſondern auch ganz dazu geeignet ſind, ſein Syſtem mit einem Schlage über den Haufen zu werfen, ſpringt in die Augen. In dieſem Syſtem kann nur die continuirliche oder ununterbrochene Forterbung ihre Stelle finden. Das Erzeugte iſt hier nur eine materielle Ablöſung vom Körper des Erzeugenden und kann ſchlechterdings keine andere Eigenſchaften, als die elterlichen haben, wie Häckel ſelbſt ausſpricht und ausführt. Eine neue, ganz verſchiedene Generationsform kann gar nicht auftreten, da wir ja ſonſt vor einem Wunder ſtehen; oder wenn ſie dennoch aufgetreten, ſo kann die alte nicht wiederkehren, wenn nicht ein neues Wunder geſchehen ſoll. Die latente, unterbrochene Vererbung, wie ſie genannt wird, die Rückkehr zu einer früheren verlaſſenen Geſtalt, der Generationswechſel, der Rückſchlag oder Atavismus, wo nach Ueberſpringung einer ungeheueren

Rückſchlag oder Atavismus, wo nach Ueberſpringung einer ungeheueren Anzahl von anders beſtimmten Generationen ſogar bis auf die uralte Stammform zurückgegangen wird — das Alles iſt im Syſtem des Materialismus ein reiner Unſinn. Und dennoch bietet ihm die unbarmherzige Natur dieſen unverdaulichen Stein, an dem er ſterben muß, zum Verſchlingen dar.

Ein Organismus giebt bei Erzeugung eines anderen ſeine charakteriſtiſche Form und organiſche Beſtimmtheit auf, verwandelt ſich ſprungweiſe in ein ganz anderes Geſchöpf, führt als ſolches ſein Leben und erzeugt wieder ein ihm unähnliches, dem früheren hingegen gleichartiges. Die erſte Form iſt bei der zweiten verſchwunden, aber ſie iſt, nimmt man an, dennoch da; ſie iſt in *latenter, verborgener* Weiſe vorhanden. Das iſt wieder ein ganz myſtiſcher Begriff, der ſich auf materielle Greiflichkeiten und ſinnliche Anſchaulichkeiten nicht zurückführen läßt. Man ſpricht von *unterbrochener* Vererbung; wenn aber die Vererbung, als materieller und mechaniſcher Uebergang von einer Generation auf die andere, unterbrochen iſt, wie in aller Welt ſoll ſie denn doch wieder Statt finden! Es iſt gar kein äußerer, körperlicher Zuſammenhang mehr da, und einen anderen ſoll es ja nicht geben. Der Typus des erzeugenden Organismus müßte in dem gezeugten, der dieſem Typus nicht entſpricht, vielmehr ganz anders geſtaltet iſt, trotzdem noch fortdauern und ſich in einen geheimen, unſichtbaren Hintergrund zurückgezogen haben, um ſpäterhin wieder hervorzubrechen. Dann müßte der Typus des erzeugten Organismus ebenſo myſteriös zurücktreten und auf die Zeit warten, wo er zu neuer Erſcheinung kommt. Hiebei müßte der aus der Sichtbarkeit verſchwundene Typus den ſichtbar ausgeprägten wechſelsweiſe überwältigen und verdrängen. Der verſchwundene wäre, ſo lange er verſchwunden, jedesmal eine Art von abgeſchiedenem Geiſt, der ſich in einem unbekannten und unfaßlichen Hades aufhielte. Das ſind die ſonderbarſten Sachen von der Welt, bei welchen dem materialiſtiſchen und rationaliſtiſchen Forſcher nothwendig der Verſtand ſtill ſteht, welche er auch geradezu verlachen würde, wenn es die ſouveraine Natur der Thatſache geſtattete. Daß zwei ideale und abwechſelnd

real werdende Typen vorhanden ſind, iſt offenbar; aber das führt uns aus dem Gebiete des in Rede ſtehenden Syſtemes völlig hinaus.

8.

Eine Hauptrolle in dem Syſtem ſpielt der bekannte Darwiniſche „Kampf um das Daſein", dieſes beſtändige Ringen um die Exiſtenz, dieſer unaufhörliche Wettkampf um die nicht für Alle hinreichend vorhandenen Lebensbedürfniſſe, von welchem unſer Schriftſteller im VII. und XI. Vortrage handelt. Dieſer Kampf veranlaßt „die natürliche Züchtung", d. h. es ſiegen und erhalten ſich darin diejenigen Individuen, welche vortheilhafte Eigenſchaften beſitzen, die ihren Nebenbuhlern und Mitbewerbern fehlen; letztere gehen zu Grunde, jene Eigenſchaften aber vererben ſich auf die Nachkommen; ſo entſtehen neue Arten von vorzüglicherer Qualität; ſo ſteigert ſich das organiſche Erdleben zu immer größerer Vollendung und Vollkommenheit.

Das erſcheint auf den erſten Blick plauſibel genug. Wie ſich aber in dieſem rohen, wilden, herzloſen Kampfe um Exiſtenz und Exiſtenzmittel, dieſem Nichts als Selbſtſucht, Feindſchaft und Vernichtungsbegierde athmenden Kriege Aller gegen Alle das Gute, Edle, Schöne, Feine, Zarte, Innige, Tiefe entwickeln ſoll, iſt nicht einzuſehen. Hier kann naturgemäß nur das äußerlich Ueberlegene, das phyſiſch Stärkere, das Wildere, Schonungsloſere, Grauſamere, Böſere, in Rückſicht überwiegender Geiſteskräfte Schlauere, Liſtigere, in Erfindung und Gebrauch zweckmäßiger Ueberwältigungsmittel, Waffen und Werkzeuge Geſchicktere ſiegen; der Menſch kann es auf ſolchem Wege nur höchſtens zu einer geſcheiten Beſtie, einem intelligenten Teufel bringen; eine Fortentwicklung und Höherſtellung zum wahrhaft Höheren und Beſſeren iſt da gar nicht denkbar. Wie wäre denn da für Liebe, Güte, Erbarmen, Duldung, Großmuth, Entſagung, Selbſtaufopferung ꝛc. ein Anlaß, eine Möglichkeit des Entſtehens und Erſcheinens gegeben? Der correkte Materialiſt und Menſch der Zeit wird über dieſe Tugenden vielleicht lachen; aber ſie ſind doch da; wo kommen ſie denn her?

Was die uns umgebende Natur betrifft, ſo ſehen wir ſchon hier das Werthvollere und Edlere überall von dem an Werth und Adel tief unter ihm Stehenden gefährdet und theilweiſe wirklich vernichtet. Unkraut, Ungeziefer, Geſchmeiß aller Art überwuchert, bedrängt, quält, zerſtört ſo oft das vollkommnere Leben und iſt bei Weitem hartnäckiger in ſeinem Beſtande, unangreifbarer, fortpflanzungs- und vermehrungsfähiger, unausrottbarer, als dieſes. In mehreren Gewäſſern, wie in der Oder, Spree, Havel, Alſter, im großen Teiche des botaniſchen Gartens zu Breslau, hat ſich ein wucherndes Schlingkraut, ein hundertarmiges Unkraut mit filzartigem Gewebe eingeniſtet, dem man den Namen Waſſerpeſt gegeben hat. Daſſelbe beſitzt eine ſo ungemeine Fortpflanzungskraft und Lebenszähigkeit, daß es allen Vertilgungsmaßregeln zu widerſtehen pflegt. Man erblickt es in Form ſchwimmender Inſeln, ja es überzieht die Flüſſe in ihrer ganzen Breite; man kann Steine darauf werfen, ohne daß ſie untergehen. Man hat eine große Anzahl von Sträflingen benützt, welche das Unkraut mit langen Rechen in ſo ungeheuerer Menge hervorzogen, daß es ſich zu ganzen Bergen anhäufte; aber die Wurzeln ſaßen auf dem Grunde feſt, und ſo erhob es ſich bald wieder über die Oberfläche des Waſſers. Die Fruchtbarkeit niedriger und ſchädlicher Thiere iſt außerordentlich. Ein ſo abſcheuliches, nur auf Koſten edlerer Organismen lebendes Geſchöpf, wie der Bandwurm iſt, erzeugt in kurzer Zeit Millionen Eier. In Paraguay giebt es ſehr häufig eine kleine, gefürchtete Fliege, die ihre Eier in den Nabel der neugeborenen Rinder und Pferde legt, die davon ſterben. Ein elendes Schmarotzerthier, ein verächtliches Gewürm, wie die aus dem Schwein in den Menſchen kommende Trichine, iſt im Stande den Herrn der Schöpfung zu Grunde zu richten, den ſchönſten, vollkommenſten und von der edelſten Menſchenſeele bewohnten Organismus zu verderben. Bei Unterſuchung der ſogenannten Chignons, jener modiſchen Haarwülſte, die ein Mittelding zwiſchen Zopf und Perrücke bilden, hat man ein mikroſkopiſches Schmarotzerthierchen mit rüſſelartigem Mund und Beißzangen entdeckt, dem man den Namen Gregarine beigelegt. Daſſelbe vermehrt ſich mit unglaublicher Schnelligkeit und trotzt faſt

allen Anfeindungen. Siedendes Waſſer hat ihm eben ſo wenig, als eine trockene Hitze von 160° R., Etwas an; man kann es nur durch gewiſſe mineraliſche Säuren tödten. Wie leicht kann man die höher und höchſt entwickelten Thiergattungen, wie leicht ſelbſt menſchliche Geſchlechter und Racen ausrotten, wenn man ſie ſchonungslos verfolgt und tödtet; wie manche ſolche ſind in Folge deſſen aus ganzen Ländern und Erdtheilen, ja von der Erde verſchwunden. Milben, Läuſe, Flöhe, Eingeweidewürmer, Fliegen, Mücken ꝛc. zahlloſe unnütze, plagende und ſchädliche Geſchöpfe der Art hat man bis jetzt noch nicht auszutilgen vermocht. Und was die Geſchichte der Menſchheit betrifft, ſo iſt die alte, bittere Klage ja dieſe, daß der Gute, Fromme, Gerechte, Weiſe ſo häufig wehr- und rettungslos leidet und untergeht, während der Böſe, Gottloſe, ſich ſeiner Mittel gewiſſen- und gefühllos Bedienende triumphirt und ſich jeder Art von äußerem Vortheil erfreut. Die Gottgeſandten und Heilande zumal hat man ſtets gemordet oder ſonſt mißhandelt und in den Staub getreten. Wäre da nicht noch etwas ganz Anderes, als Stoff, Stoffbewegung, Mechanismus und Darwiniſcher Kampf um's Daſein im Spiele, wohin wäre es längſt mit der Menſchheit gekommen!

Es lieſt ſich recht hübſch, wie der Wettkampf der männlichen Thiere um die weiblichen und die kunſtverſtändige Ausleſe und Zuchtwahl der Letzteren auch äſthetiſche Leiſtungen hervorrufe. Die Singvögel locken mit ihrem Geſange die Weibchen; dieſe wählen den beſten Sänger zu ihrem Gemahle, und ſo entſteht eine in Rückſicht ihrer Geſangskunſt vorzügliche Nachkommenſchaft. Aber woher den Vögeln der äſthetiſche Sinn und die muſikaliſche Begabung überhaupt kommt, wird nicht geſagt. Aus dem anfänglich ganz rohen Kampfe um die Lebensbedingungen und Lebensmittel kann er nicht erblühen. Bei den Menſchen ſoll die pſychiſche Ausleſe ſolche Dienſte thun, „indem die geiſtigen Vorzüge des einen Geſchlechtes beſtimmend auf die Wahl des anderen einwirken.“*) Aber wo kommen denn dieſe geiſtigen Vorzüge her? Und wer die Welt nur einigermaßen kennt, der

*) S. 216.

weiß, daß die Wahl, welche im menſchlichen Geſchlechtsleben getroffen wird, in der Regel gar nicht durch die Neigung zu geiſtigen Vorzügen geleitet wird; daß insbeſondere das Geld, die pecuniäre Ausleſe, durchgängig die Hauptrolle ſpielt und an eine die Gattung höher ſtellende „pſychiſche Ausleſe" gar nicht zu denken iſt. Die Eltern wollen ihre Töchter „verſorgt" wiſſen; dieſe ſelbſt wollen in dieſem Sinne „unter die Haube kommen"; ſie wollen auch wohl Männer um jeden Preis, nur um nicht „ſitzen zu bleiben" und „alte Jungfern zu werden." Man giebt einen geiſtig begabten Geliebten auf, weil er arm iſt, und nimmt einen reichen Schwachkopf; man ſieht auf Rang, Stand und Einkommen; ein junger Mann heirathet eine alte Wittwe, ein vielleicht ſehr widerwärtiges Weib, weil er Schulden, ſie aber eine volle Kaſſe hat. So iſt es in unſerer Societät mit der darin üblichen geſchlechtlichen Ausleſe oder „Zuchtwahl" beſtellt; Ausnahmen zählen nicht.

9.

Die verſchiedenen Naturgebilde, wie wir ſie kennen, entſtanden und entwickelten ſich moderner Anſchauung nach gemäß nach und auseinander auf dem langweiligen und langweiligen Wege einer Allmähligkeit von ſo unermeßlicher Zeitdauer, daß der darüber Nachſinnende in Gefahr geräth, von einem Schwindel erfaßt zu werden. Es iſt nach S. 102 für die Theorien eines Darwin und Lyell „die Annahme ganz ungeheuerer Zeiträume abſolut unentbehrlich. Wenn die Erde und ihre Organismen ſich wirklich auf natürlichem Wege entwickelt haben, ſo muß dieſe langſame und allmählige Entwicklung eine Zeitdauer in Anſpruch genommen haben, deren Vorſtellung unſer Faſſungsvermögen gänzlich überſteigt." Ob man, heißt es weiterhin, hypothetiſch 10 Millionen oder 10,000 Billionen Jahre annehme, das ſei vom Standpunkte der ſtrengen Naturphiloſophie gänzlich gleichgültig. Vor uns und hinter uns liege die Ewigkeit. Dieſe Ewigkeit bietet der Willkür allerdings den unbegrenzteſten Spielraum dar; aber ſtimmt denn mit dieſer Vorſtellungsweiſe auch die Natur? Wir finden, daß dieſe weit davon entfernt iſt,

auf dem bloßen Wege der Allmähligkeit zu produciren. Sie bedient ſich öfters höchſt auffallend auch des Sprunges, des plötzlichen Wechſels, des Hervorbringens von Gebilden, die denen, aus welchen ſie entſtehen, ganz unähnlich ſind; ſie bringt Mißgeburten hervor, die ein Herabſinken auf tiefere Stufen darſtellen, und umgekehrte Mißgeburten, wenn man ſo ſagen kann, welche mit einem Male eine höhere repräſentiren; es iſt, als wenn ſie ein muthwilliges Spiel triebe, welches recht eigentlich dazu beſtimmt ſei, uns die Köpfe zu verwirren und ſie als ganz unfaßlich für unſeren Verſtand erſcheinen zu laſſen. Sie erzeugt, einer alltäglichen, darum aber nicht weniger wunderſamen, Erfahrung gemäß, aus einem trägen, unbehülflichen Wurm, vermittelſt eines ſcheintodten Zwiſchenzuſtandes ein zierliches, geflügeltes, prächtiges, leichthinflatterndes Geſchöpfchen, eine fliegende Blume, ſo zu ſagen, und braucht kein Jahrhundert dazu, um eine ſo frappante Umwandlung zu bewerkſtelligen. Was für paradoxe, unbegreifliche Sprünge hin und her macht ſie in den Fällen des obenerwähnten Generationswechſels! Im Bereiche des Menſchlichen findet ſich Aehnliches. „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme", pflegt man zu ſagen. Aber dieſer Satz leidet häufige und zuweilen gewaltige Ausnahmen; es geht aus Gewöhnlichem, Ordinärem und Unbedeutendem Außerordentliches im guten und ſchlimmen Sinne hervor. Da iſt vielleicht ein ſtilles, frommes, ſchlecht und recht lebendes Ehepaar, das zu ſeinem Schrecken und Jammer ein ihm ganz unähnliches, unbändiges, aller Zucht, Lehre und Sitte ſpottendes Individuum zum Kinde hat. Insbeſondere iſt von denen, welche man Genie's, Genien, große Menſchen nennt, oft gar nicht zu begreifen, wie ſie dies werden konnten, indem ſie ſich keineswegs aus ihren Eltern, ihrer Umgebung, ihrem Volke und Zeitalter erklären, mit all dem vielmehr zuweilen in oppoſitionellem Gegenſatze ſtehen. Solche Menſchen ſind wie plötzlich vom Himmel gefallen, daher ſie das Alterthum auch für Götterſöhne zu halten pflegte; ſie ſind wahre Wunder für unſeren Verſtand; was macht damit der Materialiſt und Darwiniſt? Wo iſt hier der Schneckengang eines langſamen Aufſteigens von Generation zu Generation hindurch bis zu dem glänzenden Gipfel, der unſer Erſtaunen erregt?

Wenn wir dergleichen Thatſachen erwägen, ſo brauchen wir jene ungeheueren Zeitlängen nicht, um die Dinge werden zu laſſen. Die Natur könnte auch ſprungweiſe vorwärts gegangen ſein; und ſo würde man keiner untergegangenen Zwiſchenſtufen bedürfen, wie man ſie zu brauchen meint, und, wenn ſie in der Wirklichkeit nicht nachweisbar ſind, hypothetiſch anzunehmen pflegt.

10

In Feſtſtellung der Geſetze, welche in der Natur herrſchen und durch welche die organiſchen Naturprodukte zu Stande gekommen ſein ſollen, walten ſo wunderliche Gegenſätze und Widerſprüche, daß eine völlige Confuſion entſteht und daß die Sache in einen vernünftigen Kopf durchaus nicht hineingeht, wenn er nicht zum Quer- und Tollkopf werden ſoll. Da haben wir ein ſogenanntes Divergenzgeſetz, ein Geſetz der Differenzirung oder Sonderung, des Auseinandergehens des Einen und Einfachen ins Verſchiedene und Mannigfaltige, wodurch immer neue Formen entſtehen; und darauf beruht, wie gelehrt wird, das Geſetz des Fortſchrittes und der Vervollkommnung, „beiderlei Geſetze durch rein mechaniſche Urſachen bedingt.“ Es zeigt ſich indeſſen, daß „nicht jeder Fortſchritt eine Differenzirung und nicht jede Differenzirung ein Fortſchritt iſt.“ In der thieriſchen und pflanzlichen Organiſation treffen wir auf Fälle, wo der Fortſchritt und die Vervollkommnung nicht in der Mehrung, ſondern in der Minderung der Theile und Glieder, wie der Füße, Beinpaare, Wirbel, Staubfäden beſteht, wovon S. 230 die Rede. Hier tritt ein neues „Geſetz,“ das der Zahlenminderung gleichartiger Theile hervor, und auf dieſem, nicht auf der Sonderung, Theilung, Mehrung, beruht der Fortſchritt zu höherer Organiſationsſtufe. Ein ferneres, ebenfalls widerſprechendes „Geſetz“ iſt das der Centraliſation, und der Fortſchritt beruht drittens auch auf dieſem. Denn der Organismus iſt um ſo vollkommener, je einheitlicher er organiſirt iſt, je mehr die Theile dem Ganzen untergeordnet, je mehr die Funktionen und ihre Organe centraliſirt ſind. Dann giebt es endlich auch Differenzirungen, Divergenzen, Sonde-

rungen, welche keine Fortschritte, sondern Rückschritte sind. „Wir begegnen nach S. 232 „überall im entwickelteren Thier- und Pflanzenkörper Divergenzprozessen, welche wesentlich die Rückbildung und schließlich den Verlust einzelner Theile bewirken.“ So tritt uns hier ein chaotisches Durcheinander von Naturgesetzen ganz verschiedener Art entgegen; der Fortschritt beruht einmal auf dem, das andere Mal auf jenem, das ein vollkommenes Gegentheil bildet; es giebt überdies auch ein Gesetz des Rückschrittes. Im Ganzen soll gleichwohl nur Fortschritt sein. Welcher wahrhaft Denkende und Forschende kann sich hierdurch belehrt, befriedigt, über die obwaltenden Räthsel und Dunkelheiten aufgeklärt finden?

Wird eine höhere Macht und Intelligenz angenommen, welche auf den Entwicklungsgang regulirend, ordnend, emporhebend, vervollkommnend einwirkt, welche namentlich so Entgegengesetztes, wie Mannigfaltigkeit und Einheit, Vervielfältigung und Vereinfachung zweckmäßig verbindet und die ihren Zwecken widerstrebenden Umstände unwirksam macht, so wird man sich in die gegebene naturkundliche Sachlage unendlich leichter zu finden im Stande sein, als wenn uns Nichts, als ein solcher Wirrwarr blind wirkender Kräfte und widerspruchsvoller Gesetze entgegentritt, aus denen sich ein allgemeiner Fortschritt zu immer höheren Existenzformen unmöglich ableiten läßt. Der überall entdeckbare Rückschritt spricht noch überdies der aus dem System so völlig ausgeschlossenen Lehre von einer ihrer ursprünglich vollkommeneren Beschaffenheit untreu gewordenen, gesunkenen und verschlechterten Natur und Menschheit das Wort.

11.

H. Häckel legt ein großes Gewicht auf die sogenannten rudimentären Organe, d. h. solche, die als verkümmert, zurückgebildet, der Form oder Spur nach vorhanden, aber unbrauchbar sind und zwecklos erscheinen. Sie sollen die Widerlegung der Annahme bilden, „daß jeder Organismus das Produkt einer zweckmäßig bauenden Schöpferkraft“ sei. Auch wir finden diese Erscheinung sehr interessant; sie führt uns aber auf etwas ganz Anderes, auf die so eben erwähnte That-

ſache einer geſunkenen und verderbten Schöpfung hin; ſie beſtätigt ſogar auf das Merkwürdigſte einen Zug der moſaiſchen Urgeſchichte, der ganz wie eine Fabel ausſieht und ſich dennoch als eine zoologiſche Wahrheit erweiſt. Es giebt z. B. Thiere, welche rudimentäre Beine haben, ſo daß das Vorder- oder Hinterpaar oder Beide verkümmert erſcheinen. So hat die Rieſenſchlange (Boa Python) „hinten noch einige unnütze Knochenſtückchen, welche die Reſte der verloren gegangenen Hinterbeine ſind"; unſere Blindſchleichen (Anguis) und einige andere Eidechſen beſitzen inwendig ein vollſtändiges Schultergerüſte, wiewohl die Vorderbeine, zu deren Befeſtigung es dient, nicht mehr vorhanden ſind. Bei verſchiedenen Wirbelthieren finden ſich die Knochen der einzelnen Beinpaare in allen verſchiedenen Stufen der Verkümmerung und oft die rückgebildeten Knochen und die zugehörigen Muskeln ſtückweiſe erhalten, ohne doch irgendwie eine Verrichtung ausführen zu können. „Das Inſtrument iſt noch da, aber es kann nicht mehr ſpielen." Es ſind dies H. Häckel's eigene Ausdrücke.*)

Dieſe rudimentären Beine ſind nur eines der Beiſpiele, die uns die Thier- und Pflanzenwelt in Betreff jener Art von Mangelhaftigkeit und Unzweckmäßigkeit überall zu liefern pflegt. Die Erſcheinung ſoll ſich durch die Darwin'ſche Anpaſſungs- und Vererbungstheorie erklären. Das betreffende Geſchöpf habe ſich beſonderen Lebensbedingungen angepaßt, wo früher vorhandene vollſtändige Organe nicht mehr zu brauchen waren, außer Uebung kamen und deßhalb immer ſchwächer und ſchwächer wurden, bis ſie, ſo von einer Generation zur anderen übergehend, endlich ganz verſchwanden.**) Nun möchten wir aber doch wiſſen, welche Umſtände oder „Lebensbedingungen" die mit Füßen verſehene Schlange veranlaßt oder gezwungen haben könnten, dieſelben nicht mehr zu gebrauchen; wir können uns ſolche nicht vorſtellen. Wo ſollten denn etwa Schlangen und andere thieriſche Geſchöpfe mit ehedem normalen, jetzt rudimentären Fortbewegungsgliedern

*) S. 11 f.
**) S. 13.

vor Zeiten so jammervoll eingeschlossen worden sein, daß sie sich dieser Glieder nicht mehr bedienen konnten und daß diese Glieder verkümmern und verschwinden mußten? Wie konnten sie in einem solchen Gefängniß viele Generationen hierdurch ihr Dasein fristen? Und als sie endlich wieder daraus erlöst waren, warum paßten sie sich nicht darwinisch auch wieder diesen Umständen an, so daß sich die verlorenen Glieder wiedererzeugten? Welches Geschöpf wird denn lieber elendiglich auf dem Boden hinkriechen, als mit wohleingerichteten Beinen und Füßen munter und rüstig schreiten, laufen und springen? Die Erscheinung deutet auf vollkommene eingerichtete Organismen zurück, die durch ein gewisses, dem verstümmelten Wesen keineswegs vortheilhaftes Sinken der Erdnatur, wie es eine uralte Ueberlieferung als Folge einer Losreißung vom Göttlichen betrachtet, um höchst wichtige Theile und Glieder des Leibes gekommen. Sie erinnert insbesondere an den Fluch, der in der biblischen Urgeschichte über die Schlange ausgesprochen wird, daß sie nehmlich fortan als ein erniedrigtes Wesen schmählich auf dem Bauche gehen und im Staube leben solle — was voraussetzt, daß dies früher nicht der Fall gewesen, die Schlange vielmehr zweckmäßiger organisirt gewesen und Beine gehabt, wie es die Naturforschung noch jetzt in der That erkennt und nachweist, wie es mit aller Bestimmtheit auch namentlich H. H. ausspricht.

Wenn in solchen Fällen etwas fehlt, was vorhanden sein sollte, und vor Zeiten auch wirklich vorhanden war, so giebt es andere, wo etwas da ist, was, unserer Idee von der Sache gemäß, als unschicklich, nicht da sein sollte. Herr H. macht viel Aufhebens von dem Schwänzchen, welches der Menschenembryo hat, sich aber im Verlauf der Gesammtentwickelung desselben zurückbildet und verschwindet. Es soll dies ein evidenter Beweis sein, daß sich der menschliche Organismus aus dem thierischen herausgebildet. Es ist aber auch hier eine ganz andere Auffassung möglich. Der Mensch könnte ja durch jenes allgemeine Sinken der Schöpfung einer niedrigeren Stufe, über die er Anfangs erhaben war, genähert werden sein. Menstrositäten, welche die edle Menschengestalt entwürdigen und ihr ein thierisches Ansehen geben,

kommen bei Individuen und ganzen Familien wirklich vor. Berühmt sind in dieser Beziehung die Stachelschweinmenschen in der Familie Lambert, die im vorigen Jahrhundert zu London lebte. Edward Lambert, geb. 1717, zeichnete sich durch eine ganz ungewöhnliche Bildung aus, indem der ganze Körper mit einer zolldicken hornartigen Kruste bedeckt war, die sich in Form zahlreicher stachel- und schuppenartiger Fortsätze bis über einen Zoll lang erhob. Diese monstrose Bildung der Oberhaut vererbte er auf seine Söhne und Enkel, doch nicht auf seine Enkelinnen. Es ließe sich denken, daß in Folge ausschließlicher Geschlechtsverbindung solcher Individuen mit einander ohne Zutritt anders beschaffener, eine neue Menschenart entstünde, wo jene Hautbildung als durchgängige, charakteristische Eigenschaft erschiene. Die Merovinger hießen die Borstigen, cristati, κρισταται und τριχοραχαται, weil, wie man sagte, allen Königen aus diesem Geschlechte Borsten, wie die der Schweine, auf dem Rücken wuchsen.*) Der Sohn eines Ritters zu Lindum, aus dem Geschlechte der Pliembl oder Plieml, soll sogar einen förmlichen Schweinskopf mit auf die Welt gebracht haben; die Büste desselben ist noch heutigen Tages in dem Kirchlein zu Lindum an einer Fensterscheibe auf Glas gemalt zu sehen.**) Darwinistischer Manier gemäß ließe sich aus solchen Erscheinungen der Schluß ziehen, daß sich die Menschen aus den Schweinen herausgebildet hätten. Es giebt auch Fälle von übermäßiger Behaarung (Hypertrichosis), wie die Bibel den Esau beschreibt und wie die berüchtigte Julia Pastrana beschaffen war. Allein wir haben hier keine einfachen, noch unüberwundenen Ueberbleibsel von Thierheit vor uns. Ueber diese unedlen Gestaltungen und Monstrositäten ist die Menschheit im Ganzen entschieden hinausgehoben; es stellt sich in ihnen ein Sinken, ein Sturz dar, der sich zum Glück nur im Einzelnen und Besonderen zu ereignen pflegt. Es kann sich aber ein solcher einmal auch im Ganzen und Großen begeben und seine Folgen und Anzeichen über die ganze Gattung verbreitet haben.

*) Gebr. Grimm, deutsche Sagen II., Nr. 419.

**) Schöppner, Bayer. Sagenbuch, München 1853, III, S. 251 f.

Von demſelben Geſichtspunkte aus kann es betrachtet werden, wenn bei manchen Individuen und Geſchlechtern der Menſch dem Affen auffallend ähnlich iſt. Herr H. hilft hier der Verſtellung durch Abbildungen nach, wie ſie gleich das Titelkupfer darbietet. Affe und Menſch erſcheint da allerdings zum Verwechſeln ähnlich zuſammengerückt. Angenommen jedoch, der Menſch habe ſich, wie ſich aus ſolchen Aehnlichkeiten ergeben ſoll, in der That aus einem affenartigen Thier entwickelt, ſo muß er, ganz im Widerſpruch mit unſeres Schriftſtellers Anſicht, der nur Fortſchritt annimmt, doch jedenfalls nachher geſunken ſein. Denn H. H. ſelbſt weiſt nach, daß es Menſchenarten giebt, welche nicht nur vollkommen thieriſch ſind, ſondern ſogar unter dem Thiere ſtehen.*) Hier ſchießt ſein Beweis über das Ziel hinaus und verliert dadurch ſeine Kraft. Aus dem Thiere konnte, bei fortſchreitender Entwicklung, kein Geſchöpf hervorgehen, welches noch ſchlechter, niedriger, mangelhafter, als das Thier iſt; es mußte ſchon gleich An-

*) S. 547 und 549 unter der Aufſchrift: „Thieriſcher Zuſtand der niederſten Völker" und „Seelenleben der niederſten Völker." Ich hebe wörtlich Folgendes aus: „Sehr viele wilde Völker können nur bis 10 oder 20 zählen, während man einzelne ſehr geſcheite Hunde dazu gebracht hat, bis 40 und ſelbſt über 60 zu zählen. — — — Nichts iſt vielleicht in dieſer Beziehung merkwürdiger, als daß einzelne von den wildeſten Stämmen im ſüdlichen Aſien und öſtlichen Afrika von der erſten Grundlage aller menſchlichen Geſittung, von Familienleben und Ehe, gar keinen Begriff haben. — — Alle Verſuche, dieſe und viele andere Stämme der niedern Menſchenracen der Cultur zugänglich zu machen, ſind geſcheitert. — — — — — Ein vielgereiſter Engländer, der längere Zeit an der Weſtküſte Afrikas gelebt, ſagt: Den Neger halte ich für eine niedere Menſchenart (species) und kann mich nicht entſchließen, ihn als Menſch und Bruder zu betrachten, man müßte denn auch den Gorilla in die Familie aufnehmen. Selbſt viele chriſtliche Miſſionäre fällen daſſelbe harte Urtheil und behaupten, daß man eher die bildungsfähigen Hausthiere, als dieſe unvernünftigen, viehiſchen Menſchen zu einem geſitteten Culturleben erziehen könne. Der tüchtige öſterreichiſche Miſſionär Morlang z. B., welcher viele Jahre hindurch ohne allen Erfolg die affenartigen Negerſtämme am oberen Nil zu civiliſiren geſucht, ſagt ausdrücklich: Daß unter ſolchen Wilden jede Miſſion durchaus nutzlos ſei. Sie ſtänden weit unter den unvernünftigen Thieren; dieſe letzteren legten doch wenigſtens Zeichen der Zuneigung gegen Diejenigen an den Tag, die freundlich gegen ſie ſind, während jene viehiſchen Eingeborenen allen Gefühlen der Dankbarkeit völlig unzugänglich ſeien."

fangs wenigſtens einen gewiſſen, wenn auch noch ſo kleinen, Grad höher ſtehen. Und wenn man jene Menſchenarten, die ſo tief unter Affe, Hund, Pferd, Elephant ꝛc. ſtehen ſollen, gleichwohl zum Anfange des Menſchengeſchlechtes machen will, ſo iſt es nicht wohl denkbar, daß ſich innerhalb einer ſo ſeelenloſen Dumpfheit ein geiſtiger Erhebungstrieb gerade und ein, wenn auch zunächſt noch ſo geringer, Fortſchritt gebildet.

Zu den allergräulichſten Erſcheinungen in der Geſchichte der Menſchheit gehören der Menſchenfraß und der Menſchenmord um des Erſteren willen, welche Sitten bekanntlich ſelbſt bei ſo civiliſirten Nationen, wie die alten Mexicaner waren, im Schwange gingen und noch jetzt nicht überall ausgerottet ſind. Es wurden deßhalb förmliche Kriege geführt, es wurden ſogar die eigenen Weiber und Kinder gefreſſen; der engliſche Reiſende Bowker hat die noch im Jahre 1868 in Südafrika fortdauernden Gräuel beſchrieben. Die vordem daſelbſt ausgebreiteten Kannibalen wurden dazu nicht etwa durch die Noth getrieben; denn ſie bewohnten ein fruchtbares Land, wo ihnen auch eine Menge von Wild zu Gebote ſtand. „Es ſcheint," ſagt Bowker, „als ob für manche Menſchen ein großer Reiz im Kannibalismus liege."*) Der 1869 zu Kopenhagen abgehaltene wiſſenſchaftliche Congreß brachte den alteuropäiſchen Kannibalismus zur Sprache. Die betreffenden Funde beweiſen, daß Menſchenſchlächterei zum Zwecke des Verzehrens eine weit verbreitete Sitte unter den Völkern des Steinalters geweſen. In dem Capitular Karls des Großen für Sachſen vom Jahre 785 heißt es Art. 6: „Wenn Einer glaubt, ein Mann oder Frau ſei der Zauberei ergeben und eſſe Menſchen, und ſie darum verbrennt und ihr Fleiſch zum Eſſen giebt oder ſelber ißt, der ſoll mit dem Tode beſtraft werden." Wo, frage ich nun, findet ſich unter den Thieren, welche man als die zunächſt ſtehenden Verwandten des Menſchen im Thierreiche betrachten kann, etwas irgendwie Entſprechendes? Alle uns bekannten Affenarten ſind ihrer ganzen Natur und Lebensweiſe nach weit entfernt davon. War der Menſch auf

*) Nautical Magazine. „Ausland" und andere Blätter.

seiner untersten Existenzstufe, wo er sich noch ganz unmittelbar mit dem Affen berührt haben soll, mit dieser extremen Wildheit befleckt? Wie kam er dazu, sich sogleich in dem Grade von seinen unendlich harmloseren Stammeltern zu entfernen? War der Mensch ein ausgearteter Affe oder war der Kannibalismus ein „Fortschritt" über den Affen hinaus? Ich denke, es war ein furchtbares Sinken der anfänglich besseren und edleren Menschennatur, und halte dieses Sinken für ein Factum, das auch aus naturwissenschaftlichen und historischen Gründen nicht wohl zu läugnen ist.

12.

Der Religionsglaube hat, selbst was seine speciellsten Anschauungen betrifft, die empirische Forschung viel weniger zu fürchten, als man meint. Es kommt vor, namentlich auch bei Herrn Häckel, daß selbst die Thatsachen, auf welche sich der antichristliche und antitheologische Materialismus unserer Zeit beruft, um seine Lehrsätze zu erhärten, bei'm Lichte besehen, nicht nur einfach diese nicht beweisen, sondern sogar positiv das begünstigen und darthun, was angefochten wird; es wird zum Theile sogar ausdrücklich zugestanden, daß der Glaube mit den Thatsachen stimmt.

S. 135 setzt unser Autor das Thema der „Erblichkeit und Vererbung" in's Licht. Er weist auf die in so auffallendem Grade Statt findende Vererbung bestimmter Krankheiten und unregelmäßiger, monstroser Abweichungen von der allgemeinen menschlichen Körperbildung in Folge der Fortpflanzung hin. Es sind namentlich Lungen-, Leber- und Geisteskrankheiten, die sehr leicht erblich übertragen werden, so daß an einem solchen Uebel, nachdem es zunächst an einem Individuum und Familienglede individuell aufgetreten, auch dessen Nachkommen theilweise oder durchgängig zu leiden haben. „Ebenso", sagt H. H. „wie besondere Charakterzüge des Menschen, Stolz, Ehrgeiz, Dummheit, Leichtsinn ꝛc. streng auf die Nachkommenschaft übertragen werden, so gilt dies auch von den besondern, abnormen Aeußerungen der Seelenthätigkeit, welche man als fixe Ideen, Schwermuth, Blödsinn, überhaupt als Geisteskrankheiten bezeichnet."

Worauf er triumphirend fortfährt: „Es zeigt sich hier deutlich und unwiderleglich, daß die Seele des Menschen, ebenso, wie die der Thiere, eine rein mechanische Thätigkeit, eine physiologische Bewegungserscheinung der Gehirntheilchen ist, und daß sie mit ihrem Substrate, wie jede andere Körpereigenschaft, durch die Fortpflanzung materiell übertragen, vererbt wird." Diese Wahrheit werde denn auch stillschweigend allgemein anerkannt. „Denn worauf beruhen die Vorstellungen von der Erbsünde, dem Erbadel ꝛc. Anders, als auf die Ueberzeugung, daß die menschliche Geistesbeschaffenheit durch die Fortpflanzung — also einen rein materiellen Vorgang — von den Eltern auf die Kinder körperlich übertragen wird?"

Hier begegnen wir zu unserer Ueberraschung einem kirchlichen Glaubens- und Lehrsatze, dem von der Erbsünde; und es ist demnach jedenfalls so viel eingeräumt, daß nicht Alles und Alles in christlicher Glaubenslehre Unsinn, Chimäre und Widerspruch gegen die Thatsachen der Natur und der Wirklichkeit ist. Wie aber die betreffenden Thatsachen den Materialismus bewahrheiten sollen, ist nicht einzusehen. Was sie wirklich beweisen, ist nur ein sehr inniger Zusammenhang zwischen dem Zeugenden und Gezeugten, vermöge dessen die Eigenschaften des Ersteren auf das Letztere sowohl der Seele, als dem Körper nach übergehen. Daß die Zeugung ein rein materieller Act sei, bei welcher höhere Kräfte gar keine Rolle spielen, ist eine Behauptung, die selbst erst bewiesen werden müßte, bevor sie ein Argument für die materielle Natur der menschlichen Seele zu liefern im Stande wäre; und man muß sich wundern, daß H. H., der sich so viel auf seine „philosophische Schulung" zu Gute thut, die Mängel und Fehler seines Beweises nicht selbst einsieht.

„Es sind", sagt H. H. weiter S. 139, „leider nicht nur die Tugenden, sondern auch die Laster, welche vererbt werden; und wenn Sie in der Weltgeschichte die verschiedenen Individuen der einzelnen Dynastien vergleichen, so werden sie zwar überall eine große Anzahl von Beweisen für die Erblichkeit auffinden können, aber weniger für die Erblichkeit der Tugenden, als für die der entgegengesetzten Eigen-

ſchaften.“ Wenn nun aber in ſo überwiegendem Maße nicht die Tugenden, ſondern die Fehler und Laſter des Menſchen forterben, wie ſteht es da um den moraliſchen Fortſchritt der Menſchheit im Verlaufe der Weltgeſchichte? Muß da nicht vielmehr ein immer tieferes Sinken eintreten? Und hat da nicht der Glaube Recht, wenn er annimmt, daß die Menſchheit, wie ſie für ſich ſelber nur immer mehr entartet und dem allgemeinen Sturze in einen Abgrund der Verworfenheit und Verlorenheit zueilt, nur durch eine von oben herab geleiſtete Hülfe, einen deus ex machina, einen Retter und Heiland, wie er in Chriſtus angeſchaut wird, und eine Mittheilung höherer, göttlicher Kräfte vor dem ihr drohenden Schickſale bewahrt werden könne?

13.

Wir können es dem Materialismus nicht erſparen, und es iſt eine reichlichſt verdiente Strafe ſeines Hochmuthes und ſeiner übermüthigen Glaubenszertretung, daß das Extrem der Ungereimtheit aufgedeckt wird, welches er ſich ſo unbeſonnener Weiſe zu Schulden kommen läßt, welches ſogar Einer dem Andern beifälligſt nachſchreibt und durch welches dieſe Denk- und Lehrweiſe zuletzt unausbleiblich dem Gelächter verfällt — dem Verhängnißvollſten und Vernichtendſten, was einer ſolchen widerfahren kann.

S. 195 ſagt H. Häckel: „Der Mann iſt dem Leib und der Seele nach nur Mann durch ſeine männliche Generationsdrüſe.“ In derſelben Weiſe ſchreibt Virchow in ſeinem Aufſatz: „Das Weib und die Zelle“ und Häckel betet es ihm gläubig nach: „Das Weib iſt eben Weib nur durch ſeine Generationsdrüſe. Alle Eigenthümlichkeiten ſeines Körpers und Geiſtes oder ſeiner Ernährung und Nerventhätigkeit, die ſüße Zartheit und Rundung der Glieder bei der eigenthümlichen Ausbildung des Beckens, die Entwicklung der Brüſte bei dem Stehenbleiben der Stimmorgane, jener ſchöne Schmuck des Kopfhaares bei dem kaum merklichen, weichen Flaum der übrigen Haut, und dann wiederum dieſe Tiefe des Gefühls, dieſe Wahrheit der unmittelbaren Anſchauung, dieſe Sanft-

muth, Hingebung und Treue — kurz, Alles, was wir an dem wahren Weibe Weibliches bewundern und Verehren, iſt nur eine Dependenz des Eierſtockes.“ Frauenverehrung, Frauencult mit ſeiner Romantik verwandelt ſich ſomit dem modernen Menſchen in Eierſtockverehrung, Eierſtockcult; und ein Ritter von Toggenburg ſchmachtet ſo rührend eigentlich nur zur weiblichen Generationsdrüſe. Aber wie kommt es denn, fragt der Menſchenverſtand, daß es männliche Individuen giebt, die, was Gemüth, Charakter, Neigungen betrifft, mehr Weib, als Mann, und weibliche, die in denſelben Beziehungen mehr Mann als Weib ſind; daß manche Männer, bei vollkommener männlicher Organiſation, eine Zartheit und Tiefe der Empfindungen, eine Sanftmuth, Nachgiebigkeit und Duldſamkeit offenbaren, die den entſprechenden Eigenſchaften der weiblichen Natur durchaus Nichts nachgeben, während manche Frau, wie in ſo vielen Familien, Ehen, Haushaltungen beobachtet wird, einen bis zum auffallenden, ja unerträglichen Uebermaße männlichen Charakter entwickelt? Wie verhält es ſich denn mit den Amazonen und Spartanerinnen des Alterthums, mit den Heldenfrauen und weiblichen Herrſchergenien alter und neuerer Zeiten, einer Semiramis, Debora*), Arria, Katharina II., Eliſabeth von England, Jungfrau von Orleans, Margaretha Maultaſch**), Charlotte Corday, Ida Lewis***) ꝛc.? Wie mit den weiblichen Perſonen,

*) Richter 4, 4 ff. „Es fehlten Fürſten in Iſrael, ſie fehlten, bis ich, Debora, auftrat, bis ich auftrat als Mutter für Iſrael.“ So ſingt ſie ſelbſt in dem Liede Debora's und Barak's Cap. 5, 7. Wie ſie den Barak auffordert, gegen Sisera zu ziehen, ſpricht er: „Wenn du mitgehſt, ſo will ich gehen; wenn du aber nicht mitgehſt, ſo gehe ich nicht.“ Auf ihr allein ſtand das Vertrauen des Heerführers, ſo daß er ohne ſie nicht ſiegen zu können glaubte.

**) Noch erzählen die Einwohner von Tyrol und Kärnthen von dieſer äußerſt ſtürmiſchen und kampfluſtigen Fürſtin, welche viele Burgen und Städte erobert und zerſtörte, und welche nach ihrem Tode zu einem geiſterhaften Spuke von noch immer kriegeriſchem Charakter geworden ſein ſoll. Im Zeughauſe zu Klagenfurt wird ihr Panzer verwahrt.

***) Auch „das Heldenmädchen von Newport“ (Rhode-Island in Amerika) genannt. Geboren i. J. 1842, entwickelte ſie vom 12. Jahre an den heroiſchen Muth, durch welchen ſie von einem dortigen Leuchtthurm aus ſo vielen Menſchen,

die in europäiſchen Heeren als Soldaten gedient, Schlachten mitgeſchlagen und in Folge deſſen Auszeichnungen erhalten?*) Hatten dieſe Frauen ihre mannhaften Eigenſchaften vielleicht einer „männlichen Generationsdrüſe“ zu danken?**) Und wenn vom „wahren

die in Gefahr waren, in den Fluten umzukommen, das Leben rettete, und das zum Theil unter den für ſie ſelbſt gefährlichſten Umſtänden, in Nacht und Sturm, mit ihrem Nachen weit in's Meer hinein fahrend, ſogar in dem Fall, daß ſie krank daniederlag, und ſo dem eignen Tode häufig in's Angeſicht ſchauend. Der Lebensrettungsverein in New-York hat ſie durch Verleihung einer ſilbernen Medaille und ein namhaftes Geſchenk ausgezeichnet.

*) Zu Eichſtätt iſt eine Grabſtätte mit der Inſchrift: „Am 22. Jan. 1802 ſtarb allhier im 82. Jahre ihres Alters Jungfrau M. S. Kötterin von Titting im Eichſtättiſchen; ſie diente zur Zeit der Kaiſerin Maria Thereſia bei'm K. K. Infanterie Regiment von Hagenbach beinahe 6 Jahr als Gemeiner und Korporal und bezog deßhalb von daher eine monatliche Penſion von 8 fl. 20 kr.“ Im Befreiungskriege hat ſich eine A. Fr. Krüger aus Friedland in Mecklenburg unter dem Namen Lübeck in die Reihen der freiwilligen Kämpfer geſtellt, ſich den Rang eines Unteroffiziers, das eiſerne Kreuz und den ruſſiſchen St. Georgsorden verdient und am 23. Oct. 1815 ihren Abſchied in den ehrenvollſten Ausdrücken erhalten. Sie verband ſich mit einer anderen Militärperſon, K. Köhler, Ritter vom eiſernen Kreuz; da wurden ſeltſamer Weiſe zwei Officiere getraut.

**) Ich habe oben bloß einige Frauen von heldenhaftem, kriegeriſchem herrſchergewaltigem, ſtaatsmänniſchem Talent und Charakter angeführt. Sollte es ſich um die Befähigung des weiblichen Geſchlechtes zu wiſſenſchaftlichen, künſtleriſchen, literariſchen Beſchäftigungen handeln, ſo wäre die Schrift des berühmten Biſchofs von Orleans Felix Dupanloup: Femmes savantes et femmes studieuses (deutſch mit einem dieſen Punkt betreffenden Anhang: „Ueber Frauenbildung.“ Münſter 1868) zu empfehlen. Auch wäre die Schrift von John Stuart Mil: „Die Hörigkeit der Frau.“ (Aus dem Engl. von Jenny Hirſch. Berlin 1869) zu nennen. Es iſt hier ebenfalls von den weiblichen Fähigkeiten die Rede; es wird unter Anderem bemerkt, daß die Leiſtungen der Frauen in der dramatiſchen Kunſt denen der Männer anerkanntermaßen gleichſtehen, wenn ſie letztere nicht noch übertreffen. Mehrere hieher zu ziehende Artikel und Notizen finden ſich im Magazin für die Literatur des Auslandes von Lehmann. Berlin 30. Oct. 1869. In der Jahresverſammlung der Female Medical Society zu London am 30. Sept. 1869 betonte Dr. Edmunds die Befähigung der Frauen nicht bloß für Medicin, ſondern auch für Jurisprudenz und Kirche. Eine Damenuniverſität iſt zu New-York ſchon 1861 gegründet worden. Als Aerzte practiciren in Amerika zur Zeit, wie man lieſt, 300 Frauen. — Für Diejenigen, welche dieſes Uebergreifen der Frauen in männliche Sphären nicht billigen, bemerken wir noch, daß wir hier gar nicht vom Sollen, ſondern bloß vom Können

Weibe" die Rede iſt, ſemit auch ein „unwahres Weib", welches jene vom Eierſtock herrührenden ſpecifiſch weiblichen Qualitäten nicht beſitzt, vielmehr in's Männliche ausſchweift, zugeſtanden wird, ſo liegen die Fragen nah: Hat denn dieſes „unwahre Weib" keinen Eierſtock? Oder einen verkümmerten? Iſt ſeine Generationsdrüſe mehr männlicher, als weiblicher Art?

Man ſieht, wie ſich der forcirte Materialismus unſerer Tage in reine Abſurditäten und Lächerlichkeiten verläuft. Andere Beiſpiele der Art ſind ſchon durch Andere ans Licht geſtellt worden, wie was die Aeußerungen Carl Vogt's betrifft. Derſelbe läßt das Menſchengeſchlecht aus dem Zuſtande urſprünglicher Rohheit und Wildheit ſich zum Culturzuſtande emporarbeiten, was vermittelſt der Vermehrung des Gehirns durch die Arbeit des Denkens geſchehe. Er legt den Satz zu Grunde, daß der Grad der Geiſtesentwicklung und die erreichte Höhe der Intelligenz der Quantität des Gehirnſtoffes entſpreche; je mehr Hirn, deſto mehr Verſtand, Vernunft, Cultur; ſogar die Körperſchönheit hänge davon ab. Daraus leitet er dann, in's Gebiet der Moral übergehend, die dringende Pflicht her, daß wir durch Denkarbeit unſeren Hirnſtoff vermehren. „Was man", ſagte er in einer ſeiner Vorleſungen, „unabläſſig übt, das entwickelt ſich immer mehr und mehr; und ſchon heute wird der (Darwiniſche) Kampf um das Daſein nicht mehr mit Hand und Fuß, ſondern mit dem Gehirn gekämpft. Wenn wir nun täglich und ſtündlich an ſeiner Vervollkommnung arbeiten, ſo erwerben wir unſeren Nachkommen mehr Gehirn; geben wir ihnen aber mehr Gehirn, ſo geben wir ihnen nicht nur mehr Körperſchönheit, ſondern auch mehr Bildung. Deßhalb iſt es unſere hohe Pflicht, unabläſſig zu arbeiten, das Gehirn zu entfalten und ſo die Bildung zu verbreiten." Herr Vogt ſetzt ſich hier dem Verdacht aus, die Mehrung ſeiner eigenen Gehirnmaſſe zu ſehr vernachläſſigt zu haben. Es war allzu leicht, ihn auf ſolche phyſiologiſch-moraliſche Lehren hin lächerlich zu machen, wie

ſprechen. Und daß die Frauen, trotz ihrer vollkommen weiblichen Organiſation, Alles, was den Mann auszeichnet, wenigſtens ausnahmsweiſe, ebenfalls können, lehrt die Geſchichte.

Dr. Gleisberg gethan. „Wenn", sagt derselbe*), „dieser Gehirnwachsthum in der Weise fortginge, wie sich Vogt die Sache denkt, so hätten wir alle Ursache, für unsere späteren Nachkommen die ernstesten Besorgnisse zu hegen. Denn sie würden entweder durch Hirnübernährung dem Blödsinn überliefert, oder, wenn die Fortentwicklung der Schädelhöhle gleichen Schritt mit diesem Hirnwachsthum hielte, würde es ihnen endlich nicht mehr möglich sein, den Kopf ohne Hülfe eines Begleiters aufrecht zu tragen."**)

Kann man vor so unsinnigem Treiben und Gebahren nur noch den mindesten Respekt haben? Und ist es nicht hohe Zeit, daß es endlich zur Ehre der Nation und des Zeitalters seine Geltung und seinen Einfluß, namentlich auf die Jugend, verliere?

14.

Man hat den alten, ehrlichen Haller ob seines bekannten Ausspruches:

„In's Innere der Natur dringt kein erschaffner Geist",

hart angelassen. Aber wenn man die Fülle von unerhellten Dunkelheiten und ungelösten Räthseln erwägt, mit welcher es noch heutzutage die Naturwissenschaft zu thun hat, welche namentlich auch aus Büchern, wie Häckel's „natürliche Schöpfungsgeschichte" ist, trotz der darin gefeierten geistigen Lichtentwicklung und Wahrheitsenthüllung der Gegenwart, so deutlich ersehen wird, so ist man denn doch versucht, auf jenen demüthigenden Satz zurückzukommen. Göthe selber, der sich darüber so sehr geärgert hat, sagt im „Faust":

*) Kritische Darstellung der Vogt'schen Urgeschichte des Menschen. 1868.

**) Dickopf ist ein Schimpfwort, und das Volk traut einem Menschen mit dickem, schwerem Kopfe wenig geistiges Leben zu. Ich hörte einmal eine spaßhafte Erzählung von einem schlafsüchtigen Knaben, der Morgens zum Aufstehen ermahnt wurde, da schon die Vögel zu pfeifen angefangen, und der darauf erwiderte, die brauchten weniger Schlaf, als er, da sie so kleine Köpflein hätten. In einem feinern Franenköpfchen steckt oft mehr Geist und Witz, als in dem Riesenkopfe eines plumpen Hanskuechts ꝛc.

„Geheimnißvoll am lichten Tag,
Läßt ſich Natur des Schleiers nicht berauben;
Und was ſie deinem Geiſt nicht offenbaren mag,
Das zwingſt Du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.“

Es giebt kein Gebiet des Daſeins, wo man dem Befremden und Erſtaunen über dunkle, wunderſame, unſere mangelhaften Einſichten überſchreitende, unſeren gewohnten Vorſtellungsweiſen widerſtreitende, in unſere wiſſenſchaftliche Syſteme ohne Gewaltſamkeit und Inconſequenz nicht einzureihende, ja dieſelben ganz und gar verhöhnende Erſcheinungen und Vorgänge zu entfliehen vermöchte*); es iſt am Ende Alles Geheimniß und Alles Wunder, d. h. nur aus den unergründlichen Tiefen des Geiſtes und der Gottheit herzuleiten, wie es von jeher die geiſtreichſten und tiefgehendſten Denker und Forſcher erkannt und ausgeſprochen.**) Der Materialismus unſerer Tage aber, der das Alles, wie alten, unbrauchbar gewordenen Wuſt und Unrath, aus Wiſſenſchaft und menſchlichem Bewußtſein hinauszufegen unternimmt, iſt nicht nur etwa mit einer von ihm bei Seite zu ſchiebenden Religion und Theologie, ſondern mit der laut ſprechenden Natur und empiriſchen Thatſache ſelbſt in offenkundigem Wider

*) „Man kann ſelbſt in der Naturwiſſenſchaft nicht ſagen, Dieſes oder Jenes ſei unmöglich, weil man oft in kürzeſter Zeit eines Anderen belehrt wird.“ Perty, Blicke in das verborgene Leben des Menſchengeiſtes. Leipzig und Heidelberg. 1869. Vorrede S. VII. Vergl. unten: „Die Wunder der Natur.“

**) An eine Möglichkeit der Erklärung der Dinge im gemeinen Sinne des Wortes verzweifeln auch viele Naturforſcher der Gegenwart, wie Häckel mißbilligend S. 24 erwähnt. „Viele Biologen“, ſagt er, „betrachten das ganze Gebiet der belebten Natur als ein vollkommenes Räthſel und halten die Entſtehung der Thier- und Pflanzenarten, die Erſcheinungen ihrer Entwicklung und Verwandtſchaft für ganz unerklärlich, für ein Wunder.“ S. 26 wird er ſelbſt zum unergründlich Räthſelhaften zurückgetrieben. „Wir gelangen“, ſagt er, „nirgends zu einer Erkenntniß der letzten Gründe. Bei Erklärung der einfachſten phyſikaliſchen oder chemiſchen Erſcheinungen, z. B. bei dem Fallen eines Steines oder bei der Bildung einer chemiſchen Verbindung gelangen wir durch Auffindung und Feſtſtellung der wirkenden Urſachen, wie der Schwerkraft oder der chemiſchen Verwandtſchaft, zu anderen, weiter zurückliegenden Erſcheinungen, die an und für ſich ein Räthſel ſind.“ Einen hieher gehörigen Ausſpruch von Maximilian Perty haben wir ſchon oben S. 28 in Bezug auf die paläontologiſchen Probleme angeführt.

ſpruch, und, indem er einer ſo ungeheueren Autorität widerſtreht, die doch andererſeits wieder das Einzige iſt, worauf er ſich ſelbſt berufen kann, ein recht kindiſches und armſeliges Ding, welches auch gar nicht der Beachtung werth wäre, wenn es ſich nicht zur Zeit ſo laut und breit machte, bei ſo Vielen alles Weiſere und Beſſere, Tiefere und Heilſamere zurückdrängte und auf dieſe Weiſe ſo viel theoretiſchen Schaden und praktiſches Unheil ſtiftete.

15.

Als merkwürdig, weil es uns gerade in einem ſolchen Buche begegnet, will ich nur noch einen bei Häckel S. 229 zu leſenden Ausſpruch anführen. Es werden", ſagt er, „in der Menſchengeſchichte, wiewohl die fortſchreitende Entwicklung in ihr das im Allgemeinen herrſchende Geſetz iſt, zuweilen ſchiefe Bahnen eingeſchlagen, welche nur einer einſeitigen und äußerlichen Vervollkommnung entgegenführen und dabei von dem höheren Ziele der inneren und werthvolleren Vervollkommnung ſich mehr und mehr entfernen." Hier habe ich das Vergnügen, mit Herrn Häckel ganz einverſtanden zu ſein. Ich weiß nicht, welche Zeitpunkte ihm dabei vorſchweben; aber offenbar paßt der Satz nirgend ſo gut, als wenn man die Gegenwart im Sinne hat. Denn unläugbar große Fortſchritte im Aeußerlichen macht dieſe Zeit der Induſtrie, der Dampfmaſchinen, der Telegraphen, der raffinirten Zerſtörungswerkzeuge und Mordwaffen ꝛc. in der That; im Inneren aber waltet und wächſt von Tag zu Tag in gleich evidenter Weiſe die erſchreckendſte Verwüſtung und Verwilderung. Und dieſe Erſcheinung tritt, was die Wiſſenſchaft betrifft, eben auch in dem materialiſtiſch-darwiniſtiſchen Syſtem hervor, welches in der „natürlichen Schöpfungsgeſchichte" unſeres Autors einen ſo leidenſchaftlich tendenziöſen Krieg mit Geiſt, Idee und höherer Menſchennatur führt.

II.

Buisson

und deſſen „freies Chriſtenthum“ und „Kirche der Zukunft.“

Nebſt kritiſchen Blicken auf verwandte Zeiterſcheinungen.

Zur einer dieſer Gegenſtände betreffenden Correſpondenz mit einer Dame.

1.

Die mir gütigſt mitgetheilte Schrift*) habe ich geleſen und kann Ihnen nun mein Urtheil darüber abgeben. Frau S*** hat nicht ganz Unrecht, wenn ſie glaubt, Puiſſen berühre ſich einigermaßen mit dem, was ich verdem, da ich ebenfalls noch auf dem Boden der antichriſtlichen Negation und der projektirten Neugeſtaltungen in Glauben und Cultus ſtand, geweilt und ausgeſprochen. Ich predigte nehmlich im Widerſpruch mit denen, welche die ganz reine, einfache Verneinung alles irgendwie Religiöſen für die zeitgemäße Weisheit hielten, daß damit nicht auszukommen ſei; daß man dem Poſitiven (Beſtimmten, Bejahenden, Gehaltvollen im religiöſen Sinn), welches man wegſchaffen wolle, ein nicht minder Poſitives entgegenſetzen müſſe; daß man eine Religion nur durch eine Religion, einen Cultus nur durch einen Cultus, eine Kirche nur durch eine Kirche ſtürzen könne. Davon wollte man Nichts wiſſen; es ſollte von all dem gar keine Rede mehr ſein; gab es doch Solche, die ſelbſt noch einen Ludwig Feuerbach trotz ſeines entſchiedenen Auftretens gegen allen und jeden Glauben an Gott, Jenſeits, Unſterblichkeit einen Pfaffen nannten! Die damaligen Spitzen und Wortführer der Negation ergrimmten über mich um ſo mehr, da ſie wohl fühlen mochten, wie ſehr ich Recht hatte; ſie fielen mit ſchäumender Wuth über mich her, ſetzten mich grenzenlos

*) Das freie Chriſtenthum und die Kirche der Zukunft. Von J. Puiſſon, Prof. der Philoſ. an der Univerſität zu Neuchatel. Baſel 1869.

herab und ſtießen mich aus ihrer Gemeinſchaft mit Fußtritten hinaus. Ich mußte einen Boden verlaſſen, wo ich nicht mehr geduldet wurde, wo ich meinem innerſten Weſen nach auch wirklich nicht am Orte war und wo ich nicht die mindeſte Ausſicht mehr hatte, Etwas in meinem Sinne wirken, nützen und ſchaffen zu können. Ich brauche nichts mehr zu ſagen; Sie wiſſen Alles, Sie kennen mein eigenthümliches Lebensſchickſal, kennen und verſtehen namentlich die Gründe der Wendung, die ich gemacht, beſſer als alle Andern. Jetzt ſehe ich, daß ſich in den dortigen Regionen der Wind bedeutend gedreht hat. Es iſt ſeit den Tagen, in welche jene Ereigniſſe fallen, ein ſehr inſtruktiver Zeitraum verfloſſen; man hat dort oben, wo man ſo hochfahrend war und ſeiner Sache ſo gewiß zu ſein wähnte, ſehr unangenehme und niederſchlagende Erfahrungen gemacht; man hat eingeſehen, daß ſich mit der Welt des Beſtehenden und Geltenden nicht ſo leicht tabula rasa machen läßt; daß namentlich die Religion doch einen tieferen Grund im menſchlichen Weſen hat, als man ſich einzubilden, und daß es nicht genügt, ihr einige kritiſche Stöße zu verſetzen oder ſie mit vornehmer Verachtung ganz und gar nur zu ignoriren und einem ſich von ſelbſt ergebenden Verfalle zu überlaſſen. Es waren mir in dieſer Beziehung einige Stellen in Buiſſon's Schrift ſehr auffallend und intereſſant; ich finde meine vormaligen, ſo grimmig zurückgewieſenen Sätze faſt wörtlich darin wieder. So S. 64 ff. „Man glaube nur nicht," heißt es daſelbſt, „ſich des religiöſen Problemes durch eine bloß negative Löſung entledigen zu können. Man zerſtört nur das, was man zu erſetzen vermag. Eine Thatſache wird nur durch eine Thatſache, eine Inſtitution nur durch eine andere und beſſere geſtürzt. Kurzſichtige Politiker — möchte ich zu den Demokraten ſagen, welche den Fortſchritt auf dem politiſchen, ökonomiſchen und ſocialen Gebiete wollen und dabei ſagen: laſſen wir die Kirche beiſeite! — ihr verrichtet da eine oberflächliche Arbeit und die Kirche hat keinen Grund, ſich darüber aufzuregen. Seht ihr nicht ein, daß in dem Augenblick, wo ihr zu herrſchen wähnet, vielmehr die Kirche regiert?" Es ſind beſonders die Frauen, welche der Reformator fürchtet, indem er glaubt, daß ſie, unfähig,

eine religionsloſe Leere zu ertragen, durch ihre gemüth- und gefühlvolle Hingebung an die kirchlichen Dinge Alles verderben werden, was die Männer im Sinne des modernen Fortſchrittes geſchaffen haben; er möchte gern auch ihnen etwas bieten, was ſie beruhigte und befriedigte. Man müſſe ſich ernſtlich zuſammenthun; die Zerſtreutheit und Iſolirung der Freiſinnigen dürfe nicht länger Statt finden; dem Bunde der Orthodoxen gegenüber müſſe ein Gegenbund, eine förmliche Religionsgemeinde gegründet werden, welche „bei aller Freiheit und Mannigfaltigkeit des Denkens und der Meinungen, die ſie zulaſſe, doch ebenſo concentrirt, thätig, mächtig, der Sache ergeben und fruchtbar, wie die orthodoxe Kirche, ſei. Buiſſon geht ſoweit, zu geſtehen, daß ſelbſt den ſtarken Geiſt des Freidenkers, ohne ſolchen Verband, ein Gefühl des Mangels beſchleiche. „In der That, meine Herren," ſo ruft er S. 67, „wir dürfen uns keinen Täuſchungen hingeben. Leben, wie wir es bis jetzt gewohnt, ſo allein, in den Mantel unſerer kalten Vernunft gehüllt, hie und da einmal drein ſchlagen, zweifeln, läugnen und die Anderen gewähren laſſen, ohne ihren Affirmationen eine ebenfallſige Affirmation entgegenzuſtellen; jeden Sonntag die Familien an uns vorüber in die Kirche gehen ſehen, um ſich daſelbſt unter dem wohlthätigen Einfluſſe des Geſanges und Gebetes gemeinſam zu erbauen und zu ſammeln, um ſich daſelbſt Gottes, ihrer Seelen, ihrer Pflichten und ihrer Hoffnungen gemeinſam zu erinnern; und dann ganz allein über einem widerwärtigen Buch oder einer Alltagsarbeit daheim zu ſitzen, ohne daß uns an dem Tage irgend Etwas über das alltägliche Einerlei erhebe, uns mit unſeren Brüdern und mit Gott verbinde; ohne daß wir aus dem platten und engen Horizont des materiellen Lebens heraustreten — nein, meine Herren, das iſt kein normaler Zuſtand, und das wird niemals die Partei ſein, der ſich die ungeheuere Mehrheit einer chriſtlichen Bevölkerung zuwenden wird. Und wäre es nur das inſtinktive Gefühl, welches uns daran mahnt, daß der Menſch nicht dazu geeignet ſei, allein zu leben, welches uns dahin zu gehen treibt, wohin unſere Mitmenſchen gehen, und zwar aus dem Bedürfniſſe, ſich zeitweiſe im Kreiſe mitfühlender, lebhaft empfindender Genoſſen zu wiſſen, ſo würden wir uns das inner-

liche Zeugniß geben, daß man niemals einem Volke*) die ſchöne und koſtbare Gewohnheit rauben wird, jeden Sonntag einen Sammelplatz geiſtiger Gemeinſchaft aufzuſuchen. Wenn die Glocken das Volk zur Verſammlung laden, wenn die Menge in die Kirchenhallen tritt, um hier einen Augenblick des Friedens, der Liebe und der Erbauung zu finden, dann fühlt der allein daheim gebliebene Freidenker, daß ihm doch Etwas mangelt. Und wie viel mehr würden dies die Frauen und alle Diejenigen fühlen, die, wie die Frauen, zu ihrem Leben der Anregungen des Gemüthes und nicht der einfachen Gedankenarbeit bedürfen! Deßhalb, man glaube mir das, ſo lange man dem Volke auf der einen Seite Affirmationen, auf der anderen dagegen nur Negationen bieten wird, ſo lange daſſelbe nur die Wahl zwiſchen einer großen chriſtlichen Kirche, wie ſie auch beſchaffen ſein möge, oder der Vereinſamung, der Abweſenheit jeder geiſtigen Gemeinſchaft haben kann, wird es nicht ſchwanken." Selbſt dann, meint B., wenn ſich die Kirche von den Anforderungen der Aufklärung und des Rationalismus unſerer Tage noch weiter entfernte, als es der Fall iſt, würde man ſich dennoch zu ihr ſchlagen — ſo ſehr fühle man das Bedürfniß eines noch anderen ſocialen Bandes, als das des Geſetzes, einer innigeren und herzlicheren Verbindung, als der Staat giebt.

Das ſind merkwürdige Aeußerungen; und man möchte ſagen, daß ein Mann, der den blinden Fanatismus der antireligiöſen Tendenzen und Parteien doch ſchon ſo weit abgeſtreift hat, um ſolche Schilderungen zu entwerfen und ſolche Conceſſionen zu machen, nicht ſo weit vom Himmelreich entfernt ſei, als man von einem derartigen Progreſſiſten und Reformator glauben ſollte. Und er ſteht damit nicht allein. Ein anderer Vertreter der modernen Ideen und zugleich einer der ergebenſten Apoſtel der Demokratie ſtimmt ganz ähnliche Töne an. Nachdem er den geiſtigen Zuſtand der gegenwärtigen Geſellſchaft gemuſtert, läßt er ſich alſo vernehmen: „Beſonders gefährlich

*) „Beſonders einem proteſtantiſchen," ſetzt B. hinzu. Sonderbar! Glaubt er denn wirklich, daß ſich ein katholiſches Volk ſeine gemeinſamen Religionsübungen und Erbauungen leichter und williger entreißen laſſen werde? Weit eher dürfte das Umgekehrte der Fall ſein.

und ſchmerzlich in unſerer Uebergangsperiode iſt es, daß das Volk mehr und mehr den alten Glauben verliert, ohne in genügendem Maaße den Glauben zu gewinnen, den die Wiſſenſchaft bietet. Kein Katechismus erſetzt ihm den Katechismus der Kirche. Auch hindern alle gegen den alten Glauben gerichteteten Kritiken den unparteiiſchen Denker nicht, die hohe Miſſion anzuerkennen, welche der religiöſe Unterricht bis jetzt auf die Geſittung des Volkes ausgeübt hat. Die Religion läßt in jeder Geſellſchaft, aus welcher ſie ſich entfernt hat, eine tiefe Leere zurück, die bei Gefahr des Unterganges ausgefüllt werden muß; das Wohl und Wehe unſerer Civiliſation hängt davon ab.“*)

So iſt man denn nun auf dieſer Seite, was die ausgehobenen Sätze betrifft, auf dem Punkte angelangt, wo ich, wie mehrere meiner in früherer Lebensperiode verfaßte Schriften lehren,**) ſchon vor vielen Jahren ſtand. Was die ausgehobenen Sätze betrifft, ſage ich; denn übrigens war ich ſchon viel weiter, d. h. ich hatte etwas viel Poſitiveres im Sinne, als alle Diejenigen, die jetzt auf Etwas der Art ausgehen, oder ſchon früher, doch mehr zum Scheine und Spiel.

*) La Religion, par E. Vacherot (de l'Institut), p. 435.

**) So: „Der Anthropologismus und Kriticismus der Gegenwart nebſt Ideen zur Begründung einer neuen Entwicklung in Religion und Theologie.“ Nürnberg 1844. „Stimme der Wahrheit“ ꝛc. Daſelbſt 1845. Mahomet. Hamburg 1848. Die „Religion des neuen Weltalters.“ Daſelbſt 1850. In letzterer Bd. I., S. XII z. B. ſtand zu leſen: „Mit dem bloßen Negiren iſt es nicht gethan; ein Gott wird nur durch einen Gott, eine Religion nur durch eine andere geſtürzt; darum iſt darauf zu dringen, daß der Realismus und Naturalismus der neueren Zeiten durchaus nicht dabei ſtehen bleibe, ſich von der Religion polemiſirend oder gleichgültig abſprechend und ignorirend loszuſchälen und ſo als irreligiöſe Weltlichkeit frei für ſich herauszuſtellen; daß er vielmehr ſich ſelbſt in Religion verwandle und als ſolche lebendig werde; nur ſo wird er ſiegen, nur ſo der Gefahr verbeugen, wieder haltlos zuſammenzuſinken und von ſeinem ſtets drohenden Feinde verſchlungen zu werden“ ꝛc. Vergl. daſelbſt S. 248, 252, 253. Von dieſem Werke ſind 3 Bände erſchienen, dazu ſollten noch mehrere kommen, und, immer tiefer gehend, das Poſitive der neuen Religion entwickeln. Das Anathem, welches die Reihen dagegen ſchleuderten, verhinderten das Herausklommen derſelben, ſo daß das, was ich im Sinne hatte, keineswegs vollſtändig ausgeſprochen und explicirt werden konnte.

als mit Ernſt und Ueberzeugung eine Art von neu- und freireligiöſer Gemeinſchaft zu gründen verſuchten, indem ſie im Grunde weiter Nichts, als politiſche und ſocialiſtiſche Agitatoren und Revolutionäre waren.

2.

Nun aber entſteht die Frage: Womit will man denn jene tiefe Leere ausfüllen, welche, wie man zugiebt und ſelbſt ſo ſtark betont, durch Entfernung des religiöſen und kirchlichen Weſens und Lebens entſteht? Mit welchen Mitteln will man denn jene in gleichem oder noch übertreffendem Maße zuſammenhaltende, eifrige, thätige, ſtarke, ihrer Sache begeiſtert hingegebene, ſiegreiche und fruchtbringende Kirche ſchaffen, welche man den zu überwindenden Religionsgeſellſchaften entgegenzuſtellen gedenkt? Was ſoll denn der Inhalt des angekündigten „freien Chriſtenthums“, der projektirten „Kirche der Zukunft“ ſein, wenn ſie nicht auch nur wieder die im Grunde ganz einfache Bedeutung einer antichriſtlichen und antireligiöſen Verneinung und Verſchwörung haben ſoll? —

Ich habe in Buiſſon's Schrift Nichts weiter gefunden, als den gewöhnlichen, längſt hundertmal abgedroſchenen Rationalismus mit Scheidung des Moraliſchen vom Dogmatiſchen und Myſtiſchen, Beibehaltung des Erſteren und Verwerfung des Letzteren; ein ächter Gedankenblitz und Lebensfunke, der zu zünden und jene großen religions- und weltgeſchichtlichen Dinge zu bewirken im Stande wäre, iſt mir nicht begegnet. Es iſt der allbekannte platte, vulgäre Krieg wider den bibliſchen und kirchlichen Wunderglauben und den myſtiſchen Perſonalismus des Chriſtenthums, für welchen das perſönliche Selbſt und Weſen des gottmenſchlichen Religionsſtifters ein ſo weſentliches Moment, ja das Weſentlichſte und Unentbehrlichſte von allen iſt. Auf die Sittenlehre ſoll es ankommen, auf ſie allein; ſie ſoll gelten und in's Leben eingeführt werden; er ſelbſt iſt dieſen Reformatoren, wenn ſie auch noch ſo anerkennend von ihm ſprechen, im Grunde höchſt gleichgültig; von ihm mag man denken, was man will, was liegt daran? In die „Kirche der Zukunft“, die nur eine Moral und keine Dogmatik hat, können ſelbſt Atheiſten eintreten; Alles bil-

det da nur eine in inniger Liebe vereinigte und verkettete, zu den edelſten ſittlichen Zwecken mit Feuereifer bethätigte, nach außen energiſche, in ſich ſtreit- und zankloſe Gemeinſchaft, eine allgemeine rührende Seelenharmonie, womit ſogar eine Art von Religionscultus und gemeinſchaftlicher Erbauung verbunden, welche den als ſo effektvoll anerkannten und beneideten altchriſtlichen Gottesdienſt zu erſetzen fähig — was freilich ſchwer zu faſſen iſt. Aber man will und muß doch auch Etwas der Art haben, da man zu deutlich fühlt, daß mit der bloßen Lehre Nichts ausgerichtet iſt und die vortrefflichſten Sittengeſetze ſo für ſich nur todte, unfruchtbare Vorſchriften und Phraſen ſind.

Sie wiſſen, wie ich über dieſe Punkte denke; ich habe es in meinem Anti-Renan*) wohl klar genug auseinandergeſetzt. Jene leidige Halbbildung, die aus der unbefangenen, gehaltvollen Einfalt heraus, aber zum wahren, den großen und tiefen Gehalt der frommen Einfalt in ſich wiederherſtellenden Denken und Erkennen noch keineswegs fortgeſchritten iſt, ſetzt immer das Abſtrakte über das Concrete, das Todte über das Lebendige, das Unfruchtbare über das Fruchtbare, und behandelt das zweite Glied dieſer Antitheſen als veralteten Wuſt, Aberglauben, Prieſterbetrug, Chimäre ꝛc., im beſten Falle als eine gleichgültige, formelle Nebenſache. Für den zur vollendeten Einſicht durchgedrungenen Denker iſt das Concrete mit der Fülle ſeiner Lebendigkeit und Perſönlichkeit das Wahre und Weſentliche; dies erkennt der durch Erfahrung und Geſchichte Belehrte auch in praktiſcher Hinſicht für das allein Wirkſame, Mächtige und Durchſchlagende und kann über die Entwürfe und Erwartungen jener Propheten des reinen Rationalismus und Moralismus, der ſich niemals ſchöpferiſch bewieſen hat und dies, der Natur der Sache nach, auch niemals thun kann und wird, nur lächeln.

*) Das Chriſtenthum und ſein Urheber. Mit Beziehung auf Renan, Schenkel, Strauß, Bauer, Feuerbach, Ange, Stirner und die geſammte moderne Negation. Mainz 1864.

3.

Was wir brauchen, iſt etwas ganz Anderes; es iſt gerade das, was dieſe Reformatoren verachten und verſchmähen; es iſt der myſtiſche Chriſtus, dieſes Centrum des alt- und ächtchriſtlichen Glaubenscultus, dieſer in's Fleiſch gekommene Logos und Gottmenſch, in welchem das Licht und das Leben der Welt und der Menſchen iſt, der uns nicht bloß mit trefflichen Sittenlehren verſieht, ſondern uns auch ſein eigenes göttliches Selbſt hin- und eingiebt, und damit zugleich ſeine Moral, der wir ſelbſtverſtändlich nicht das Geringſte von ihrem Werthe zu entziehen gedenken, in uns lebendig und thatſächlich realiſirt und entfaltet. „Ich bin der Weinſtock, ihr ſeid die Reben. Wer in mir bleibet und ich in ihm, der bringt viel Frucht; denn ohne mich könnt ihr Nichts thun. Wer nicht in mir bleibet, der iſt eine dürre Rebe und wird weggeworfen; man ſammelt ſolche und wirft ſie in's Feuer und ſie verbrennen.“ Ev. Joh. 15, 5. f. Jeſus, behauptet Buiſſon S. 16, verlange durchaus nichts Anderes, als daß man ſeine Moral befolge; von der Nothwendigkeit des Glaubens an ſeine höhere, myſtiſche Natur ſei in den von den bibliſchen Urkunden überlieferten Verträgen und Vorſchriften deſſelben keine Rede. Nichts iſt unwahrer. Leſen Sie z. B. das Geſpräch, das er Joh. 4 mit der Samaritanerin führt und ſeine noch frappanteren Aeußerungen Joh. 6, 32 ff.! Er ſtellt ſich da als das vom Himmel gekommene Brod, „welches der Welt das Leben giebt“, als die göttliche Subſtanz dar, die man in ſich aufnehmen müſſe, um zum Leben im höheren Sinne des Wortes zu gelangen; und er braucht dabei, als wolle er einer verflachenden rationaliſtiſchen Auslegung recht entſchieden und unzweideutig verbauen, ſo ſtarke Ausdrücke, daß ſich viele von ſeinen eigenen Anhängern daran ſtoßen und die Gemeinſchaft mit ihm aufgeben. „Das iſt eine harte Rede“, ſagen ſie, „wer kann ſie hören?“ Es iſt derſelbe Anſtoß, den der Rationalismus noch heutzutage an dieſer gewaltigen, realiſtiſchen Myſtik und Dogmatik nimmt. Daß die Perſönlichkeit und perſönliche Gegenwart des Gottmenſchen eine für uns abſolut nothwendige, nie zu entbehrende ſein werde, ſpricht

ſich auch in der Verheißung Math. 28, 10 aus, wo Jeſus von ſeinen Jüngern mit den Worten ſcheidet: „Und ſiehe, ich bin bei Euch bis an's Ende der Welt.“

Sie ſehen, daß es nicht bloß meine Philoſophie und Theoſophie iſt, daß es eben ſo ſehr auch die in den bibliſchen Urkunden enthaltenen ausdrücklichen Erklärungen Jeſu ſelbſt ſind, auf die ich mich berufen kann, wenn ich behaupte: Auf dieſen Chriſtus, als gottmenſchliche Perſon, ſeine ewiglebendige Gegenwart, ſeine perſönliche, ſubſtantielle Lebens- und Liebesfülle und die allerrealſte Theilnahme daran, wie ſie die Kirche verlangt und fortwährend in ſakramentaler Weiſe zu vermitteln beſchäftigt iſt, kommt es auf's Allerweſentlichſte an. Chriſtus iſt kein bloßer Moraliſt und das Chriſtenthum kein bloßes Sittengeſetz; und wenn man es dazu macht, ſo tödtet man es, ſo rottet man es, ſeiner unterſcheidenden, charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeit nach, mit der Wurzel aus und ſollte ehrlicher Weiſe vielmehr ganz davon abſtrahiren. Dieſe Religion iſt, in ihrer Wahrheit und Tiefe gefaßt, ein göttlicher Roman, den die in's Fleiſch gekommene perſönliche Gottheit mit der Menſchheit (Kirche, Seele) ſpielt, ſo real, präſent, fühlbar und effektvoll, als nur immer möglich iſt, in welchem Sinne denn auch das hohe Lied ausgelegt und benützt wird. Davon pflegen die Menſchen dieſer Zeit, ſo ſehr ſie ſich ſonſt auf das Reale werfen, gar keinen Begriff zu haben; dafür pflegt ihnen jede Art von Verſtändniß und Empfänglichkeit zu mangeln. Aber das kann man ſie doch vielleicht fragen: ob ſich denn eine Braut oder Gattin erfreut und befriedigt fühlen würde, wenn man ihr den Bräutigam oder Gatten in eine, wenn auch noch ſo vortreffliche moraliſche Vorſchrift verwandelte; ob Pflanzen, Thiere, Menſchen eben ſo gut, oder noch beſſer gedeihen würden, wenn man an die Stelle der Sonne ein Lehrbuch der Phyſik ſetzen und ſie dazu anhalten wollte, ſich mit einem bloßen Begriff von Licht und Wärme zu behelfen?

4.

Man lehre und ſtifte nur immerhin eine Religion der Liebe, des Friedens, der Eintracht, des Verzihens, des Wohlthuns, der ſchranken-

loſen Hingebung an das Wahre, Gute, Schöne, der freudigen Selbſtaufopferung zu edlen Zwecken ꝛc.! Der Erfolg wird der jener berühmten Fiſchpredigt ſein: „Die Karpfen blieben dick, die Krebſe gingen zurücke“ ꝛc. Wenn die ſubſtanzielle Gottheit fehlt, die das, was wir fühlen, wollen, thun, leiſten ſollen, in uns erſchafft, ja ſelber iſt in allereigenſter Weſenheit und Wirklichkeit, ſo bleiben alle jene ſchönen Lehren nur leere, unfruchtbare Redensarten; und was in Wahrheit vorhanden iſt und ſich bei alledem in gewohnter Weiſe ewig fortſetzt, das iſt nichts Anderes, als jener gräuliche Darwiniſche „Kampf um das Daſein“, der rohe, herzloſe, grauſame Krieg Aller gegen Alle, wenn auch vielfach maskirt und unter eine glatte, heuchleriſche Außenſeite verſteckt. Denn auch noch der Culturmenſch iſt leider ein ethiſcher und ſocialer Barbar; wie denn ſchon die berühmte Rahel klagte, daß wir noch inmitten der Roheſten leben; die Luſt des Menſchen, auch des civiliſirten, am Gräulichen und Grauſamen geht ſogar über die Grenzen der Zweckmäßigkeit, des Bedürfniſſes und der Gereiztheit hinaus. Wir gewahren und erfahren dieſe thatſächlichen Wahrheiten zu unſerm Schrecken und Abſcheu alle Tage und Stunden bis in die neueſte Zeit hinein; es zeugen davon unſere Criminalfälle, Zuchthäuſer, Blutgerüſte und Schlachtfelder; die öffentlichen Blätter liefern faſt in jeder ihrer Nummern die oft kaum glaublichen Belege dazu*); es kommen in allen Schichten der Geſellſchaft die ſchauderhafteſten Gräuel und Verbrechen vor; es giebt Unmenſchen und Ungeheuer auch im Fracke und Glacéhandſchuhen, und „das freie Chriſtenthum, die Kirche der Zukunft“ wird keine Mittel beſitzen, ſie in

*) Ganze Familien werden hingeſchlachtet, wie bei dem gräßlichen Fall von Pantin, von welchem gerade, als ich Obiges ſchrieb (Sept. 1869) alle Zeitungen voll waren. Ein Seitenſtück dazu mit ebenfalls 8 Mordthaten auf einmal iſt der 1851 zu Paris vorgekommene, wo ein Buchhändler am Boulevard Poiſſonière eines Morgens in ſeinem Laden ermordet gefunden wurde; neben ihm ſeine Frau, ſeine 5 Kinder und eine Dienerin — Alles umgebracht! Der Thäter wurde nicht entdeckt. Gleichzeitig mit den Nachrichten über den Mord von Pantin las man von einem neunjährigen Knaben, der, nachdem er ſchon früher bösartige Dinge verübt, bloß zu ſeinem Vergnügen ein 3½ jähriges Kind getödtet, verſcharrt, wieder ausgegraben und mit der Leiche verſchiedenen Muthwillen getrieben.

wahrhafte Menſchen zu verwandeln. Wohl aber giebt es in der altreligiöſen Sphäre Beiſpiele von höchſt wunderbaren Metamorphoſen, wie ſie auf natürlichem Wege ſchwerlich zu Stande kommen, am wenigſten ſich in jenen hohlen, von allem poſitiv Religiöſen abgelöſten Regionen ereignen dürften.

5.

In dem gegenwärtigen Augenblicke ſind die Zeitungen auch mit Berichten über verſchiedenartige Zuſammenkünfte und daſelbſt gehaltene Vorträge erfüllt, wo einſchlägige Punkte zur Sprache gekommen. So hat neulich zu Lauſanne in der Schweiz der Congreß der Friedens- und Freiheitsliga getagt, der aus circa 300 Theilnehmern beſtand, worunter auch Buiſſon war. „Der Krieg," ſagte der Vicepräſident Barin aus Genf, „iſt die Barbarei, der Friede iſt unſer Ziel." Sehr ſchön! „Aber die erſte Bedingung, das Ziel zu erreichen, iſt die Freiheit der Völker." Alſo die Revolution, der Krieg von unten nach oben hin, in welchem es in ſattſam bekannter Weiſe zugeht. Die beſtehende Barbarei ſoll in Bildung verwandelt werden durch eine noch größere und gräulichere — die alte Thorheit, von der das Zeitalter, wie es ſcheint, trotz all der traurigen Erfahrungen, die es macht, nicht zu heilen iſt. „Unſer Syſtem," ſagt der Redner weiter, „iſt die erſte Bedingung, um den Pauperismus, das Elend abzuwehren. Mit unſerem Siege ſchließt die Revolutionsperiode; in unſerer Geſellſchaft giebt es keine Ausſaugung des Menſchen durch den Menſchen mehr. Aber es gehört auch dazu, daß die Menſchen von dem Fluche der Sklaverei, der Sittenloſigkeit, der ſelbſtſüchtigen Genußgier, ſich ſelber heilen. Moraliſiren wir die Arbeitsſtätten, und die Frage der Verbeſſerung der Zuſtände der Arbeit wird ſich beſſer löſen." Man wird bei ſolcher Phraſeologie immer wieder an den ſinnreichen Herrn von Münchhauſen erinnert, der, als er mit ſeinem Pferde in einen Sumpf gerieth, ſich ſelbſt beim Zopfe faßte und ſo ſich und ſein Thier glücklich aus dem Moraſte zog.

„Sittenloſigkeit und ſelbſtſüchtige Genußſucht" iſt der in der That immer mehr überhand nehmende Zeitcharakter. Der wird aber jetzt

durch die Friedens- und Freiheitsliga sofort glänzend überwunden werden. Namentlich werden die Arbeitsstätten moralisirt und in wahre Tugendmuster und Tugendschulen umgewandelt werden.

„Man soll nicht lachen,
Sich nicht von den Leuten trennen!
Sie wollen Alle machen,
Was sie nicht können."

Wie schon unser alter Goethe sagt, der all dies Treiben so scharf durchblickt und mit kurzen schlagenden Worten so trefflich charakterisirt hat, deßhalb auch von den Demokraten und Revolutionären so grimmig gehaßt und angefeindet worden ist.

Moralisirt sollen die Arbeitsstätten werden. Moralisirt man denn eine Klasse der Gesellschaft, wenn man sie gegen die anderen hetzt; wenn man sie zu einem wilden, anarchischen Aufruhr und Umsturz reizt?

Die gleichen Ungereimtheiten hat auf dem Congresse auch Victor Hugo vorgebracht. „Wollen wir," sagte er, „den Frieden um jeden Preis und ohne Bedingung? Nein! Wir wollen keinen Frieden gebückten Angesichtes und niedergebeugten Rückens, keinen Frieden unter dem Despotismus, keinen Frieden unter dem Stocke, keinen Frieden unter dem Zepter. Die erste Bedingung des Friedens ist die Befreiung; diese aber bedarf sicherlich der Revolution, vielleicht sogar des Krieges, welche hoffentlich die letzten sein werden. Dann wird sich Alles erfüllen und ewiger Friede auf der Erde walten; es wird keine Könige und keine Armen mehr geben" ꝛc. Statt einer Friedenspredigt, wie man sie auf einem Friedenscongresse zu erwarten hätte, vernimmt man vielmehr einen Aufruf zur Empörung, eine Hindeutung auf die zu erneuernden Gräuel des Schlachtfeldes. Dann freilich, wenn auch noch diese „hoffentlich" letzten Kämpfe vorüber, soll ein neues goldenes Weltalter anbrechen, soll die allgemeine Menschheitsidylle, wo Alles nur Frieden, Liebe und Wonne ist, ihren Anfang nehmen. Daß es im Menschen etwas furchtbar Bestiales, ja Diabolisches giebt, dessen Entfesselung das Gefährlichste ist, was man veranstalten und was sich ereignen kann; daß, wenn dasselbe entfesselt

iſt, die Aufgabe nur dieſe ſein kann, es, wo möglich, wieder in ſeine Schranken zurückzudrängen, und aus dieſem Grunde ein neuer Deſpotismus nöthig iſt, den man dann als die größte aller Wohlthaten zu betrachten hat und wirklich betrachtet, davon ſcheinen dieſe Herren gar Nichts zu wiſſen.

Am 26. September tagte zu Prag ein Philoſophencongreß, in welchem Profeſſor Röder von Heidelberg die ſittlichen Zuſtände der Gegenwart mit den ſchwärzeſten Farben ſchilderte: Gottesglaube und Rechtsſinn ſeien der Menſchheit abhanden gekommen; an deren Stelle ſei der Betrug getreten. Bei den Volksvertretern herrſche Schönrederei, Geſinnungs- und Charakterwechſel; die Verfaſſungen ſeien zu bloßen Papierfetzen geworden und würden unter Anordnung brutaler Gewalt mit Füßen getreten; der Conſtitutionalismus unſerer Tage ſei Scheinweſen u. ſ. w. Darauf gründete er die Behauptung, es ſei ein Sittlichkeitsverein zu gründen, der dieſem Zuſtande der Dinge entgegenzuarbeiten, zugleich auch die Aufgabe habe, den Rechtsſinn zu wecken — wozu ein öffentliches Blatt die Bemerkung macht: man habe nie ein aufrichtigeres Bekenntniß geleſen, daß eben mit allgemeinen Sittlichkeitsphraſen Nichts ausgerichtet werde; man habe an die Stelle der Religion und ihrer wirkſamen Heilmittel und Einflüſſe eine aus hohlen Phraſen beſtehende Moralitäts- und Humanitätslehre geſetzt; und ſo ſei es kein Wunder, daß aus dieſer Saat nichts Beſſeres aufgegangen, als „Betrug, Charakterloſigkeit, Gewaltthat" ꝛc.

Bei der 43. Verſammlung deutſcher Naturforſcher und Aerzte zu Innsbruck im September 1869 hielt Prof. Karl Vogt eine, wie gerühmt wird, „meiſterhaft vorgetragene" Rede, worin er ſeine bekannten Anſichten entwickelte, wider religiöſe und theologiſche Sätze zu Felde zog, und namentlich behauptete, es gehe aus den betreffenden Unterſuchungen der Schluß hervor, daß der Menſch „die eigene Entwickelung in der Hand habe und ſich durch ſeine eigene Arbeit fortbilde, um zu dem ſeiner Vervollkommnung geſteckten Ziele zu gelangen" — worauf ein lange anhaltender Beifall folgte. So Etwas mag unſelbſtſtändigen Geiſtern imponiren. Mich hat mein Nachdenken,

mein Studium der Geſchichte, meine perſönliche Erfahrung, ſchließlich der Blick auf die heilloſ corrumpirten Zuſtände der Gegenwart, welche doch die Spitze der progreſſiven Entwickelung ſein müßte, zu ganz anderen Anſichten geführt.

6.

Der auf die natürlich-menſchlichen Vermögenheiten beſchränkte hiſtoriſche Prozeß iſt meiner Anſchauung und Beobachtung nach, kein in Wahrheit fortſchrittlicher; er geht nicht aufwärts zum Beſſeren und Edleren, ſondern abwärts zum Gegentheil; ſein Charakter iſt Sinken, Auflöſung, Verfall und Zerfall, wenigſtens was das Innere, Weſentliche betrifft*); er eilt dem naturgemäßen Sturz in einen Abgrund der Entartung und Verwilderung zu, den nur eine höhere, aus übermenſchlicher Sphäre eingreifende Kraft und Macht abzuwenden im Stande iſt. Einen deus ex machina müſſen wir haben, gerade ſo, wie ihn die vielverachteten und vielgeſchmähten altreligiöſen Kreiſe annehmen und ſich für ihren Theil zu Nutze zu machen befliſſen ſind: göttliche Potenzen müſſen ſich herablaſſen und ihre wunderbaren Wirkungen thun, da ſonſt Menſch und Welt verloren iſt. Es anders zu faſſen, erſcheint mir knabenhaft und ernſter Männer, wahrer Denker und Forſcher nicht würdig zu ſein.

Ich ſtehe gegenwärtig in meinem 70. Lebensjahre; ich habe das laufende Jahrhundert von Anfang an bis jetzt durchlebt; habe an Manchem, was darin vorging, perſönlich Theil genommen und manches eigene Experiment gemacht, ſo daß es mir wenigſtens an Erfahrungen nicht mangelt. Was ich als Peſſimiſt und Unglücksprophet Anderen, die an Etwas glaubten und für Etwas ſchwärmten, womit man ſich gerade beſchäftigte und worauf man ſeine Hoffnungen ſetzte, zu ihrem Aerger und Unwillen vorausgeſagt, iſt ſtets eingetroffen. Und das, was ich ſelbſt bis tief in meine fünfziger Lebensjahre ſo hartnäckig feſthielt und mit allen mir zu Gebote ſtehenden

*) „Des Seins ſchreckliche Welt hier, die ſtets hin zum Verderben flutt", ſagt ein indiſcher Dichter.

Mitteln ſo leidenſchaftlich durchzuſetzen ſuchte, ſcheiterte zuletzt ebenfalls an der Unüberwindlichkeit der Umſtände, der Zeitſtimmungen und namentlich der Verblendung und Thorheit derjenigen, welche die Genoſſen meiner Beſtrebungen und Unternehmungen hätten ſein müſſen, wenn dieſelben glücken ſollten.

7.

Was die reformatoriſchen Denkarten, Bewegungen und Vereine betrifft, von denen hier ſpeciell die Rede iſt, ſo ſind ſchon die Namen, welche ſie ſich bisher gegeben haben und immer wieder auf's Neue geben, bedenklich genug, indem dieſelben ſo deutlich den characteriſtiſchen Gehaltmangel und religiöſen Nihilismus der Sache verrathen und dieſer unbewußter Weiſe eine nur vorübergehende Lebensdauer in Ausſicht ſtellen. Sie kommen ja über die Begriffe und Bezeichnungen von Freiheit, Freiſein, Freiſeinwollen niemals hinaus; und dieſe ſind ganz nur verneinender Natur, beſagen nicht, was man will, ſondern nur, was man nicht will, wovon man los ſein will. In Benennungen, wie „freie Gemeinde, freies Chriſtenthum, freigemeindlich, freireligiös“ iſt das Wort frei zwar nur Prädicat; allein auf dieſem liegt der Ton, das meint man eigentlich, auf das allein iſt es im Grunde abgeſehen. Der Name Chriſtenthum, von dem wir ſogleich näher ſprechen werden, paßt gar nicht dazu; ein freies Chriſtenthum iſt ein hölzernes Eiſen; das Chriſtenthum iſt vielmehr gerade das, wovon man frei ſein will; ſelbſt das vagere „Religion“ iſt unpaſſend und heuchleriſch; denn man will im Grunde gar keine Religion. Weſen, Geiſt und Bedeutung der Sache iſt, wie einem Blinden einleuchten muß, in Wahrheit nur Negation und Oppoſition — was ſoll nun aber aus dieſen für eine Schöpfung hervorgehen? Selbſt in dem Falle, daß ſolch eine freie Religion, oder vielmehr Nichtreligion dem, was ſie verneint und zu überwinden unternimmt, gegenüber, wirklich ganz nur in ſo vollkommenem Rechte, ganz nur ſo gut, heilſam, nothwendig wäre, als ſie ſelbſt zu behaupten pflegt, könnte ſie doch bloß ſo lange Etwas zu be-

denten haben, bis das Werk der Negation vollbracht wäre; dann hätte ſie keinen Sinn und Zweck mehr und müßte verfallen und verſchwinden.

Von wie ganz anderer Art iſt der Name Chriſt und Chriſtenthum, wenn man ihn ernſtlich und aufrichtig verſteht und gebraucht, wie noch fortwährend die gläubigen Kirchen und Confeſſionen thun, und nicht blos ein heuchleriſches, frivoles Spiel damit treibt! Er bezieht ſich auf das Allerpoſitivſte, was es nur geben kann, auf Chriſtus, als dieſen, zum König und Herrn der Menſchheit und der Natur geſalbten Gottmenſchen und Heiland, dieſes ewig angebetete, lebendige und perſönliche Centrum des Glaubens und Cultus, das ſogar als Brod und Waſſer des Lebens leiblich empfangen und genoſſen wird! Dieſe Religion, ſo gefaßt und aufrecht erhalten, kann nie veralten, auch wenn alle Gegenſätze überwunden ſind; ihr Chriſtus wird der Natur der Sache nach ſelbſt noch in der fernſten Zukunftswelt, wenn Alles im Lichte ewiger Verklärung ſtrahlt, von demſelben Werth und Gewichte, wie heute, ſein.

8.

Einem ſo ungeheueren Glaubens- und Cultusſchatze wird man nie etwas gleich Großes, ja nur entfernt Aehnliches entgegenſtellen können. Und wer das Verlangen und Bedürfniß nach einem ſo lebensvollen Halt und Gute hat und Etwas der Art in den modernen Kreiſen nicht zu entdecken vermag, wird ſich immer wieder zu den altreligiöſen zurückwenden müſſen.

Sie erinnern ſich wohl des kleinen aber vortrefflichen Gedichtes unſerer edlen Cherubine*), die auch bei Ihnen in ſo großer Gunſt und Achtung ſteht; indem der myſtiſche Perſonalismus des chriſtlichen

*) Es iſt ein höchſt einfaches und anſpruchloſes, aber mit den herrlichſten Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens begabtes Weſen von 18 Jahren, wovon wir ſprechen. Einige ihrer kindlich frommen und ſchönen Gedichte ſind bereits von einem theilnehmenden und einſichtsvollen Geiſtlichen unter dem oben genannten Namen in einem öffentlichen Blatte bekannt gemacht worden.

Glaubens und ſeine pſychiſchen Wirkungen nicht ausdrucksvoller, als hier, geſchildert werden könnte.

Am Herzen Jeſu.

Wenn tiefe, tiefe Schmerzen
Durchwühlten dein Gemüth —
Es iſt an Jeſu Herzen,
Wo dir der Friede blüht.

Wenn große, große Laſten
Dein Theil auf Erden ſind —
Bei Jeſu wirſt Du raſten,
Durch ihn wird Alles lind.

Wie du ſo krank, o klag' es
Hienieden keinem Ohr;
Nur deinem Gotte trag' es,
Nur deinem Heiland vor.

Den ſchwerſten Kummer hülle
Das tiefſte Schweigen ein!
Und Er in Nacht und Stille,
Er wird dein Tröſter ſein.

Nehme man einem jungen Gemüthe, dem unter all ſeinen Schmerzen und Laſten „am Herzen Jeſu“ eine ſo tröſtliche Beruhigung, eine ſo ſüße Befriedigung mitſammt der moraliſchen Kraft, in den angedeuteten Zuſtänden ruhig, gelaſſen, ohne Erbitterung und Auflehnung, ſogar mit Heiterkeit und Zufriedenheit auszuharren, zu Theil wird, nehme man ihm den Glauben an dieſes göttliche Herz — was ſollte ihm zum Erſatze dienen, was nur entfernt denſelben praktiſchen Erfolg und moraliſchen Nutzen haben? Etwa eine pure, nackte, abſtrakte Sittenregel? Oder der Cultus, den nach Herrn Buiſſon's Idee „das freie Chriſtenthum“ und „die Kirche der Zukunft“ darbieten wird? —

Obiges Gedicht iſt aus der reinſten, jungfräulichſten Seele gefloſſen, im Centrum des Glaubens entſtanden, eine naturgemäße Blüthe deſſelben, und inſofern, trotz ſeiner ſeltenen Schönheit, nicht befremdend und verwunderſam. Anders iſt es, wenn ſolche Zeugniſſe für das poſitive Chriſtenthum und ſeinen myſtiſchen Perſonalismus

aus einer Quelle hervorbrechen, die keineswegs ſo rein und ungetrübt, die überdies von ſo fremdartig nationaler Beſchaffenheit iſt, daß man von daher Etwas der Art durchaus nicht zu erwarten hat. Ein ſolches Zeugniß liegt in folgenden Verſen vor.

Hoch am Himmel ſtand die Sonne,
Von weißen Wolken umwogt;
Das Meer war ſtill,
Und ſinnend lag ich am Steuer des Schiffes,
Träumeriſch ſinnend — und halb im Wachen
Und halb im Schlummer ſchaut' ich Chriſtus,
Den Heiland der Welt.
In wallend weißem Gewande
Wandelt' er rieſengroß
Ueber Land und Meer;
Es ragte ſein Haupt in den Himmel,
Die Hände ſtreckt' er ſegnend
Ueber Land und Meer.
Und als Herz in der Bruſt
Trug er die Sonne,
Die rothe, flammende Sonne.
Das rothe, flammende Sonnenherz
Goß ſeine Gnadenſtrahlen
Und ſein holdes, liebſeliges Licht
Erleuchtend und wärmend
Ueber Land und Meer.
Glockenklänge zogen feierlich
Hin und her, zogen wie Schwäne
An Roſenbändern das gleitende Schiff,
Zogen es ſpielend an's grüne Ufer,
Wo Menſchen wohnten in hochgethürmter,
Ragender Stadt.

O Friedenswunder!
Wie ſtill iſt die Stadt!
Es ruhte das dumpfe Geräuſch
Der ſchwatzenden, ſchwülen Gewerbe,
Und durch die reinen, hallenden Straßen
Wandelten Menſchen, weißgekleidete,
Palmzweigtragende.
Und wo ſich zweie begegneten,
Sah'n ſie ſich an verſtändnißinnig,
Und ſchauernd, in Liebe und ſüßer Entſagung,
Küßten ſie ſich auf die Stirne,

Und ſchauten hinauf
Nach des Heilands Sonnenherzen,
Das freudig verſöhnend ſein rothes Blut
Hinunterſtrahlte.
Und dreimal ſelig ſprachen ſie:
Gelobt ſei Jeſus Chriſt!

Erinnern Sie ſich dieſes Gedichtes? Wiſſen Sie, von wem es iſt? Iſt es nicht der Fall, ſo werden ſie ſtaunen, wenn ich Ihnen den Namen Heinrich Heine nenne, in deſſen „Buch der Lieder“*) Sie daſſelbe finden werden. Es gehört zu denen, welche den allgemeinen Titel: „Die Nordſee“ führen. Es ſelbſt insbeſondere iſt „Frieden“ überſchrieben. Unmittelbar vorher ſtehen zwei andere: „Das Seegeſpenſt“ und „Reinigung“. In dem Erſteren ſchildert der Dichter eine Art Viſion, in der ſich ihm im Meeresgrunde eine Stadt und ein Haus darſtellt, wo die Geliebte wohnt, die ihn faſt dazu verlockt, ſich in's Meer zu ſtürzen, wovon ihn zum Glücke der Kapitän zurückhält. Das andere Gedicht beginnt:

„Bleib' du in deiner Meerestiefe,
Wahnſinniger Traum“ ꝛc.

Seine Seele fühlt ſich davon befreit, wie der Wind kommt und die Segel aufgezogen werden; er bezeichnet ſie als ſeine vormals „kranke, gottverläugnende, unſelige Seele“. Dann kommt es zur Viſion des Weltheilandes, dem Gegenſatze zu dem in die Tiefe hinunter ziehenden Seegeſpenſt. Auch dieſer Zuſammenhang iſt beachtenswerth.

Und ſo ſehen Sie hier, wie ſelbſt dieſer moderne, ſonſt ſo frivole, den chriſtlichen Dingen geradezu feindſelige Poet zu Zeiten auch fromme Regungen, inſpirative Momente, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, und tiefchriſtliche Anſchauungen gehabt, wo die Erkenntniß deſſen, was ich hier vertrete, ſo mächtig und leuchtend durchbrach und hervorblitzte, daß ihm ein ſtärkerer und großartigerer Ausdruck

*) Hamburg 1847. S. 330.

ſchwerlich gegeben werden kann. Das iſt faſt wunderbarer, als wenn, wie in jener Legende von dem blinden Prediger auf menſchenleerem, ſteinbedecktem Felde, die Steine Amen rufen. Aber ſolche Wunder giebt es; man kann ſie nicht läugnen; ſie haben ihre Bedeutung und ſollten billig unſer Nachdenken wecken.

III.

Die Wirkungen des Chloroforms

in Beziehung auf

die Seelenfrage und den Glauben an die Fortdauer im Tode.

Wider Dr. L. Büchner.

In der Frankfurter Didaskalia*) hat der bekannte Materialist Dr. L. Büchner in Darmstadt eine Abhandlung veröffentlicht, wo er die beobachteten Wirkungen des Chloroforms für seine Denkart auszubeuten, namentlich der Idee eines selbstständigen Seelenprincips und der durch ein solches begründeten Fortdauer der menschlichen Persönlichkeit im Tode zu schaden sucht. Das ist wundersam genug; man sieht daraus, wie diese verneinungssüchtigen Geister zu Gunsten ihrer Sache selbst aus dem hellsten Tage Nacht zu machen, selbst aus dem reinsten Honig Gift zu ziehen, die evidenteste Wahrheit, wenn sie ihren Dogmen — denn auch diese destruktiven Meinungen sind solche — ungünstig ist, nicht nur bestreiten und verneinen, sondern sogar die Kühnheit haben, dieselbe für sich selbst in Anspruch zu nehmen. Herr Dr. Büchner hat es auch sonst schon so gemacht, wie, was den so lebensfreundlichen Schlaf betrifft, den er gleichwohl zu einem Beweise der ewigen Vernichtung im Tode macht, weßhalb ich ihm bereits anderwärts**) entgegengetreten. Die Thatsachen der Chloroformirung verhalten sich nehmlich zu dem Glauben an Seele und Fortdauer nichts weniger als negativ und niederschlagend, indem sie vielmehr gerade einer der einleuchtendsten Beweise für ein selbstständiges, vom Körper trennbares und für sich zu sein vermögendes geistiges Princip sind. Dies hat denn auch bereits Dr. W. Braubach, Prof. der Philosophie in Gießen,***) in seiner Weise zu zeigen unternommen. Wir erlauben uns, in der unserigen Folgendes über dieses Thema vorzutragen.

*) Nr. 349—351. 16—18. Sept. 1859.
**) In meinem ersten Manifestenhefte.
***) Denkweise ins unbekannte Jenseits. Braunsb. und Leipzig 1860.

„Chloroformbetäubte, welche den Zuſtand des ſogenannten Mittelrauſches nicht überſchritten haben, verſichern nach dem Erwachen, daß ſie während der Operation weder Schmerz, noch Gefühl von Angſt oder Furcht empfunden, dennoch aber Alles, was um ſie vorging und geſprochen wurde, wahrgenommen haben, ohne indeſſen im Stande zu ſein, irgend eine willkührliche Bewegung vorzunehmen."

Höchſt merkwürdig und intereſſant! Ein unmittelbar in die Augen ſpringendes Zeugniß der Empirie für ein Etwas in uns, welches ſich vom Körper loszulöſen und ſo frei über ihm zu ſchweben vermag, daß es an den ſchmerzlichſten Eingriffen in denſelben keinen empfindenden Antheil nimmt! Aber was folgt nach Herrn Büchner daraus? Etwas ganz Anderes; Dies nehmlich, daß die Seele kein, wie man anzunehmen pflegt, einfaches und einheitliches, ſondern zuſammengeſetztes, in ſeine Beſtandtheile zerlegbares und zerbrechliches Ding ſei. Ein ſolcher Beſtandtheil nehmlich ſei das Bewußtſein, und dies werde durch die Chloroformirung künſtlich — „man möchte faſt ſagen chemiſch" — von den übrigen Theilen des Seelenweſens geſchieden. Ein ſo complicirtes und trennbares Nicht-Eins kann dann auch allerdings keinen Anſpruch auf Fortdauer im Tode machen. Letzterer iſt ein Prozeß, bei welchem ſich die Seele in ihre Beſtandtheile auflöſt und ſomit als das Eine und Ganze, was ſie war, vollkommen vernichtet wird.

Es iſt eine Art von Taſchenſpielerei, ein logiſcher Hocuspocus, den hier Herr L. B. macht, indem er die Begriffe verwechſelt und verwirrt und ſo die gewünſchten materialiſtiſchen Reſultate gewinnt. Wenn er nehmlich Recht haben ſoll, ſo muß zur Seele auch der Leib gehören; denn die Scheidung, die ſich zeigt, iſt die von Leib und Seele. Das iſt aber gegen den allgemeinen Begriff und Sprachgebrauch; dieſe müßten erſt umgeſtürzt und dem Worte „Seele" ein ganz anderer Begriff gegeben werden. So wie die Dinge jetzt ſtehen, werden Seele und Leib einander entgegengeſetzt. Man betrachtet ſie allerdings als Beſtandtheile der concreten lebenden Perſönlichkeit, die ſich im Tode ſcheiden; aber eben dies liegt der Idee der Fortdauer zu Grunde; die Seele geht nicht mit dem Leibe und wie er zu Grunde, ſondern be-

harrt in ihrem Beſtande, während jener zur lebloſen Materie degradirt und durch die Verweſung zerſtört wird. H. B. ſchiebt dem Worte „Seele“ den Begriff der concreten Perſönlichkeit unter, welche die Einheit von Seele und Leib, als ihrer innig vereinigten, aber trennbaren Beſtandtheile, iſt. Wenn wir ſagen: Die Seele wird vom Leibe geſchieden, ſo ſagt er: Die Seele wird von der Seele getrennt, als wenn zwiſchen Leib und Seele ſelbſtverſtändlich gar kein Unterſchied wäre. Und doch nimmt er ſelbſt einen ſolchen Unterſchied an, indem er von dem materiellen (leiblichen) Bedingtſein des Bewußtſeins redet, das an beſtimmte Zuſtände des Gehirns gebunden ſei.

Es iſt derſelbe Mann, welcher von ſeinen Darſtellungen als von „einfachen und ehrlich gemeinten Unterſuchungen auf den Grund des Wirklichen und Erfahrungsmäßigen“ im Gegenſatz zu den nicht ſo redlichen und aufrichtigen „langen und dunklen Wortgeſpinnſten“ ſpricht, welchen die von ihm mit der äußerſten Wegwerfung tractirten Philoſophen den Vorzug geben. Wie ſich die Verachtung der Philoſophie an dieſen Empirikern rächt, die, weil ganz ungeübt im Denken, gar nicht merken, was ſie für logiſche Fehler machen und für Unſinn zu Markte bringen, zeigt ſich auch hier wieder; vergl. oben S. 15. Sie ſollten ſich ihrem Princip gemäß damit begnügen, die nackten Thatſachen hinzuſtellen; aber das thun ſie keineswegs, ſondern ſuchen ſich dieſelben ſophiſtiſch zurecht zu machen, und ſind ſo auch „Philoſophen,“ aber — was für welche!

Was die Chloroformirung betrifft, ſo liegt die Sache offenbar ſo: Das, was wir Seele nennen, das denkende, wiſſende und wollende Ich des Menſchen, wird durch die Chloroformirung künſtlich und gleichſam chemiſch von dem der Operation unterliegenden Körper geſchieden, ſo daß der durch den ſonſt ſo innigen Zuſammenhang von Seele und Leib bewirkte Schmerz aufgehoben und ſelbſt die bei der gewöhnlichen Leidensfähigkeit des Menſchen entſtehende Furcht und Angſt in reine, ſorgloſe Ruhe verwandelt wird. Die Seele iſt in dem Zuſtande vollſtändig da; Selbſtbewußtſein und Wiſſen um die objektive Welt, zunächſt um den Leib, die Umgebung und die Operation, iſt erhalten; es wird Alles, was bei Letzterer vorgeht, wahrgenommen; weder

Gedanke noch Wille ist paralysirt; nur daß dieser nicht auf die Glieder wirken kann, weil das geistige Princip, dem er angehört, davon abgeschnitten ist. So verhält sich hier das denkende, wissende und wollende Ich des Individuums, sein inneres, geistiges Wesen und Leben bereits wie ein abgeschiedener Geist; die Chloreformirung versetzt den Menschen bereits bei Leibesleben in einen dem Tode höchst ähnlichen Zustand, indem sie diese wundersame Scheidung zu Wege bringt, um die Seele in den Stand zu setzen, bei einem so gewaltsamen Eingriff in das leibliche Dasein, mit dem sie sonst so eng verbunden, über das sie aber jetzt emporgerückt ist, in schmerzloser Ruhe zu verharren; und es geht daraus so klar, wie durch kein anderes empirisches Faktum die Denkbarkeit und Wahrscheinlichkeit hervor, daß dieses Ich, daß unsere Seele, wie wir zu sagen pflegen, so auch noch im Tode fortzudauern im Stande sei.

IV.

Ansichten

über Seele, Geiß und Schicksal des Menschen im Tode.

Die materialistische Ansicht des menschlichen Seelen- und Geisteslebens, welches so einfach nichts weiter als Gehirnleben sein soll, kann nur Denjenigen imponiren, die sehr Vieles nicht wissen, die, wie besonders die unreife und leicht zu blendende Jugend, der Meinung sind, das Modernste, Wortführendste und Geräuschmachendste müsse auch das Wahrste und Gescheideste sein, und denen unbekannt ist, wie sich selbst in der materialistischen Gegenwart die achtungswerthesten und gründlichsten Denker und Forscher gegen solche Auffassungsweisen verhalten und aussprechen.

Gehirnleben ist nicht Geistesleben, sagt schon Herbart. Die Herbart'sche Philosophenschule fasst die Seele als ein reales, unaufhebbar gesetztes Wesen, das dem materiellen und räumlichen Auseinander nicht angehöre, indem alle gleichzeitigen Vorstellungen sammt den damit verbundenen Gefühlen und Begehrungen stets zur Einheit des Bewußtseins verknüpft sind und aller Wechsel des Bewußtseins wiederum zur Einheit des Selbstbewußtseins zusammengefaßt ist. Der jüngere Fichte hält die Seele zwar nicht für ein abstrakt einfaches, aber doch einheitliches, mit einer Mannichfaltigkeit innerer Anlagen ausgestattetes Wesen, dem eine selbstständige Existenz und relative Unabhängigkeit vom Körper zukomme. Es sei sonst unmöglich, daß man zu einer bestimmten Zeit aus dem Schlafe erwache, sich durch bloße Einbildung Krankheiten zuziehe, durch festen Willen Krankheit in Gesundheit umwandle ꝛc. Joh. Müller*) sagt: „Ich

*) Nach einem Citate der „Notizen aus dem Gebiete der Natur- und Heilkunde" von Dr. Roberus II. Nr. 12. Joh. Müller hat sich so auch in seiner Physiologie ausgesprochen.

bin weit entfernt, zu glauben, daß eine Veränderung im Bau des Hirnes das Wesen der Seele verändern könne. Letzteres ist nicht auf das Hirn beschränkt, aber die Aeußerung der Seele hängt von ihm ab. Zu dieser Aeußerung ist der ganze Apparat der Hirnfaserungen nöthig*); aber das Wesen der Seele, ihre latente Kraft scheint durch keine Hirnwirkung bestimmbar zu sein." — „Vor Allem", sagt Perty in der Einleitung zu seinen „Blicken in das verborgene Leben des Menschengeistes", „ist dagegen zu protestiren, daß Geistesleben nur Gehirnleben, alle geistigen Aeußerungen und noch mehr, alle inneren Bewegungen des Geistes nur der Reflex der Thätigkeit der Hirnorgane seien; manche der hier mitgetheilten Thatsachen werden auf das Klarste zeigen, daß dem nicht so ist." — „Es ist nimmermehr zu begreifen", sagt Ebenderselbe, „daß die Funktionen der materiellen Gehirnelemente, ohne Zutritt einer anderen Potenz, den Charakter der Unräumlichkeit und Einheit annehmen könnten. Die Materie ist Ausdehnung, das Denken Verinnerlichung. Daß wir uns wissen und das Bewußtsein eines Ich haben, ist nur denkbar, wenn über den Empfindungen und Gedanken ein sich von ihnen unterscheidendes Wesen existirt."

Nach der Vorstellung, welche Perty in der angeführten Schrift S. 268 hervorhebt, ist der menschliche Geist „ein einheitlich substantielles, sich entwickelndes, mit wirksamen Kräften und angeborenen Ideen, namentlich des Raumes, der Zeit und des Uebersinnlichen, ausgestattetes Wesen, fähig durch die Zustände anderer Wesen angeregt zu werden und wieder auf sie zu wirken. Auf den Grund der ihm immanenten Formen und regulativen Ideen verhält es sich zugleich in seinem unbewußten Leben als organisirendes Princip und erzeugt als menschlicher Geist mit den materiellen Atomen zusammen die Totalerscheinung des Menschen."

Wenn die materialistische Seelen- und Geisteslehre oder vielmehr Nicht-Seelen- und Nicht-Geistes-Lehre alle betreffenden That-

*) Es kommen Fälle vor, wo selbst dieser Satz nicht mehr zu gelten scheint, indem sogar bei beträchtlichen Zerrüttungen und Verlusten des Gehirns noch normale Seelenäußerungen beobachtet werden; s. unten.

ſachen der Erfahrung für ſich und keine gegen ſich hätte, ſo müßte man ihr das Feld räumen; denn Thatſachen ſind ſouverain und fordern gebieteriſch unſere gläubige Zuſtimmung. So ſtehen aber die Dinge keineswegs. O'Halleran erwähnt einen Mann, dem wegen einer gewaltigen Kopfverletzung ein großer Theil der Hirnſchale weggenommen wurde; 17 Tage lang wurden durch Eiterung große Quanta Hirnſubſtanz entleert. Gleichwohl behielt er Geiſteskräfte und Gemüthsruhe bis zum Tode. Ein Fall von entſcheidendem Gewichte iſt ferner jener, wo eine völlige Zerſtörung des Gehirnes mit Lähmung aller Sinne, das Gehör ausgenommen, beobachtet wurde, die Geiſtesthätigkeit aber dennoch nicht aufgehoben war. Bei der Leichenöffnung fand man keine Spur von Gehirn; der Schädel war gleichſam eine leere Büchſe, die etwas Flüſſigkeit am Boden enthielt; und doch hatte der Patient ſeine Geiſteskraft, wie aus ſeinen Aeußerungen erhellte, bis zum Tode beibehalten.*)

Wenn hier der Geiſt das ſich pathologiſch auflöſende Gehirn noch bei Lebzeiten des Individuums überlebt, ſo hat man nicht mehr das Recht, den Glauben an ein Fortleben des Geiſtes beim Tode des Leibes überhaupt für Unſinn zu halten. Bei einem Theile der betreffenden Fälle von Hirnleiden und Hirnzerrüttung kann man ſich gegneriſcherſeits durch die Annahme helfen, daß bei Zerſtörung der einen Hirnhälfte die andere für ſie vicariren könne; dieſelbe reicht aber nicht aus, wenn die Zerſtörung mehr oder weniger beide Halbkugeln traf.

Es giebt noch andere, höchſt merkwürdige Erſcheinungen und Thatſachen, welche dem Seelen- und Geiſtesläugner entgegentreten. Gehirnverletzungen ſchaden der Pſyche zuweilen ſo wenig, daß ſie die Kräfte derſelben, wie in Folge einer geiſtigen Reaction, vielmehr in einem um ſo höheren Grade hervortreten laſſen. „Es iſt mir", ſagt Carus**), „ein Fall bekannt, wo nach einer Hirnverletzung eine feinere Art der Intelligenz und ein höherer Ausdruck der Rede be

*) Hufeland's Journal der prakt. Heilkunde. October 1823.
**) Pſyche. Stuttgart 1851.

merklich war." Ich erinnere mich hier des Findlings Kaspar Hauser, der in meinem Hause, in Folge eines mißlungenen Mordversuches, einen Schnitt in die Stirne erhalten und einen sehr starken Blutverlust erlitten hatte, und dann, bei schwerem Darniederliegen, erhöhte Geisteskräfte zeigte. Wie der Materialismus mit solchen Thatsachen zurecht kommen könne, ist nicht abzusehen. Mehr habe ich über dieses ganze Thema bereits in meinem Büchlein über den Tod bemerkt und beigebracht.*)

Das menschliche Seelen- und Geistesleben ist von unergründlicher Tiefe und unerschöpflicher Geheimnißfülle; es tritt uns da ein ganzes großes Reich von Wundern entgegen, die eine flache Aufklärerei und rohe Allistefflehre vergeblich zu läugnen sucht. J. H. Fichte**) vergleicht den Menschen mit einem Gebilde dunkler, nächtlicher Art, das nur oben auf dem Gipfel erleuchtet und lichthell ist, während zahlreiche Anlagen, Kräfte und Bezüge, ohne zum Lichte emporzugelangen, unten im Abgrunde liegen. Wozu Beckers***) bemerkt, daß gerade diese dunkle Seite des Menschenwesens den verborgenen Reichthum, das Geheimnißvolle seiner Natur in sich schließe. Die Betrachtung und Erforschung dieser Seite des Menschenwesens hat sich in letzter Zeit besonders Maximilian Perty zur Aufgabe gemacht und sich dadurch ein nicht geringes Verdienst erworben.†)

*) „Der Tod des Leibes kein Tod der Seele. Zeugnisse und Thatsachen für den Glauben an Unsterblichkeit." Dresden 1865. S. daselbst besonders Cap. I mit den Zusätzen S. 361 ff. Andere Schriften: Voigtel's Handb. der pathol. Anatomie mit Zusätzen von Meckel. I. S. 586. Schubert, Geschichte der Seele, unter der Aufschrift: „Frage nach der Seele und ihrem Sein." Ennemoser, über Ursprung und Wesen der menschl. Seele. Stuttg. und Tübingen 1851. S. 156. Rudolph Wagner, der Kampf um die Seele. Göttingen 1857. Froriep's Neue Notizen. Nr. 693. Maximilian Perty, Blicke in's verborgene Leben des Menschengeistes. Leipzig und Heidelberg 1869. S. 200 f.

**) Die Idee der Persönlichkeit S. 118.

***) Ueber die Bedeutung des geistigen Doppellebens. Sitzungsbericht der k. B. Akademie 1860 H. 3.

†) S. dessen Werke: „Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur." — „Die Realität magischer Kräfte." — „Blicke in das verborgene Leben des Menschengeistes." Sämmtlich in der Winter'schen Verlagshandlung in Leipzig und Heidelberg erschienen.

Derſelbe tritt auch den Unſterblichkeitsläugnern unſerer Zeit entgegen. „Bei einigen derſelben“, ſagt er, „hat ſich der Widerſpruch faſt zum Fanatismus geſteigert. Ludw. Feuerbach und die von ihm ausgegangenen Kraft- und Stofftheoretiker geberden ſich als wahre Feinde der perſönlichen Fortdauer“ ꝛc. Er erwähnt beſonders das Buch des eben genannten Philoſophen: „Gedanken über Tod und Unſterblichkeit“, Nürnberg 1830, welches er „ein recht widerliches“ nennt. Ich ſtand zu der Zeit, da dies Buch geſchrieben und gedruckt wurde — es ſind nun ohngefähr 40 Jahre — mit dem Verfaſſer in ſehr vertrautem Verhältniſſe; allein ich habe es niemals goutirt und gebilligt; es war ſchon damals auch mir in hohem Grade widerlich und ärgerlich.

Es iſt eine Regel des wiſſenſchaftlichen Anſtandes, welche Viele nicht zu kennen ſcheinen, daß man im Streite mit Anderen bei der Sache bleiben und nicht perſönlich werden, den Gegner namentlich nicht moraliſch verdächtigen ſolle. Es geſchieht ſolches ſehr häufig, um ſich den Sieg zu erleichtern; allein man trifft auf ſolche Weiſe nicht die Sache, ſondern eben nur die Perſon, die, wie ſie auch ſein mag, gleichwohl Wahrheit ſprechen und Recht haben könnte. Ich ſelber habe mich eines ſolchen Verfahrens niemals bedient. Es giebt jedoch Fälle, wo es ſchwer wird, von der Geſinnung des Gegners ganz abzuſehen und nicht wenigſtens im Stillen gewiſſe Bemerkungen zu machen. Es iſt offenbar nicht überall die reine Wahrheitsliebe, der redliche, wenn auch in übereilter, ja fanatiſcher Weiſe vorwärts drängende Progreſſismus und Prophetismus, was man walten ſieht; es ſind mitunter recht böſe Geiſter, die ſich unſerer Empfindung und Wahrnehmung aufdrängen. Das bemerkt auch Perty, indem er ſchreibt: „Es iſt bald das Behagen einer übermüthigen Sinnlichkeit, genährt durch gewiſſe Erfolge und die Zuſtimmung eines Theiles der Unwiſſenden, bald die dämoniſche Luſt, dem Troſtreichen, Guten, ja Heiligen entgegenzutreten, was die Läugner des ewigen Lebens treibt, das zu verwerfen, was doch auch ihnen das Werthvollſte ſein ſollte.“

V.

Die Wunder der Natur.

Fünf Beispiele.

Vorbemerkung.

Ich habe schon wiederholt bemerkt, daß man dem Wunder nicht entflieht, wenn man der Religion, der Bibel, der Kirche, der Legende, der Volkssage und dem mit Recht oder Unrecht sogenannten Aberglauben den Rücken kehrt und sich ganz nur der Naturbetrachtung und Naturwissenschaft in die Arme wirft. Jeden Augenblick stößt man auch hier auf Erscheinungen und Thatsachen, über die man sich wundern muß, und die wenigstens insofern ein Wunder sind, wenn auch der theologische Begriff des Wunders dabei keine Anwendung findet; auf Dinge, welche der gangbaren Vorstellung vom Natürlichen widerstreiten, die sich namentlich nicht in unsere materialistischen Systeme einfügen lassen, die man, wie zugestanden wird, zur Zeit noch nicht erklären, d. h. auf die Begriffe und Voraussetzungen materialistischer und mechanischer Denkarten zurückführen kann; ja die ein so entschieden mystisches Ansehen haben, daß man gar nicht hoffen kann, sie jemals in dieser Manier enträthseln zu können. Die Natur hält immer Etwas in Bereitschaft und läßt immer von Zeit zu Zeit Etwas zur Erscheinung kommen, worauf man nicht gefaßt ist, was selbst die berühmtesten Kenner und Fachmänner überrascht und in Erstaunen setzt, irgend einen für fest und unabänderlich geltenden Satz über den Haufen wirft, eines Gesetzes spottet, das man für ein absolutes, unüberschreitbares hält und als solches vom Lehrstuhl herab docirt. Phänomene, die man als unmöglich abweist und in die Rumpelkammer des Aberglaubens und der Fabel wirft, drin

gen ſich zuletzt als unläugbare Thatſachen der wiſſenſchaftlichen Anerkennung gewaltſam auf; und findet man dann auch etwa eine ſie denkbar machende Hypotheſe oder Erklärung dafür, ſo hat man ſich doch durch bornirten Unglauben, angemaßte Autorität und übereilte Entſcheidung blamirt, wie es z. B. der franzöſiſchen Akademie in Rückſicht der Meteorſteine gegangen iſt. Die Naturforſchung erſcheint gegenwärtig als die größte Feindin des Glaubens, namentlich des religiöſen und kirchlichen Wunderglaubens. Nichts erſcheint mir befremdlicher; denn was mich betrifft, ſo war es gerade die Natur, die mich Beſcheidenheit im Urtheil dem Außerordentlichen und unmöglich Scheinenden gegenüber und gläubige Hingebung an daſſelbe im Falle thatſächlichen Entgegentretens lehrte. Von der zauber- und märchenhaften Stillung aufgeregter Meereswogen durch Oel iſt ſchon eben gelegentlich die Rede geweſen. Hier habe ich eine ganze Gruppe ſolcher Naturwunder zuſammengeſtellt, die ich der Betrachtung und Erwägung meiner Leſer empfehle. Sie werden ihnen beweiſen, daß auch ſchon die Natur in gewiſſem Sinne ein Reich des Wunders und Zaubers iſt.

1.

Die Pororoca.

Was nur irgendwie den Charakter oder Anschein des Geisterhaften und Dämonischen hat, pflegt ganz einfach schon aus diesem Grunde für eingebildet oder erdichtet erklärt zu werden. Allein es giebt selbst in der Physik eine Klasse von Phänomenen, die uns in so eigenthümlicher und auffallender Gestalt entgegentreten und die man dennoch als etwas sehr Reales gelten lassen muß. Ein Beispiel ist die von den Eingeborenen Amerika's Pororoca d. h. krachendes oder donnerndes Meer, genannte, sonst, wie in Indien und Frankreich, die Namen Barre, Bore, Hyger, Macarco, Mascara, Mascaret, rat d'eau, Wasserratte, führende Sturm- oder Springfluth, welche bereits de la Condamine*) beschrieben und von der eine besonders anschauliche und lebhafte Schilderung in der brasilianischen Reisebeschreibung von Spix und Martius**) zu finden ist.

Hier wird erzählt, wie die sonst so apathischen Indianer von dem auch auf sie einen mächtigen Eindruck machenden Naturphänomene sprachen, „jener furchtbaren, mauerartig einherrollenden und in kurzer Zeit Hochwasser bildenden Fluth in mehreren Flüssen der Provinz Para, die ebensosehr durch ihre wilde Größe, als durch das Unerklärbare ihrer Erscheinung selbst den Blick der Indolenz auf sich ziehen muß." Martius erwartete und beobachtete das Phänomen

*) Relation etc. p. 199.
**) Th. III. S. 868.

von einer niedrigen Erhöhung am Rio Guamá aus. Erst hörte er ein Brausen, gleich dem Tosen eines großen Wasserfalls; er richtete die Augen stromabwärts, und nach einer Viertelstunde erschien eine etwa 15 Fuß hohe Wasserwoge, die mauerartig die ganze Breite des Flusses einnahm und unter furchtbarem Gebrause in großer Schnelligkeit aufwärts rückte, indem ihre von der Spitze herabstürzenden Fluthen stets wieder von der hinteren Anschwellung ersetzt wurden. Er sah „starr vor Erstaunen" dieser wundersamen und gleichsam lebendigen Empörung des feuchten Elementes zu; da versank unterhalb der Vereinigung des Capim mit dem Guamá plötzlich zu zweien Malen die ganze Wassermasse in die Tiefe; bald aber bäumte sich das Gewässer wieder auf, stieg unter gewaltigem Brausen empor und strömte, die bebenden Ufer in ihren Grundfesten erschütternd, stets vom schäumenden Gipfel überschlagend, fast eben so hoch, als es gekommen war, in zwei Aeste getheilt die beiden Flüsse hinauf, wo es den Blicken entschwand.

Diese stromaufwärts rasende, Alles, was ihr in den Weg kommt, vernichtende Sturmfluth hat das benachbarte Land in der Art untergraben, daß die Kirche in S. Domingos, wie M. sah, dadurch in Gefahr kam, weggerissen zu werden und schon einmal neu aufgerichtet worden war. Bäume, Felsen und andere Gegenstände, denen die Pororoca begegnet, werden mit Sturmgeschwindigkeit erhoben, um eben so schnell niedergeworfen und in den vor ihr hergehenden Abgrund begraben zu werden. Wo sie sich zwischen hoch bewaldeten Ufern hinwälzt, entwurzelt sie bisweilen die stärksten Bäume und schmettert sie dann so gewaltig in das Bette des Flusses hinab, daß dieser, ohne die mindeste Störung zu erleiden, ruhig darüber hinebbet. Manche Canoa wurde schon von der Pororoca verschlungen und ging mit Ladung und Mannschaft unter.

Die Indianer sehen, wie es bei ihrer Art von Naturauffassung nicht anders sein kann, in dem wundersam tobenden und zerstörenden Phänomene die Aeußerung einer dämonischen Kraft und Macht. Wir Europäer und moderne Menschen halten das für einen Aberglauben, über den unsere Bildungsstufe und Wissenschaft längst hinaus ge-

ſchritten. Aber es iſt doch wirklich ſchwer und es gehört die ganze Standhaftigkeit unſerer heutigen Betrachtungsweiſe dazu, um in einer ſo lebendig, ſo frei bethätigten, namentlich in ihrer ſtromaufwärts gehenden Empörung und Gewaltſamkeit ſo unnatürlich ausſehenden Erſcheinung Nichts weiter, als einen phyſiſchen Vorgang im gemeinen Sinne des Wortes zu ſehen. „Wir müſſen es", ſagt Martius, „den Phyſikern überlaſſen, nach einer mehrjährigen, an Ort und Stelle fortgeſetzten Unterſuchung aller Oertlichkeiten und der Periodicität in Ebbe und Fluth, eine vollſtändige Erklärung aufzuſtellen." Man ſieht hier jedenfalls, wie auch der wiſſenſchaftliche Mann ſo Manches glauben muß, was er nicht begreift, was ihn mit dem größten Erſtaunen erfüllt und worüber er ſich in ſeiner Verlegenheit nur dadurch zu tröſten vermag, daß er auf eine der Wiſſenſchaft vielleicht in Zukunft möglich werdende Erklärung hofft.

2.

Die Metamorphoſe der Fröſche und Molche, insbeſondere was den Axolotl betrifft.*)

In Herrn Häckel's „natürlicher Schöpfungsgeſchichte"**) wird der Amphibien und Reptilien gedacht, um zu zeigen, „wie mächtig äußere Einflüſſe die Gewohnheiten der Thiere, ihre Lebensweiſe beeinfluſſen und dadurch weiterhin auch ihre Form umbilden." Dann heißt es weiter S. 192: „Außerordentlich intereſſant ſind in dieſer Beziehung die Waſſermolche oder Tritonen, die man gezwungen hat, ihre urſprünglichen Kiemen beizubehalten." Dieſe den Fröſchen nahe verwandten Geſchöpfe nehmlich beſitzen, gleich ihnen, in ihrer Jugend äußere Athmungsorgane, Kiemen, womit ſie, im Waſſer lebend, Waſſer athmen. Dann tritt bei ihnen, wie bei den Fröſchen, eine

*) Dieſe Nummer hätte ſchon obiger Polemik wider Herrn Häckel einverleibt werden können. Die Abſonderlichkeit des Gegenſtandes erlaubte uns jedoch auch, ihr an dieſer Stelle ihren Platz zu geben.

**) Unter den Ueberſchriften: „Anpaſſungsgeſetze" und „Umbildung durch Gewohnheit, Uebung und Gebrauch der Organe."

Metamorphoſe ein; ſie gehen auf das Land, verlieren hiebei ihre Kiemen und werden zu einem lungenathmenden Thier. Verhindert man ſie an dieſer Veränderung der Lebensweiſe und der organiſchen Einrichtung, indem man ſie in einem geſchloſſenen Becken hält, ſo bleiben die Kiemen, und das Thier beharrt zeitlebens auf der niedrigeren Ausbildungsſtufe, wie es bei deſſen tiefer ſtehenden Verwandten, den Kiemenmolchen oder Sozobranchien, normal. Der Waſſermolch erreicht ſeine volle Größe, wird geſchlechtsreif und pflanzt ſich fort ohne Kiemenverluſt und Umwandlung in die höhere, lungenathmende Organiſationsform.

Da kommt denn auch jener merkwürdige, den Axolotl betreffende Vorgang, den man im Pariſer Pflanzengarten beobachtet hat und der unter den Zoologen ſo großes Aufſehen gemacht, zur Sprache. Das genannte Thier (Siredon piſciformis) iſt ein dem Triton nahe ſtehender mexicaniſcher Kiemenmolch, den man dort im Großen gezüchtet hat. Er hat äußere Kiemen, gleich dem Waſſermolch, pflegt dieſelben, wie alle andern Sozobranchien, zeitlebens beizubehalten, damit im Waſſer zu bleiben und ſich darin auch fortzupflanzen. Nun geſchah aber etwas Unerwartetes: unter Hunderten ſolcher Thiere hatte eine geringe Anzahl den genialen Einfall, jener Norm zum Trotze, auf das Land zu kriechen, ihre Waſſerathmungsorgane abzulegen und ſich in eine kiemenloſe Molchform zu verwandeln, die von einer nordamerikaniſchen Tritonengattung (Amblyſtoma) nicht mehr zu unterſcheiden iſt und nur noch durch die Lungen athmet.

Was hier zunächſt auffallen kann, iſt der große Sprung von einem waſſerathmenden Thiere zu einem luftathmenden, wie er übrigens auch bei Fröſchen und Salamandern in jedem Frühlinge zu beobachten iſt. Solche Sprünge alſo macht die Natur, ſolche Metamorphoſen bringt ſie vor unſeren Augen zu Stande und bedarf, wie ſchon oben S. 38 bemerkt, zu dieſem Zwecke keiner Jahrhunderte und Jahrtauſende. „Eben ſo“, ſagt Häckel, „wie jeder einzelne Froſch und Salamander ſich aus dem urſprünglich kiemenathmenden Amphibium in ein lungenathmendes verwandelt, ſo iſt auch die ganze Gruppe der Fröſche und Salamander urſprünglich aus kiemenathmenden, dem

Siredon verwandten Thieren entstanden. Auf jener niedrigeren Stufe sind bis auf den heutigen Tag die Sozobranchien stehen geblieben." Wir können das gelten lassen, uns aber dabei denken, daß die Natur auch bei jener vorzeitlichen, die ganze Gruppe betreffenden Metamorphose einen plötzlichen Einfall gehabt haben und nicht auf dem Wege allerlangwierigster Succession, sondern sprungweise zu Werke gegangen sein möge — in welcher Annahme uns die mexicanischen Molche bestärken, bei welchen man noch ein Beispiel des ursprünglichen, die höhere Form aus der niedrigeren hervorbildenden Prozesses vor Augen zu haben scheint, indem zu jener höheren hier nur erst einige Individuen gelangen, während die übrigen in der niedrigeren für immer stecken bleiben.

Diese Vorgänge sind aber auch deßhalb merkwürdig, weil sie dem Begriffe der Anpassung oder Anbequemung an gegebene Lebensverhältnisse und Daseinsbedingungen, von welchen H. Häckel in dem citirten Capitel handelt, weit mehr zuwider, als entsprechend sind, indem sie beweisen, daß es noch ganz andere Ursachen der Entwicklung giebt, als die der Lage und Lebensbedingung, der Noth, des Bedürfnisses, des Dranges und Druckes, der äußeren Veranlassung und Nothwendigkeit. Ein Thier, welches für das Leben im Wasser organisirt ist, so daß es darin ganz wohl fortbestehen, sich darin auch fortpflanzen kann, hat keinen äußeren Anlaß, wird durch Nichts gedrängt und gezwungen, sich auf das Land zu begeben und sich zu diesem Behufe in ein lungenathmendes Thier zu verwandeln. Der Trieb und Act der Fortbildung und Höherstellung ist hier von der Lage des Thieres ganz unabhängig; wir stoßen hier auf eine frei von innen heraus gehende idealistische Lebensäußerung, sei es, daß diese durch die schöpferische Einwirkung einer höheren Macht bewirkt sei oder ganz nur auf sich selbst beruhe. So dunkel der eigentliche Grund der Sache sein möge, so viel ist klar, daß sie nicht mechanischer und ideeles nothwendiger Art ist, vielmehr ein von den gegebenen Umständen freies Vorwärtsgehen der Natur beurkundet, durch welches eine der Idee nach schon vorausgesetzte höhere Entwicklungsstufe erreicht werden soll.

Der Axolotl bietet uns endlich auch ein hübſches Bild und Analogen des nur einem kleinen Theile nach ſich zum Höheren erhebenden, zu einer demgemäßen Metamorphoſe geneigten und fähigen Menſchengeſchlechtes dar. Das Chriſtenthum ſpricht von einem alten und einem neuen Adam oder Menſchen, von einer weſentlichen Wiedergeburt und Umwandlung, von einem neuen, geiſtig erhöhten Leben im Gegenſatze des alten, in die Materie verſunkenen; dazu ſeien wohl Alle berufen, nur Wenige aber auserwählt. Die große Maſſe der Menſchen gleicht jener in ihrem Waſſer ruhig fortlebenden, unverwandelt bleibenden Majorität von Kiemenmolchen; jene edleren Seelen hingegen, denen es um eine höhere Exiſtenz zu thun iſt und die darnach mit allen Kräften ringen, entſprechen der geringen Anzahl dieſer Art von Thieren, die ſich an's Land begeben und mit denen eine demgemäße Verwandlung vor ſich geht. Das Chriſtenthum ſtellt bekanntlich auch eine Metamorphoſe (Verklärung) des leiblichen Menſchen in Ausſicht. Es iſt hier, wie nicht ſelten auch ſonſt, als ob uns die Natur in ihren niedrigen Geſtaltungen und Lebensprozeſſen die höchſten und letzten in der Entwicklung der Dinge im Voraus bildlich darſtellen wolle.

3.

Die Neubildung des Gehirnes bei Thieren.

Seit 1822 hat Flourens gezeigt, daß es bei verſchiedenen Thieren möglich ſei, einen ganzen Gehirnlappen wegzunehmen, ohne daß der Tod erfolgt. Er ging noch weiter: er öffnete den Schädel von Katzen und Kaninchen und nahm das Gehirn heraus; die Thiere lebten noch ein Jahr nach dieſer Operation. Leben ohne Gehirn iſt alſo möglich, nur verlieren die Thiere ihre Sinne und ihre Verſtandeskräfte und ſind auf den Zuſtand einfacher Automaten reducirt. Macht man das Experiment mit dem kleinen Gehirn, welches das die Bewegungen regulirende Organ iſt, ſo bewegt ſich das betreffende Thier nur nach dem Zufall fort, es gleicht einem Betrunkenen.

H. Veit von der Münchener Akademie hat ein noch merkwürdigeres Reſultat gewonnen. Er hat mehreren Tauben das Gehirn

weggenommen und nach einigen Monaten hatte sich dasselbe erneuert; es war wieder gewachsen.

Nach Wegnahme des Gehirnes, sagt dieser Physiolog, stecken die Tauben ihren Kopf unter einen Flügel und bleiben unbeweglich, die Augen sind geschlossen. Das dauert einige Wochen. Dann erwachen die Thiere aus ihrem anscheinenden Schlaf, öffnen die Augen und beginnen zu fliegen, vermeiden dabei alle Hindernisse und entwischen denen, welche sie greifen wollen. Es ist somit klar, daß sie dann wieder sehr gut sehen und hören. Einige solche wurden 5 Monate nach der Operation getödtet, und es fand sich in der Hirnschale eine weiche Masse, die gänzlich von dem Aussehen und der Consistenz der weichen Gehirnmasse und zudem auch in zwei Gehirnlappen (lobi cerebri) getheilt war. In jeder der beiden Hemisphären bemerkte man eine kleine Stelle, die mit Flüssigkeit gefüllt war und zwischen beiden eine Scheidewand (septum). Die Masse bestand aus primitiven, zweimal gewundenen Nervenfasern und aus unzweifelhaften Ganglienzellen. So hatte sich denn das Gehirn innerhalb einiger Monate neugebildet und das neue Organ seine vollständige Thätigkeit entfaltet."

Es drängt sich hier die Frage auf: Welche Kraft ist es, welche das Gehirn, dieses zwar nicht zum Leben überhaupt, wohl aber zu einem mit Verstand, Befähigung zur Sinneswahrnehmung und freier Selbstbewegung verbundenen Leben nöthige Organ erzeugt?

Ist es eine blind wirkende Kraft, wie kann diese ein so künstlich und zweckmäßig eingerichtetes Organ, wie das Hirn ist, hervorbringen? Ist es aber eine intelligente Kraft, so steht dies in auffallendem Widerspruch mit der Intelligenzlosigkeit des Geschöpfes, welches man gehirn- und damit verstandlos gemacht und zur Maschine degradirt hat.

Und so ist man veranlaßt, sich auch hier wieder jene psychische Duplicität vorzustellen, die man so viel Ursache hat, bei der Menschenseele anzunehmen*) Die Psyche des Thieres ist mit dem Gehirn nicht ebenfalls hinweggenommen; sie ist, wiewohl in einem aus dem

*) Hierüber soll näher in einem nachfolgenden Werk gehandelt werden.

wachen Leben zurückgedrängten, latenten Zustande, gleichwohl noch da; es ist ihr nur derjenige Theil ihres Bewußtseins und ihrer Thätigkeit geraubt, der an das Gehirn gebunden ist. Und um sich auch wieder in den Besitz dieses Theiles zu setzen, erzeugt sie sich, wie sie es ursprünglich bei dem Entstehen des Organismus gethan, das wichtige Organ von Neuem. Wider die einfache Identität des Gehirns und der Seele sträubt sich, wie so viele andere, auch diese physiologische Thatsache; sie spricht für das Vorhandensein eines besonderen Princips im Verhältniß zum Hirne auch bei dem Thiere. Die Seele ist dem Gehirne vorausgesetzt; sie ist nicht Produkt des Gehirns oder bloße Funktion des Organes, sondern das Gehirn ist ihr Geschöpf.

4.

Kameel, Rennthier, Esel und Kuhbaum.

Eine Wundergruppe, namentlich in Beziehung auf eine merkwürdige, ja unbegreifliche Milch- und Fetterzeugung.

Es wird unserm Zwecke entsprechen, eine Gruppe von wundersamen Gegenständen und Thatsachen aus dem Thier- und Pflanzenreiche zu betrachten, wo sich eine Verbindung von Eigenschaften und Befähigungen zeigt, welche den „gesunden Menschenverstand" entschieden beleidiget und von der materialistischen Denkweise und Wissenschaft unserer Tage schwerlich anerkannt werden würde, wenn man sie läugnen könnte.

So giebt es erstlich einige Thiere, die eine erstaunliche, zum Theil fabelhaft scheinende Genügsamkeit und Entbehrungsfähigkeit besitzen, in den dürrsten, unfruchtbarsten Gegenden zu existiren vermögen, ja dazu wie geschaffen sind, bei einem hohen Grade von Armuth und Mangel an Kost und Erfrischung nicht nur leben und sich fortpflanzen, sondern auch durch das, was sie leisten und was sie stofflich erzeugen und liefern, höchst schätzenswerth sind, sich namentlich durch eine vorzügliche Milchproduktion und theilweise noch überdies durch eine besondere Fettanhäufung auszeichnen.

Ein ſolches iſt erſtlich das Kameel, dieſes „Schiff der Wüſte", wie es der Araber nennt, welches für die Sand- und Steppenländer Aſiens und Afrikas auch wirklich ganz berechnet und organiſirt zu ſein ſcheint und dem Araber ſo nöthig, als dem Lappländer das, ebenfalls zu dieſer Gruppe gehörige, Rennthier iſt. Es giebt nichts Genügſameres und Mäßigeres, als das Kameel, und wir würden uns ſeine Tugenden umſonſt zum Muſter nehmen, da es uns nicht gegeben iſt, ihm in dem Betreffe auch nur entfernt ähnlich zu ſein. Es nimmt mit der allerſchlechteſten Koſt vorlieb, ja kann des Fraßes und Trunkes lange völlig entbehren. Es nährt ſich namentlich von den dürren, holzigen, dornigen Wüſtengewächſen; es frißt mit Behagen die eiſenfeſten, 5 Zoll langen Stacheln der Mimoſen; es kann mit ſteinharten Dattelkernen gefüttert werden; ein Weidenkorb ſoll ein noch immer ganz gutes Eſſen für daſſelbe ſein. In der Hitzezeit frißt es 40 Tage lang faſt gar Nichts. Dazu kann es auch außerordentlich lange durſten; es werden Zeiträume von 8—20 Tagen angegeben. Kalmucken, Kirgiſen, Buräten beſitzen Trampelthiere, die es in den ärmſten Sandwüſten aushalten und ſich mit ſalzigen und bittern Kräutern begnügen. Bei den Buräten und Mongolen erträgt dieſes Thier den langen Winter ohne Obdach und nährt ſich im Schnee von Weiden und Zwergbirken.

Schon das für ſich allein ginge in's Unbegreifliche und Unglaubliche; nun aber betrachte man eine zweite Eigenheit, die ſich damit gar nicht reimen läßt! Dieſes ſo kümmerlich lebende Geſchöpf liefert eine Milch, die ſo fett iſt, daß man ſie mit Waſſer verdünnen muß, um ſie genießen zu können. Man kann von ihr ausſchließlich leben und ſich dabei Jahrhunderte lang erhalten. Jene abgelebten Greiſe der Mauren, von denen man angiebt, daß ſie an die 300 Jahre oder noch älter geworden, hatten in ihrem langen Leben ſelten etwas Anderes als Kameelmilch genoſſen.*).

Dazu kommt noch eine große Seltſamkeit, der Höcker des Kameeles, der eigentlich nichts Anderes, als ein auf dem Rücken ange-

*) James Riley, Schickſale und Reiſen an der Weſtküſte und im Inneren von Afrika 1815.

brachtes Fettmagazin ist. Bei dem Trampelthier findet sich sogar eine doppelte Anhäufung der Art.

Läßt sich etwas für unseren Verstand Widerspruchvolleres und Ungereimteres denken? Und doch stehen wir hier auf dem Boden der erfahrungs- und beobachtungsmäßigen Wahrheit und Wirklichkeit.

Ein zweites Wesen so paradoxer Art ist das den kältesten Gegenden des Nordens als eben so große Wohlthat zugetheilte Rennthier. Viele Nationen leben fast ausschließlich von ihm. Es wird zahm in großer Menge gehalten, liefert Nahrung und Kleider, wird als Zug-, Last- und Reitthier benutzt, zieht namentlich den Schlitten, läuft über den ungebahnten Schnee und bedarf keines Obdaches und Stalles und keiner Fütterung, indem es seine Nahrung sich selbst verschafft. Es genügen ihm die wenigen Gewächse, die ihm Lappland, Grönland, Spitzbergen, Nowaja-Semla, überhaupt die Länder des hohen Nordens darbieten, wo es heimisch ist. Die Rennthierheerden, welche das Glück und den Reichthum jener Völkerschaften des Nordens ausmacher, sind in Folge dieser Eigenschäften wunderleicht zu erhalten. Sie kommen niemals unter Dach, suchen ihr Futter sich selbst und leben im Winter von Flechten, die sie sich aus dem Schnee hervorscharren. Und trotz dem ist auch dieses Geschöpf des Fettwerdens und der ausgezeichnetsten Milcherzeugung fähig. Wenn es abmagert, so geschieht dies nicht der Kälte und armseligen Nahrung wegen; es sind die von Insekten verursachten Wunden und Beulen Schuld, womit es im Frühling und Sommer bedeckt zu sein pflegt. Im Herbste ist es wohlgenährt und sein Fleisch gut und schmackhaft; die von der Plage der Oestruslarven freien Thiere sind nach John Franklin jedesmal feist; die Männchen haben nach St. King im October eine 3—6 Zoll hohe Fettlage unter der Rücken- und Schenkelhaut. Das Fleisch des Rennthiers wird seiner Fettigkeit wegen dem des Hirsches vorgezogen. Die Milch ist sehr dick, hat einen sehr guten Geschmack, wird schon durch ein geringes Schütteln zu schneeweißer Butter, giebt einen guten Käse und ist äußerst nährend, so daß man nur geringe Quantitäten davon genießen kann. Der Lappländer, der nicht am Seestrande

wohnt, lebt faſt einzig von Rennthiermilch, worin er oft eine Art von Sauerampfer kocht.

Auch der Eſel iſt ein nicht nur ſehr dienſtbares und duldſames, ſondern auch genügſames Thier, das ſich mit dem ſchlechteſten Gras und Heu, mit Kleien und ſtachligen Kräutern begnügt. Dabei fehlt es auch hier nicht an vorzüglicher Milch, indem die Eſelsmilch ſehr nahrhaft und ein bekanntes Heilmittel für Schwindſüchtige iſt.

So finden hier im thieriſchen Organismus treffliche Erzeugungen Statt, zu welchen doch, ſo viel man ſehen kann, die Bedingungen fehlen; es iſt eine Art von Schöpfung aus Nichts; man kann ſich namentlich über jene Fülle der trefflichſten und nahrhafteſten Milch bei ſo elender Nahrungsweiſe und ſo widerſtreitenden klimatiſchen und örtlichen Naturverhältniſſen nicht genug verwundern.

Einen analogen Gegenſtand bietet endlich auch das Pflanzenreich dar; es iſt der ſogenannte Kuhbaum (Galactodendron), ein ſchöner, ſtarker, hoher Baum mit faſt fußlangen Blättern und einer fleiſchigen Frucht von der Größe unſerer Wallnüſſe. Sein durch Bohren oder Schneiden verwundeter Stamm liefert überdies in reichlichem Maße eine wohlriechende und wohlſchmeckende, ſüße, weiße, klebrige, nahrhafte Milch, welche die Neger trinken, indem ſie Maisbrod oder Maniokbrod eintunken. A. v. Humboldt giebt folgende Beſchreibung: „Am dürren Abhang eines Felſen wächſt ein Baum mit dürren, zähen Blättern. Seine dicken, holzigen Wurzeln haben Mühe, in das Geſtein einzudringen. Mehrere Monate des Jahres befruchtet ihn kein erquickender Regen; die Aeſte ſcheinen deßhalb abgeſtorben und vertrocknet. Bohrt man aber den Stamm an, ſo entfließt ihm eine milde, nährende Milch. Bei Sonnenaufgang gewährt er die meiſte; es kommen dann die Bewohner von allen Seiten mit großen Näpfen zu dieſer gemeinſchaftlichen Kuh und melken ſie. Manche trinken den duftigen Saft gleich aus; Andere nehmen ihn mit, um damit ihre Kinder zu erquicken."

Was wird und kann auch hier wieder der Materialismus ſagen, um uns eine ſo ſeltſame Sache begreiflich zu machen? Wie kommt gerade ein unter ſo ungünſtigen und ſtofflich mangelhaften Um-

ſtänden wachſender Baum dazu, eine ſolche Fülle trefflicher Milch zu liefern?

5.

Die Myſtik der Pflanzenwanderung.

Eine ſehr wunderſame, aber wiſſenſchaftlich anerkannte Thatſache iſt dieſe, daß ſich beſtimmte Pflanzen an beſtimmte Menſchenſtämme und Völkerſchaften anſchließen, ſich da, wo dieſe weilen, in beſonderem Grade mehren, ja ſogar — worauf wir hier den Ton legen — den Ziehenden, Wandernden von ſelber ſympathetiſch nachfolgen, ſo nehmlich, daß ſie ſich an den von der Heimath entfernten Orten, wo ſich Jene aufhalten, freiwillig einſtellen. Die großen Völkerzüge, die ſich im Mittelalter von Aſien aus dem mittleren Europa zuwendeten, werden uns noch jetzt durch das Vordringen aſiatiſcher Steppenpflanzen bezeichnet, wie der Kochia nach Böhmen und Krain, des tatariſchen Meerkohles durch Ungarn und Mähren hin. Den Zigeunerzügen aus Aſien her folgte der über ganz Europa verbreitete Stechapfel, der von dieſem Volke häufig ausgeſät und angewendet wurde, aber auch ungefordert neben den Wohnungen zum Vorſchein kam. Nach den Befreiungskriegen zeigte ſich an vielen Stellen, wo ſich Koſaken gelagert hatten, eine Gänſefußpflanze, die ſonſt nur am Dnieper heimiſch; die Zackenſchote verbreitete ſich mit den ruſſiſchen Heereszügen durch Deutſchland bis Paris. Der Indianer in Nordamerika pflegt unſeren Wegebreit die Fußſpur des Weißen zu nennen. In Braſilien, wie in Europa, ſagt St. Hilaire, ſcheinen gewiſſe Pflanzen dem Menſchen auf dem Fuße zu folgen und bilden die Spuren ſeiner ehemaligen Gegenwart. Oft habe ich mit ihrer Hülfe mitten in den Wüſten die Stelle einer zerſtörten Hütte aufgefunden. Europäiſche Pflanzen haben ſich in Braſilien überall angeſiedelt, wo Coloniſten ſeßhaft geweſen oder nur ihr Lager aufgeſchlagen. Ueberall trifft man das Veilchen, den Beifuß, den Fenchel, mehrere Storchſchnäbel, unſere Malven und Camillen und unſere Gänſediſtel; und unſere in die Ebene des Rio

de la Plata und Uruguay eingeführten Artischocken bedecken jetzt unermeßliche Landstriche.

Für natürlich, begreiflich, in rationeller Weise faßlich und erklärbar pflegt nur das zu gelten, wobei eine Vermittlung, ein Zusammenhang äußerlicher Art vorhanden, nachweisbar oder doch wenigstens denkbar ist. So wie dies wegfällt, ist eine Wundermystik da, von welcher jedoch der gemeine Verstand, der in unseren Tagen so ausschließlich auch in der „Wissenschaft" dominirt, Nichts wissen will. Eine solche dringt sich nun gleichwohl in den wundersamen Erscheinungen der Pflanzenwanderung auf.

Käme etwas der Art bloß in Mythen, Legenden, Volkssagen, alterthümlichen Schriften vor, wie vernehm abweisend würde unsere rationalistische und materialistische Wissenschaft darauf niedersehen; wie viel würden sich aufgeklärte Leute darauf zu Gute thun, daß sie darüber hinaus seien, an so alberne Märchen zu glauben! Hier werden sie zum Glauben gezwungen; hier stehen wir auf dem festen Boden moderner Naturkunde; hier springt mitten im Bereiche der bekanntesten, anschaulichsten und greiflichsten Realität ein thatsächliches, zur Anerkennung nöthigendes Wunder hervor, welches in pure Rationalität im Sinne und Geiste unserer Zeit wohl nimmermehr aufzulösen sein möchte. Denn wie wollte man eine so geheimnißvolle, sympathetische, sogar von freien Stücken ohne alle äußere Uebertragung und Verpflanzung von einem Land und Welttheile zum anderen, selbst über den Ocean hin, erfolgende Pflanzenwanderung in beliebter „wissenschaftlicher" Art erklären, alles Mystischen entkleiden und so dem „gesunden Menschenverstande" einleuchtend machen! —

VI.

Die mosaische Schöpfungsgeschichte und die Wissenschaft.

Häckel kommt auch auf die mosaische Schöpfungsgeschichte zu sprechen, die er selbstverständlich verwirft, der er aber doch schöne Concessionen machen zu müssen glaubt. Er rühmt den wahrhaft großartigen, einfachen und natürlichen Ideengang, der sie durchziehe und der so vortheilhaft gegen die bunte Schöpfungs-Mythologie anderer Nationen und Religionen absteche. Zwei große und wichtige Grundgedanken der „natürlichen Entwicklungstheorie", wie sie heutigen Tages existire, seien es, die uns hier mit überraschender Klarheit entgegentreten: der Gedanke der Differenzirung oder Sonderung der ursprünglich einfachen Materie und jener der fortschreitenden Entwicklung und Vervollkommnung. Diese Ideen hätte die alte Urkunde somit jedenfalls anticipirt, was immer schon wunderbar und merkwürdig genug wäre. Gerügt wird von dem Materialisten natürlich der Umstand, daß „die Bildungsthätigkeit eines gestaltenden Schöpfers" angenommen wird, daß die biblische Darstellung nicht so atheistisch, wie Herrn Häckel's „natürliche Schöpfungsgeschichte" ist. Die ursprünglich einfache Materie geht nach Ersterer nicht von selbst in differente Beschaffenheiten über, was man sich auch gar nicht denken kann; das Blinde, Todte, Rohe, Formlose, was am Anfang vorhanden ist, schreitet da nicht von selbst so zweckmäßig und künstlerisch von Stufe zu Stufe fort, daß eine immer vollkommenere Gestaltung, eine immer höhere Geistigkeit zu Tage tritt, es ist vielmehr ein großes, göttliches Schöpferwort, welches dieses sonst in der That unbegreifliche Wunder wirkt. Davon freilich weiß die Wissenschaft, wie sie diese Herren für sich allein in Anspruch

nehmen, Nichts und will Nichts wiſſen, da ſie ſonſt, wie ſie meinen und lehren, unwiſſenſchaftlich, d. h. vernünftig würde.

Vielleicht jedoch kommt eine Zeit, wo man auf den Grund moderner Forſchung und Erkenntniß hin auch dieſe alte Anſicht anerkennen und bewundern wird. Stoff und Wort, d. h. göttlich geiſtiges Weſen und Einwirken auf den an ſich ungeſtalten und keiner Geſtaltung fähigen Stoff, ſind nach bibliſcher Lehre die beiden Principien und Elemente der Weltentſtehung; zuletzt tritt das Wort ſelbſt in eigener voller Perſon in die Welt ein, womit die Geneſis des neuen Menſchen und die abſolute Vollendung des großen, Natur- und Menſchheit umfaſſenden Schöpferwerkes ihren Verlauf zu nehmen beginnt. In dieſem Augenblicke beſtehen unſere Negativen noch darauf, von den zwei allgemeinen Gegenſätzen, die durch ihr Zuſammenwirken die Weltentwicklung verurſachen, nur die eine, die materielle Seite gelten zu laſſen, und dieſer Alles beizumeſſen, auch das, was beſonnener Weiſe nur der anderen zugeſchrieben werden kann." Die philoſophiſche Natur und Nothwendigkeit des bibliſchen Dualismus hat übrigens ſchon Göthe erkannt und in ſeiner Weiſe ausgedrückt. Man müſſe, ſagt er, bei Betrachtung des Vorhandenen eine vorhergegangene Thätigkeit zugeben und, um eine Thätigkeit zu denken, ihr ein ſchickliches Element unterlegen, worauf ſie wirken könne, müſſe ſich zuletzt dieſe Thätigkeit mit dieſer Unterlage zuſammen als immerfort zuſammen beſtehend vorſtellen. Dieſes „Ungeheuere" trete uns dann, perſönlich gefaßt, als Gott entgegen, „als Schöpfer und Erhalter, welchen zu verehren und zu preiſen wir auf alle Weiſe aufgefordert ſind."

VII.

Zur Sittengeschichte der Gegenwart,

die junge Generation Amerika's und Europa's

betreffend.

Ein besonders erschreckendes Phänomen der Gegenwart, da es eine noch schlimmere Zukunft in Aussicht stellt, ist die Entartung und Verwilderung der Jugend.

In Nordamerika haben die Aerzte beobachtet, daß bei den Yankeeknaben unter 14 Jahren sehr häufig der Säuferwahnsinn vorkommt. Zu Richmond in Indiana leidet ein 10jähriger Knabe am delirium tremens. Aus San Franzisco wird gemeldet, daß sich die weiße Jugend damit beschäftige, den Chinesen Cayenne-Pulver in die Augen zu werfen. Was werden dabei die Chinesen denken?*)

Diese Dinge liegen örtlich weit ab von uns und scheinen uns wenig anzugehen. Dem Beobachter und Kenner der eigenen Umgebungen wird sich der sittengeschichtliche Zusammenhang, der hier zwischen den beiden Hemisphären Statt findet, gleichwohl nur allzu deutlich aufdringen. Was namentlich die Trunksucht betrifft, so habe ich selbst, der ich sehr eingezogen lebe und wenig aus dem Hause komme, Scenen wahrgenommen, die mich mit Staunen, Trauer und Sorge erfüllten. Ich sah z. B. vor Kurzem zu einem Thore Würzburgs hinein zu gleicher Zeit drei blutjunge Bürschchen schleppen, die so total berauscht waren, daß sie Besinnung und Sprache verloren hatten und auf keinem Fuße mehr stehen konnten, so daß Mehrere zusammen Mühe hatten, ein solches weit mehr als „viehisch" gewordenes Menschenwesen vom Flecke zu bringen. Die Kleider dieser betrunkenen Knaben waren durch Fallen in Straßenkoth und Pfützen

*) Globus von Andree. Sept. 1870. Bd. XVI. Nr. 5. S. 80.

beſchmutzt. Die Leute blieben ſtehen und ſahen mit Kopfſchütteln dieſen Vorgang an.

Es wäre noch mehr zu ſagen; es iſt beſonders der völlige Mangel der Jugend an Achtung und Ehrfurcht vor allem menſchlich und göttlich Höherem, was den denkenden Betrachter mit Schrecken und böſer Ahnung erfüllt. Ich könnte da Manches erzählen, was mir zu Ohren gekommen, will aber nur bei dem ſtehen bleiben, was ich mit eigenen Augen wahrgenommen. Ich brauche auch nicht auf die Urſachen eines ſo tiefen Sinkens der europäiſchen und europäiſch-amerikaniſchen Jugend einzugehen. Sie liegen in der vorherrſchenden Richtung einer mit ſo viel Negation und Oppoſition erfüllten Zeit, in dem allgemeinen Gange einer in der Auflöſung begriffenen Cultur, die, wie ſie im Aeußern fortſchreitet, im Innern nur mehr und mehr in Barbarei verſinkt. Phraſen zu machen, ſich beliebter Schlag- und Scheltwörter zu bedienen, durch einſeitige Darſtellungen zu blenden, wie ſo Viele thun, iſt nicht ſchwer; es gehört wenig Kopf, Wiſſen und Bildung dazu. Anders aber ſehen die Dinge aus, wenn Erfahrung, Ernſt und Beſonnenheit ihre Betrachtungen anſtellen; wenn die Thatſachen ſelber ſprechen, ſie, die eben zu dieſer Zeit immer lauter und lauter ihre Stimme erheben.

Zusätze,

den Materialismus,

seine Beurtheilung in der antimaterialistischen Literatur

und

seine innere Geschichte betreffend.

A. Der Materialismus von verschiedenen Standpunkten aus ungünstig beurtheilt.

Zu Nr. I.

1.

Dem Materialismus und der von ihm beherrschten und durchdrungenen Naturwissenschaft unserer Tage stehen erstlich jene entschiedenen Gegner und Ankläger, jene Denker und Philosophen im besseren, deutschen Sinne des Wortes entgegen, welche eine höhere, geistigere Auffassung der Dinge lieben und fordern und in der materialistischen Weltanschauung nur eine tadelnswerthe Verirrung des Zeitgeistes sehen. So, wenn Delff erklärt: 'es bedürfe einer Reformation unserer Begriffe, welche unwahr seien, so ferne sie mechanisch sind; und wenn er der Naturwissenschaft den Vorwurf macht, daß sie keineswegs durch die Erscheinung in's Innere dringe, daß sie vielmehr von einem materiellen Momente zum andern, von einer Wirkung zur andern flüchte, bloß, um der Ursache zu entgehen. Das sei der exclusive Standpunkt der Peripherie, der, bei seinem Mangel an allem Wesen, allem wahrhaft Begründenden, eben deßhalb auch der Mangel an aller Wahrheit sei. Die geistigen Grundlagen des Lebens machen sich, diesem Denker zu Folge, nicht weniger, als die sinnlichen Dinge, als positive Wahrheiten geltend — ein Satz, dem wir aus voller Ueberzeugung beistimmen. Der Materialismus ist ihm „das Antichristenthum der Philosophie";

denn dieſer Denkart gelte das irdiſch Materielle für das einzig Wirkliche und wahrhaft Seiende, während die Philoſophie*) darin nur ein abgeleitetes, ſecundäres, ja abbildliches Reelle, hingegen das Ur-Reelle und wahrhaft Seiende in dem Geiſtigen und Ideellen erblicke. „Daher denn auch nur der Gläubige Philoſoph iſt und jeder Ungläubige ein entwickelter oder unentwickelter Materialiſt.“

In derſelben Art ſtellt Julius Frauenſtädt die Forderung, daß die Wiſſenſchaften von ihrer Verflachung und Verarmung an geiſtigem Gehalte zur philoſophiſchen Vertiefung zurückkehren ſollen. Es thue Noth, daß die ſich über alle Maßen breit machenden, die Philoſophie verachtenden Naturwiſſenſchaften von dem hochmüthigen Wahne ablaſſen, ſie hätten es mit dem wahrhaft Reellen zu thun; daß ſie demüthig würden und einſehen lernten, daß die Erſcheinungen und ihre Relationen, womit ſie es zu thun haben, nicht das wahr- und weſenhaft Seiende ſind. Mögen ſie, ſagt er, immerhin fortfahren „im Endlichen nach allen Seiten hinzugehen“**); nur ſollen ſie aufhören, am Endlichen zu kleben und es für das allein Wahre zu halten.

2.

Wir ſind hier veranlaßt, auch einen Blick auf jene eigenthümliche Zeiterſcheinung zu werfen, der man den Namen **Spiritismus** gegeben. Man verſteht darunter nicht bloß einen gewiſſen magiſchen Verkehr mit der Geiſterwelt; einige Freunde deſſelben bemühen ſich, **eine eigene, neue, weltwichtige Religion** daraus hervorzubilden, von der ſie alle Rettung, alles Heil und Glück, deſſen die Menſchheit, namentlich die jetzt lebende, bedürftig und fähig iſt, erwarten und in prophetiſche Ausſicht ſtellen. Indem ſie nun dieſen Spiritismus enthuſiaſtiſch vertreten und anpreiſen und ihm die überſchwänglichſten Prädicate geben, ſtellen ſie zu gleicher Zeit den herrſchenden **Materialismus**, dieſen extremen Gegenſatz ihrer eigenen

*) Im Sinne Delff's, ſomit eine ganz andere, als die Häckel'ſche, von welcher oben S. 15 f. die Rede war.

**) Nach Göthe.

Denkart und Tendenz, mit den ſchwärzeſten Farben dar. So namentlich in der Schrift: „Der Spiritismus der Gegenwart“ **), wo mit durchgeführter Nebeneinanderſtellung und Characteriſirung der beiden Extreme, wovon wir jedoch nur die eine Seite und Reihe herausfaſſen wollen, folgende Sätze formulirt werden.

Materialismus iſt Negirung Gottes als Perſon, giebt höchſtens ein weſenloſes General-Agens zu.

Materialismus iſt in Folge deſſen Negirung unſerer ſelbſtbewußten Fortexiſtenz nach dem irdiſchen Ableben.

Materialismus iſt in weiterer Folge Inanſpruchnahme und Anſpornung all unſerer Kräfte für Ausbildung und Ausnutzung des materiellen Genuſſes hier auf Erden.

Materialismus ſchreitet ſonach nothwendig aus, kennt nicht Maß noch Ziel, iſt unerſättlich, erzeugt Uebergenuß.

Materialismus iſt die Geburtsſtätte des kraſſeſten Egoismus.

Materialismus iſt die Erniedrigung des Menſchen unter das Thier.

Materialismus iſt die Schändung unſeres eigenen Ich.

Materialismus iſt die Auflöſung der menſchlichen Geſellſchaft.

Materialismus iſt Untergang, Tod, Verweſung.

Die nicht ohne Leidenſchaft geführte Sprache, die hier vernommen wird, iſt die Spitze des die geiſtigen Intereſſen und Principien repräſentirenden Gegenſatzes unſerer Zeit; und man wird es nicht läugnen können, daß eine ſolche durch das tendenziös outrirte, ſo häufig mit Luſt und Liebe verletzende und empörende Benehmen der Propheten des Materialismus geräuſchvoll und übermuthig genug herausgefordert worden iſt.

Auch der Verfaſſer des in Rede ſtehenden ſpiritiſtiſchen Buches blickt ängſtlich auf die Dinge hin, die uns die kommenden Tage zu bringen drohen. Wir leben in einer Zeit, ſagt er, „wo alle Grundpfeiler des ſocialen Verbandes angemorſcht und unterwühlt erſcheinen,

**) Wien. Markgraf und Müller. 1868. Vergl. Gülden ſtubbe, Poſitive Pneumatologie. Stuttg. 1570. S. 8.

und wo wir einem Zuſtande entgegeneilen, der Nichts weniger, als Alles, was dem Menſchen lieb und theuer und heilig geweſen, in Frage ſtellt." Es iſt dies, wie man ſich erinnern wird, faſt wörtlich daſſelbe, was wir in der Vorrede einem Artikel der Augsb. Allg. Zeitung entnommen haben. Worauf nun obiger Autor ſein Vertrauen und ſeine Hoffnung ſetzt, das iſt „ein in Folge göttlicher Begnadigung von jetzt an mächtigeres Aufflackern des Geiſtes in der Menſchennatur;" der von ihm entwickelte und empfohlene Spiritismus wird als „der diagonalſte Gegenſatz des Materialismus", als „deſſen Todfeind in Urſprung, Zweck, Tendenz und Endziel", und „ihn zu bekämpfen, zu vertilgen, auszurotten, zu exſtirpiren", als „das dem Spiritismus inwohnende eigenſte und heiligſte Attribut" bezeichnet. „Der Geiſt muß ſiegen; denn die Zeit ſeiner Herrſchaft iſt gekommen." Der Spiritismus „weiht eine ganz neue Epoche weitgreifendſter Umwälzung in allen irdiſchen Angelegenheiten, Verhältniſſen und Lebensweiſen ein"; er löſt die ſociale Frage, realiſirt den ewigen Frieden, gründet das Reich Gottes, das Paradies auf Erden. Ob derſelbe, wie er hier explicirt wird, die Menſchheit wirklich in dem Grade zu befriedigen und zu beglücken fähig und beſtimmt ſei, muß die Zukunft lehren. Das Eintreten einer dem Geiſte die entriſſene Ehre, Kraft und Macht zurückgebende Epoche iſt auch unſer angelegentlichſter Wunſch. Affirmation und Religion des Geiſtes mit der Aufgabe und Abſicht, alles Irdiſche und Sinnliche ſpirituell zu veredeln, zu erhöhen und zu verklären, iſt übrigens ſchon das Chriſtenthum; und es bedarf in dieſer Hinſicht keines neuen Princips, ſondern nur einer neuen Entwicklung des mit dem Chriſtenthume ſchon ſeit ſo vielen Jahrhunderten in die Welt getretenen.

3.

So alſo lauten die Urtheile auf Seiten der abſoluten Gegnerſchaft. Es iſt aber noch Etwas zu erwähnen, was man nicht ohne Ueberraſchung wahrnimmt. Es ſcheint nehmlich dem Materialismus von Seiten ſeiner eigenen Freunde und Anhänger eine, wenn auch nur erſt relative und partielle Oppoſition zu erwachſen. In der Zeit-

ſchrift: „Das Ausland“*) ſteht ein Aufſatz: „Zur Würdigung des Materialismus unſerer Tage“. Es wird dieſem hier ein großes Verdienſt zugeſchrieben, indem er den unnützen Speculationen der deutſchen Philoſophen ein Ziel geſetzt, den verderbt herrſchenden ſcholaſtiſchen Unſinn ausgeſetzt, ſtatt der Deduktion die Induction geltend gemacht ꝛc. Es werden auch beſtimmte Sätze formulirt, welchen, der angeklagten Philoſophie gegenüber, eine nothwendige, bleibende Geltung vindicirt wird, worauf wir, als zu weit abführend, hier nicht näher eingehen können. Unter den Vertretern und Verbreitern des modernen Materialismus wird L. Büchner, der bekannte Verfaſſer von „Kraft und Stoff“ hervorgehoben und belobt; es ſei ihm gelungen, ſich in Deutſchland ein Beifall gebendes, ſeine Schriften fleißig leſendes Publicum zu verſchaffen; ſeine Bemühungen hätten ſehr vortheilhaft gewirkt ꝛc. Man hat es hier, wie man ſieht, mit keinem principiellen Gegner und Bekämpfer des Materialismus zu thun; und das iſt es, was wir vor Allem feſtſtellen wollten. Nun kehrt aber der Schreiber dieſes Aufſatzes eine andere Seite jener Denkart und ihrer Effekte und Conſequenzen heraus, die er trotz ſeiner Zuſtimmungen recht gut erkennt und bemißt. Es ſind die moraliſch-praktiſchen, geſellſchaftlich eingreifenden Folgen, die ihn bange machen. Dem Durchgebildeten, ſagt er, bringe die materialiſtiſche Lehre keine Gefahr; es werde ſich bei einem Solchen, wenn er ſich ihr zuwende, in ſeinen Anſichten über den ſittlichen Beruf des Menſchen nichts ändern. Wohl aber lauere hinter derſelben eine bedauerliche Irreleitung des Halbgebildeten, der die neuen Erkenntniſſe nicht zu beherrſchen verſtehe. Dieſer werde durch ſie vor ſich ſelbſt erniedriget und zu einem Mechanismus ohne höhere Würde, worin ſich nichts, als eine Verwandlung chemiſcher Spannkräfte beobachten laſſe, herabgeſetzt. „Erniedriget nur“, ruft der Verfaſſer, „den Menſchen vor ſich ſelbſt, und ſein ganzes Dichten und Trachten wird ſich nothwendig dem Genuſſe zukehren. Der Menſch glaubt dann“, ſo heißt es weiter, „frei über ſich

*) Vom 12. November 1869.

verfügen zu dürfen, da er ja doch Nichts weiter, als ein Gemiſch von Stoffen mit den ihnen anhangenden Kräften ſei. Die traurige Zunahme von Selbſtmorden ſteht ganz gewiß in innigem Zuſammenhange mit der unvorſichtigen Ausbreitung der materialiſtiſchen Lehren unter den halbgebildeten Klaſſen. Daß die Büchneriſchen Schriften zu einer ſo bedauernswürdigen Erſcheinung viel beigetragen haben, iſt ganz ſicher."

Wir danken dem Herrn Verfaſſer für dieſe aufrichtige Sprache, die zu dem, was wir ſelbſt ſchon bemerkt und beigebracht, eine ſo evidente Beſtätigung hinzufügt. Man wird auch hier wieder erkennen, daß die Gefahr, in welche die Menſchheit auf dem eingeſchlagenen Wege gerathen iſt, eine außerordentlich große und auf's Ernſtlichſte zu erwägende iſt. Wie unſchuldig und harmlos dagegen, wenn auch noch ſo ungenügend und unfruchtbar, waren jene älteren Verſuche des Menſchengeiſtes, denkend und begreifend in das Weſen der Dinge zu dringen und ſich ſo das große, dunkle Welträthſel zu löſen! Mit dieſem iſt auch die materialiſtiſche Wiſſenſchaft nicht in's Reine gekommen; und haben wir, worauf man einen ſo übertriebenen Werth zu legen pflegt, auch einige nicht unbedeutende Fortſchritte in der äußerlichen Kenntniß und Benützung der Dinge gemacht — wiegen ſie wohl die tiefen Störungen und Zerrüttungen in unſerem Denken, Glauben und Geſinntſein, die ſchmachvolle Entwürdigung des Menſchen vor ſich ſelbſt, die ſtumpfe Verzweiflung an allem Beſſeren und Höheren, die gefährliche Verwilderung der ethiſchen und ſocialen Zuſtände auf, womit wir durch jene Richtung und Anſchauungsweiſe theils ſchon zur Stunde ſo reich geſegnet ſind, theils, wenn dem Unheil nicht zu ſteuern iſt, in noch vollkommenerem Grade geſegnet zu werden, die unzweifelhafte Ausſicht und Gewißheit haben? —

Es iſt im Bereiche der Forſchung und Wiſſenſchaft, gebildetem Brauche gemäß, jeder Anſicht erlaubt, ſich auszuſprechen und gemeinſamer Annahme zu empfehlen, wofern ſie logiſche, empiriſche, faktiſche, ſpeculative Gründe für ſich ins Feld führen kann; ſelbſt die bloße Vermuthung, die noch auf ſchwachen Füßen ſtehende Hypotheſe iſt nicht ausgeſchloſſen. Auch dem Materialismus ſtand es frei, ſich

wiſſenſchaftlich zu präſentiren und zu entwickeln; und hätte er ſich nur ſtrenge innerhalb dieſer Grenzen gehalten, ſo träfe ihn keine ſo ernſte Anklage, ſo ruhte kein ſo ſchwerer Fluch auf ihm. Allein es hat ihn gefreut, ſich aus dieſem Heiligthum heraus in die profane Welt zu ſtürzen; ſich zum Hebel der Umwälzungen zu machen, die man in Religion, Staat und Societät anſtrebt; in dieſer Abſicht ſo weit, als nur immer möglich, um ſich zu greifen, mit ſeinen Behauptungen und Darſtellungen auch in die Menge und Maſſe zu dringen und dieſer recht gründlich und wurzelhaft all ihren Glauben an höhere Dinge und all ihre Ehrfurcht davor zu entreißen; ihr Seele, Geiſt, Gott, Leben nach dem Tode nebſt Allem, was damit weſentlich zuſammenhängt, zu einer verächtlichen Illuſion und Chimäre zu machen, die zu hegen und zu bekennen man ſich ſchämen müſſe, deren ſich jeder kluge, zu dem fortgeſchrittenen, erleuchteten Zeitbewußtſein gereifte und erwachte Kopf denn auch bereits völlig entledigt habe. In dieſem Sinne ſind unſere Herren Materialiſten bethätigt und ſuchen ſich und ihre Sache ſo populär zu machen; in dieſem Sinne ſchreibt namentlich Herr Büchner ſeine Bücher und Journalartikel, zieht Herr Vogt als Miſſionär des Materialismus im Land umher und hält ſeine berüchtigten Vorträge. Sie thäten es vielleicht nicht — wir wollen es zu ihrer Ehre glauben — wenn ihnen klar und deutlich genug der ganze Gräuel der Verwüſtung vor Augen ſtünde, der auf dieſem Wege unfehlbar angerichtet wird. Scheint es doch faſt, als wolle ſelbſt dieſen Wortführern der Partei endlich ein Licht aufgehen, das ſie zur Einlenkung mahne. Der erwähnte Aufſatz führt eine Aeußerung Büchner's an, die er in Beziehung auf Hermann Scheffler's „Körper und Geiſt" gethan und welche dahin geht, daß Materialismus und Idealismus keine ſo geſchworenen Feinde ſeien, als man zu meinen pflegt, und daß die materialiſtiſche Anſchauung durchaus nicht in der Verwerfung gewiſſer Hoffnungen des religiöſen Glaubens gipfele, ſondern „daß für ſie nur die damit zuſammenhängenden Fragen eben ſo außerhalb des Bereiches jeglicher Erfahrung liegen, wie für jede andere wiſſenſchaftliche Richtung." Der Verfaſſer des Artikels wünſcht, daß Herr Büchner ſeine Schriften ſtets mit ſolchen Erklärungen ver

ſehen hätte. Sie wären dann freilich minder populär geworden; denn was der Menge zuſagen ſoll, das darf nicht weiſe, maßvoll, ſchonend gehalten ſein; aber ſie hätten dann auch weniger Unheil geſtiftet.

B. Hirn und Seele.

Zu Nr. IV.

Ueber die Beſtimmtheit, mit welcher in Frankreich und Deutſchland von der Nicht-Exiſtenz eines von Körper, Hirn, Nervenkraft verſchiedenen Seelenprincips, als von einer wiſſenſchaftlich ausgemachten und feſtſtehenden Wahrheit, geſprochen wird, beſchwert ſich mit ſtarkem Ausdruck Prof. Schröder van der Kolk in der Schrift: „Seele und Leib“*). Er führt dabei Aeußerungen an, wie die von Jahn in Friedreich's Magazin**): „Die Naturwiſſenſchaft, die ernſte, kalte Richterin, zerſtört die kindlichen Träume, ſo hold ſie auch ſeien, und ſo ſehr ſie auch die Gläubigen erfreuen und beſeligen mögen. Wahrheit iſt es, daß das, was Seele heißt, Nichts iſt, als die Thätigkeit des Gehirnes und überhaupt der höheren Gebilde des Nervenſyſtemes; daß das Hirn denkt, wie der Magen verdaut, das Ohr den Schall, das Auge das Licht aſſimilirt; daß es demnach mit einem eigenen, freien Seelenweſen Nichts iſt, Nichts mit ſeinem Freiwerden im Tode und Nichts mit dem Jenſeits, jener transcendenten Schäferwelt“ ꝛc. Eine ähnliche Sprache, wie dieſer Letztere, führt Dr. A. Mayer in ſeiner Schrift: „Zur Seelenfrage“***). Er iſt einer derjenigen Phyſiologen, welche Kant's Lehre, die Idealität von Raum, Zeit und Cauſalität, als die allein wahre Theorie betrachten. Nicht aber einem beſonderen Seelenweſen kommen, ſeiner Behauptung nach, jene dem vorſtellenden Subjecte inwohnenden Formen der Anſchauung und des Verſtandes zu, ſondern den Zellen der grauen Hirnſubſtanz. Die ſoge-

*) Braunſchweig 1865. S. 15. 26 ff.
**) 1830. Heft 3. S. 75.
***) Mainz 1866.

nannte Psychologie fällt hiernach als besondere Wissenschaft weg und hat nur noch einen Theil der Physiologie auszumachen; der Glaube an eine Psyche (Seele, eigenthümlich principielle Ursache der geistigen Thätigkeiten) ist nichtig und als eine aus der Märchenzeit der Menschheit stammende Vorstellung endlich einmal aufzugeben. Eine solche Sprache kann der Ignoranz imponiren; hören wir aber ernste, redliche Fachmänner, die ihr ganzes Leben der Erforschung der betreffenden Gegenstände geweiht, so erfahren wir, daß dieselben in wissenschaftlicher Beziehung noch zur Stunde mit tiefer Nacht bedeckt sind, und daß zu so keken, entscheidenden Erklärungen, wie die angeführten sind, nicht der mindeste objektive Grund vorhanden ist. Man sehe z. B., was der berühmte Dr. Griesinger in seiner Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten*) für merkwürdige Geständnisse macht. „Was das Vorstellen eigentlich sei, d. h. was dabei im Gehirne vorgeht, weiß Niemand". — „Wüßten wir auch Alles, was im Gehirne bei seiner Thätigkeit vorgeht; könnten wir alle chemischen, elektrischen ꝛc. Prozesse bis in ihr letztes Detail durchschauen, was nützte es? Alle Schwingungen und Vibrationen, alles Elektrische und Mechanische ist doch immer noch kein Seelenzustand und kein Vorstellen. Wie es zu diesem werden kann — dies Räthsel wird wohl ungelöst bleiben bis an's Ende der Zeiten; und ich glaube, wenn heute ein Engel vom Himmel käme und uns Alles erklärte, unser Verstand wäre gar nicht fähig, es zu begreifen." Den Materialismus, „der die allgemeinsten und werthvollsten Thatsachen des menschlichen Bewußtseins über Bord werfen möchte, weil sie sich nicht im Gehirn mit Händen greifen lassen" erklärt Griesinger für völlig unfähig, „eine wirkliche Auskunft über das Geschehen in der Seele zu geben." „Die elementaren Vorgänge in den Nervenmassen", bemerkt er, „werden wohl, besonders wenn man sich dieselben, wie Viele thun, als wesentlich elektrische denkt, nothwendig höchst einfache, in Plus und Minus bestehende, bei allen Menschen immer identische sein. Wie könnte aus ihnen allein und unmittel-

*) Stuttgart 1861 und 1867.

bar die unendliche Mannichfaltigkeit der Vorstellungen, Gefühle, Willensrichtungen nicht nur der einzelnen Menschen, sondern ganzer Jahrhunderte hervorgehen!" So denken und sprechen wahre Forscher, die stets bescheiden sind und denen Nichts ferner liegt, als jene Willkür und jener Uebermuth, womit man beliebige Meinungen und modische Ansichauungen zu objectiven Wahrheiten stempelt, denen Niemand, bei Strafe grenzenloser Verachtung, widersprechen darf.

Leipzig. Druck von Giesecke & Devrient.

Ac 9175
18

Der

Zukunftsidealismus

der Vorwelt,

namentlich

was die auf die christlichen Dinge bezüglichen Ahnungen, Seherblicke, Erwartungen, Mysterienbilder und anticipirenden Religionsculte des druidischen, römischen, griechischen, phönizischen, ägyptischen und amerikanischen Alterthums betrifft.

Nachgewiesen und in's Licht gesetzt

von

G. Fr. Daumer,
Professor.

(Nebst einer zeitgeschichtlichen Zugabe betreffend den „deutschen Mercur" und die „altkatholische Reformbewegung".)

Historisches Institut der Universität Leipzig
Seminar für alte Geschichte
WE 613
WE
Ded. R 2274
D 1071
I 71

Regensburg.
Verlag von A. Coppenrath.

1874
Institut für Kultur- und Universalgeschichte Universität Leipzig

Die Mythologie führt uns in Werkstätten von Ideen und Formen hinein, deren ganze Anlage und Einrichtung noch ein geschichtliches Räthsel ist.

K. Otfr. Müller.

UNIVERSITÄTS
BIBLIOTHEK
LEIPZIG

89-8-3742
D
Mn I 13.12.89
Gb 45
1

Vorwort.

Das hier zur Sprache kommende Thema habe ich ſchon vor Jahren zu behandeln begonnen; ſo namentlich, um noch Früheres zu übergehen, in der 1859 zu Münſter erſchienenen Schrift: „Die dreifache Krone Roms,“ welche großentheils mythologiſchen und archäologiſchen Inhalts iſt, und worin ich beſonders den Herakles-Mythos als eine, was ſeine erſte, reine Grundlage betrifft, ideelle Anticipation des Chriſtenthums, „eine poetiſche und mythiſche Fata Morgana chriſtlicher Wahrheit und Wirklichkeit“ darzuſtellen verſucht. Es hat dieſem Unternehmen nicht an günſtigen Beurtheilungen gefehlt. Neueſtens habe ich mich vorzugsweiſe mit der Geſchichte des Marienglaubens und Mariendienſtes beſchäftiget,[1]) wobei ich auf die ſeltſamen Sagen von Chartres, wo man eine Virgo paritura verehrte, und von da aus zu weiteren Unterſuchungen über derartige Erſcheinungen innerhalb des vorchriſtlichen Alterthums hingeleitet wurde. Es geſtaltete ſich auf dieſem Wege eine

[1]) Ein Werk über dieſen Gegenſtand hoffe ich in einiger Zeit dem Drucke übergeben zu können.

besondere Abhandlung, die ich hier dem Publicum mitzutheilen mir erlaube. Das ſachliche Intereſſe, welches dieſe Thatſachen in Anſpruch nehmen, iſt, meines Bedünkens, ſehr groß, ſo in Beziehung auf Mythologie und Alterthumswiſſenſchaft, als in Betreff der chriſtlichen Religionsgeſchichte und Theologie. Wie meine Behandlung ausgefallen, darüber ſteht mir ſelbſt kein Urtheil zu. Nur ſo viel ſei mir noch zu ſagen erlaubt! Es gehen auf dieſem Wege ganz neue, mächtig überraſchende Lichter auf; manches große, ſonſt unlösbare Räthſel entſchleiert ſich; und nur auf dieſe Weiſe dürfte es möglich ſein, zu einem genügenden Verſtändniß des vorchriſtlichen Alterthums zu gelangen und zwiſchen dieſem und der chriſtlichen Weltzeit einen Zuſammenhang herzuſtellen, der bei der gewöhnlichen Behandlung der betreffenden Gegenſtände noch gänzlich fehlt. Der wahre Forſcher verſchmäht Nichts, was ihm irgendwie Licht zu geben verſpricht; und ſo hoffe ich, daß es auch dieſem Verſuche nicht ganz an einer von denkenden Männern und Gelehrten dieſes Charakters geſchenkten Aufmerkſamkeit fehlen werde.

Inhalt.

Seite

1. Die Sagen von Chartres. Die Virgo paritura der Druiden. Entsprechende Funde. Bekehrung der Bevölkerung. Bischof Fulbert 1
2. Uebergang zu ausgedehnteren Forschungen 2
3. Der den messianischen Weissagungen der Hebräer analoge Idealismus und Prophetismus des heidnischen Alterthums. Virgil's Idylle. Die Weissagung des Nigidius Figulus. Die „messianischen Geburtswehen" der Rabbinen 4
4. Eleusis und die Eleusinien. Der neue Gott derselben, Jakchos genannt, und die Jungfrau-Mutter Kore-Persephone. Der athenisch-eleusinische Triumphzug 5
5. Nähere Nachweisungen über den eleusinischen Gott und seinen Namen. Einschlägige hebräische Prophetenstellen 6
6. Eumolpos, Euangelos, Keryx, eleusinische und andere Priestergeschlechter 8
7. Der gestörte Verklärungsproceß der eleusinischen Mythologie und Symbolik. Demophoon, mythischer Repräsentant der alten, verderbten Menschennatur. Die zürnende und trauernde Demeter und ihre Feste. Die finstere und barbarische Seite des griechischen

Alterthum. Die kriegerische Natur der Eleuſiner; in welchem Sinne ſie es geweſen. Triptolemos, der dreifache Krieger . 9
8. Tiefreligiöſer Sinn und Charakter der eleuſiniſchen Geheimniſſe. Ihr Gegenſatz zur allgemeinen griechiſchen Volksreligion. Grund der Geheimhaltung. Die drei Götterherrſchaften der griechiſchen Mythologie, Uranos, Kronos, Zeus; dazu ein luſtiger Herr und König, deſſen Geburt und Wachsthum in den Myſterien dargeſtellt und gefeiert wird. Das Grab des alten Zus auf Kreta. Zeus als Greis; anderwärts Zeus als Knabe und Jüngling, identiſch mit dem Jakchos der Eleuſinien 12
9. Einige andere Mythen, der von Demeter und Demophoon ähnlich. Athene und der Erdmenſch Erichthonios 14
10. Die Sibyllen. Kirchliche Benützung ihrer Ausſprüche. Marianiſche Ideen und Prophezeiungen dieſer Seherinnen . . . 15
11. Die Fortuna primigenia von Präneſte und Rom mit dem Jupiter im Schooße. Jupiter puer, der Wunderknabe der Eleer, Soſipolis geheißen, mit der Eileithyia zuſammen verehrt, und das erſcheinende Weib mit dem Knaben an der Bruſt. Die Nymphe Nais zu Megalopolis mit dem Zeus als Säugling . . . 17
12. Die Bona Dea der Römer. Höchſte Reinheit und dennoch Mutter 20
13. Die Thesmophorien der Griechen. Die Kalligeneia. Die Ariſto, Kalliſto, Themiſto und Megiſto der attiſchen und arkadiſchen Culte 21
14. Die Kore-Perſephone. Widerſpruchsvolle Auffaſſung derſelben. Prädicate, Beinamen. Erklärung der Namen Perſephone und Perſephatta: die Vernichterin des Todes 22
15. Die arkadiſche Deſpoina. Das Wunderroß Arion. Der Titan Anytos. Die Kore als Vollenderin 24
16. Dieſelbe ein Weſen von der großartigſten Bedeutung, das kraft dieſer Bedeutung in die fernſte Zukunft reicht. Erinnerung an die Apokalypſe 24
17. Beſchreibung einiger antiker Vaſen, auf welchen Orpheus in der Unterwelt und die Perſephone in merkwürdigem Lichte dargeſtellt . 25
18. Ino-Leukothea, Albunea, Mater Matuta. Die Leukothea Homers, die mitleidige Retterin in Meer und Sturm. Ino im Mythus des Athamas. Erklärung deſſelben aus dem phöniziſchen

(Semitischen). Der Widder des Phrixos und das sündentragende Gotteslamm 26

19. Die Culte von Bubastos und Castabos. Parthenos und Hemithea 29

20. Britomartis, die süße Jungfrau, Diktynna, Aphaia, Hekate. Auch wieder eine Jungfrau-Mutter der Zukunft mit anticipirtem Cult 30

21. Hekate insbesondere; Widerspruch in der Auffassung und Darstellung ihres Wesens. Prophetische Bedeutung desselben . . . 31

22. Iris-Hekate 33

23. Die Himmelskönigin der israelitischen Frauen in Aegypten. Die Kollyridianerinnen in Arabien, zusammenhängender Cult. Die Astarte der Zidonier und Karthager, ein jungfräuliches Wesen ohne unzüchtigen Dienst, Virgo Coelestis, Urania u. s. w. . 33

24. Die Aeneassage. Die Aphrodite Aineias und der fromme Dulder der Zukunft. Ein phönizisch-trojanischer Cult mit prophetischer Grundlage. Verbreitet sich westwärts bis nach Sicilien und Latium. Aphrodite und Aeneas zusammen verehrt. Aphrodite ist hier die asiatisch-afrikanische Urania, Cölestis, Astarte. Die Erycina Siciliens 34

25. Die homerische Aeneassage verglichen mit einer Stelle im Jesaias. Aeneas der fromme Leidende, aus Noth und Tod Gerettete, Erhöhte, Verklärte und sein ewiges Reich, ein zukunftsidealistisches Prophetenbild. Askanios, Alba Longa, Rom . 36

26. Rückblick auf ältere Behandlungen des Themas dieser Schrift. Lafitau 39

27. Schlußwort 40

Anhang.

1. Zu §. 1 Gallische Alterthümer 45
2. Zu §. 4 ff. Das tarische Feld. Und nochmals Persephone . 46
3. Zu §. 8. Die Aloiden 46
4. Ein altägyptisches Kruzifix 47
5. Die altamerikanischen (indianischen) Kreuzverehrungen . . 48
6. Der Marianismus des alten Amerika 55
7. Verschiedene in das Thema dieser Schrift merkwürdig und auffallend einschlagende Mythen, Symbole, Bauten und Bildnereien der amerikanischen Urbewohner 57

Druckfehler:

S. 39 Z. 19 statt: lang, dauernd lies: lange dauernd.

Der Zukunftsidealismus der Vorwelt.

1.

Es giebt in Frankreich eine von Alters her ganz beſonders marianiſche und in dieſer Beziehung ſagenreiche Stadt; es iſt Chartres, lat. Carnutum, civitas Carnotum, Carnotena genannt. Die Marienkirche daſelbſt iſt einer der älteſten Wallfahrtsorte Frankreichs; die Tradition behauptet ſogar, das Gnadenbild dieſes Heiligthums ſei ſchon vor Chriſti Geburt von den Druiden in einer Höhle aufgeſtellt und auf's Höchſte verehrt worden. Es war ein antiципirender Cult; man hatte die Weiſſagung eines künftigen, von einer Jungfrau zu gebärenden Weltheilandes. Das druidiſche Bild war thronend, gekrönt, mit dem Kinde auf dem Schooß, man nannte es Virgo paritura, die Jungfrau, die gebären wird. Man erinnert ſich dabei leicht der Worte des hebräiſchen Propheten: „Der Herr ſelbſt wird euch ein Zeichen geben: Siehe, die Jungfrau wird ſchwanger werden und einen Sohn gebären, den wird ſie heißen Gott mit uns (Immanuel)."[1] Bilder der Art hat man in Frankreich in der That verſchiedene entdeckt. So fand man zu St. Lomer bei Blois zwölf Schuh tief ein Thongefäß in Geſtalt eines Bienenkorbes; das enthielt drei kleine, weibliche Bilder, von welchen eines eine Frau darſtellte, die auf einem Lehnſtuhl ſaß, bekleidet, mit ſtarken, geſcheitel-

[1] Iſ. 7, 14.

ten Haaren und einem Kind auf dem Schooß. Eine ähnliche Figur fand man zu Arles; sie unterschied sich von jener bloß durch einen Aufsatz auf dem Haupte und die am Fuße des Stuhles lateinisch geschriebenen Worte ISTILLV, so wie durch die Lage des Kindes, das an ihrer Brust zu trinken schien. Aehnliche Bilder sah Montfaucon. Was das bienenkorbähnliche Gefäß betrifft, so läßt sich an die runden, gleich einem solchen Korbe geformten Kirchen der Gallier erinnern, welche kuppen hießen.[1])

Was Charites betrifft, so wird weiter erzählt: es seien hierher als Apostel der christlichen Urzeit Savinianus und Potentianus gekommen und hätten den Einwohnern verkündiget, daß die von ihnen schon vorläufig so hoch verehrte Jungfrau nunmehr in der That existire, nämlich zu Jerusalem; und sie hätten es geglaubt, dorthin sogar eine Gesandtschaft gesendet und ihr, die sie schon im Voraus zu ihrer Königin bestimmt, die Herrschaft förmlich angetragen. Das alte Druidenbild hätte dann die christliche Weihe empfangen und der Cultus in dieser Form rechtmäßig fortgedauert. Maria hätte sich dann auch in der ihr so besonders geweihten und zugethanen Stadt durch zahllose Wunder verherrlicht. Ein äußerst gnadenreiches soll sie namentlich an dem Bischof Fulbert daselbst verrichtet haben, der im eilften Jahrhundert lebte. Derselbe, ein eifriger Marienverehrer, hat sich um diesen Cult große Verdienste erworben, die zu seiner Zeit abgebrannte Gnadenkirche mit großen Kosten wieder aufgebaut, ein Werk de laudibus Mariae verfaßt und das Fest Mariä Geburt in seiner Diöcese eingeführt. Als er an jener schrecklichen Krankheit des Mittelalters, dem „heiligen Feuer," litt und in heftiger Fieberglut und großen Schmerzen gefährlich darniederlag, soll er eine Erscheinung der heiligen Jungfrau gehabt haben und von ihr auf eine überschwänglich liebreiche und süße Weise erquickt und geheilt worden sein.[2])

[1]) Vgl. Mone, Geschichte des Heidenthums. Leipz. u. Darmst. 1826. II. S. 374. 350. 383 f.

[2]) Gumpenberg S. J., Atlas Marianus. München 1672 Nr. X. Mandeck, Calendarium Benedictinum zum 10. April. Viele andere Quellen führt Gumpenberg an.

2.

Die im Vorstehenden erwähnten Traditionen haben mich nun, wie schon erwähnt, veranlaßt, auf die Mythen und Culte des vorchristlichen Alterthums näher einzugehen und auf diese Weise darzuthun, daß was man von dem vorläufigen Marienbienst zu Chartres erzählt, so unglaublich oder gar absurd, als es Manchem scheinen mag, keineswegs ist; daß die druidische Virgo paritura nicht einzeln steht, sondern auch in anderen alterthümlichen Religionen, griechischen, römischen, phönizischen u. s. w. ihre Parallelen und Analogien hat, und daß ein solcher Gegenstand der Verehrung, wie ihn das katholische Christenthum in seiner Muttergottes besitzt, bereits längst vor seiner persönlichen Existenz in divinatorischer und visionärer Weise erkannt, ersehnt, erwartet, sogar in förmlichen Religionsculten ausgeprägt worden ist. Man wird nicht sagen können, es seien dies Ideen, Symbole, Mythen, Gottesdienste gewesen, die den christlichen Dingen im Grunde ganz fremd waren und nur eine zufällige Aehnlichkeit damit hatten. Es steht dem entgegen, daß die Alten ihre unserer Maria entsprechende Jungfrau, Mutter, Gottesgebärerin eben so, wie den von ihr zu gebärenden König, Gott, Heiland, als eine zukünftige Erscheinung — selbst im Gegensatze zu der damals bestehenden Ordnung der Dinge in Religion, Staat, Leben — dargestellt haben. Die Menschheit sehnte sich, was ihren besseren und edleren Theil betrifft, nach solchen Erscheinungen; die Seher und Propheten des Alterthums schauten sie im Geiste und verkündeten sie. Und so war der Idee nach schon Manches vorhanden, was erst nachher zu historischer Wirklichkeit wurde — wie die Sache denn auch von jeher innerhalb des Christenthums und der Kirche selbst betrachtet und zu einem Beweisgrunde der christlichen Wahrheit gemacht worden ist. [1])

[1]) Vgl., was in dieser Beziehung Möhler, Symbolik, S. 81 der 4. Ausg., Dieringer, Lehrbuch der kathol. Dogmatik. Mainz 1847, S. 322, unter dem Titel: „Die göttliche Anbereitung für die Erlösung." und Andere bemerkt haben. Ausführlich gerechtfertigt habe ich meine Auffassung und Andeutung heidnischer Religionsculte und Mythen schon in meiner Schrift: „Die dreifache Krone Rom's."

3.

Daß meſſianiſche Weiſſagungen und Erwartungen, wie die der altteſtamentlichen Propheten, der vorchriſtlichen Menſchheit auch ſonſt nicht fremd waren, iſt eine jedenfalls unläugbare und hinlänglich bekannte Thatſache; es beweiſt dies namentlich die merkwürdige Idylle Virgil's an Pollio, welcher eine Prophezeiung der cumäiſchen Sibylle zu Grunde liegt. Sie ſpricht von einem neuen, göttlichen Weltherrn und dem glückſeligen Friedensreiche, welches unter ſeiner Herrſchaft erblühen werde;[1]) das Gemälde gleicht in der auffallendſten Weiſe jenem bibliſchen, nur daß die ſpecielle Beziehung auf das jüdiſche Volk wegfällt. Dazu kommen noch andere, nicht weniger frappante Spuren des Vorhandenſeins ſolcher Ideen im Heidenthume. Als ſich z. B. im Jahre 63 vor Chriſtus zu Rom der Senat verſammelt hatte, fand ſich C. Octavius ſpäter, als gewöhnlich ein, und entſchuldigte ſich mit der eben erfolgten Geburt eines Sohnes. Da rief Nigidius Figulus, ein Freund des Cicero und myſtiſch gelehrter Mann:[2])

Münſter 1859, S. 105 ff., unter der Aufſchrift: „Bibliſche und kirchliche Rechtfertigungsgründe in Beziehung auf die in dieſer Schrift eigene Auffaſſung des Heidenthumes."

[1]) Magnus ab integro seclorum nascitur ordo —
Jam nova progenies coelo demittitur alto.
Ille deûm vitam accipiet —
Pacatumque reget patriis virtutibus orbem —
Aggredere o magnos, aderit jam tempus, honores
Cara deûm suboles, magnum Jovis incrementum —
Aspice, ven turo laetentur ut omnia saeclo.

Man wird hier unwiderſtehlich an die meſſianiſchen Prachtſtellen des Jeſaias erinnert: „Denn ein Kind wird uns geboren, ein Sohn wird uns gegeben; und es ruhet die Herrſchaft auf ſeiner Schulter und man nennet ihn Wunder, Berather, ſtarker Held, ewiger Vater, Friedensfürſt" u. ſ. w. Cap. 8, 5. „Und es ruhet auf ihm der Geiſt Jehova's, der Geiſt der Weisheit und der Klugheit, der Geiſt des Rathes und der Kraft, der Geiſt der Erkenntniß und der Furcht Jehova's." Cap. 11, 1 u. ſ. w.

[2]) Ueber ihn ſ. Preller, Röm. Mythol. Berlin 1865, S. 765 und die dort citirte Literatur.

„Wohlan, so ist dir der geboren, der über uns Alle König und Herr sein wird.“ Dadurch wurde die Versammlung um so mehr in Bestürzung gesetzt, da schon seit einiger Zeit das Gerücht ging, die Natur bereite sich, einen König zur Welt zu bringen, wie ihn die Sibylle verkündiget habe. Die Senatoren befahlen hierauf, daß kein Vater in diesem Jahre sein Kind, der Sitte gemäß, von der Erde erheben und erziehen solle; und nur der Einfluß derjenigen unter ihnen, deren Frauen in Hoffnung waren, vereitelte die Ausführung dieser Maßregel.[1]) Schon hier treffen wir eine dem bethlehemitischen Kindermord entsprechende Barbarei. Während man einerseits dem großen Ereignisse mit freudiger Spannung entgegensah, wurde es andrerseits als staats- und religionsumwühlend gefürchtet und zu vereiteln gesucht. Immer aber wurde doch geglaubt, daß Etwas der Art im Anzug sei.

Als kreißend, in einer Art von Geburtsarbeit begriffen, um einen höheren und besseren Zustand der Dinge hervorzubringen, dachten sich das Universum auch die Rabbinen. Sie sprachen namentlich von messianischen Geburtswehen, חבלי המשיח worauf sich Matth. 24, 8. das ἀρχὴ ὠδίνων bezieht.

4.

Die Mythen und Culte der Alten, mit deren Erklärung sich unsere Gelehrten so viel Mühe geben, werden sich niemals befriedigend ausdeuten lassen, wenn man den Zukunftsideen des Alterthums nicht die erforderliche Aufmerksamkeit schenkt. Diese Ideen prägten sich, wie gesagt, zum Theil auch in förmlichen Culten aus, solchen besonders, die sich im Gegensatze zu den allgemeinen und öffentlichen in geheimnißvolle Hüllen bargen, deren Beziehung auf etwas Künftiges sich aber gleichwohl deutlich genug verräth, wie bei den attischen Mysterien der Fall, wo schon die Namen Eleusis und Eleusinien, von ἐλεύθω, kommen, gebildet,[2]) bedeutsam sind. Hier wurde ein Gott

---

[1]) Sueton., Octav. 94. Dio Cassius, 45, 1. Freinshemii supplement. Livian. Lib. LXVII. in hoc. Lib. CII. c. 89, 90.

[2]) Eleusis, Eleusin, die berühmte Mysterienstadt, zweihundert Stadien von Athen entfernt, mit dem großen Einweihungstempel, der auch selbst Eleusis

oder Gottmenſch gefeiert, der Jakchos hieß und deſſen Geburt, Wachsthum, Auftreten dramatiſch dargeſtellt und mit Jubel begrüßt wurde. Er ſollte ein Sohn der Demeter oder der Perſephone ſein, in beſtimmtem Unterſchied von dem Dionyſos der öffentlichen, profanen Volksreligion, der als Sohn der Semele galt und allerdings zuweilen auch jenen Namen erhielt. Auf einer alten Vaſe iſt die Rückkehr der Kore aus der Unterwelt zu den obern Göttern dargeſtellt, denen ſie den neugebornen Jakchos entgegenträgt. In dieſer Kore — ſo hieß bekanntlich Perſephone — haben wir auch eine Jungfrau und Jungfrau-Mutter; denn dieſe Göttin, über die wir weiterhin noch beſonders handeln werden, möchte wohl nicht umſonſt ganz vorzüglich dieſen auffallenden Namen führen.[1]) Nach dem Jakchos war der feſtlichſte Tag der großen Eleuſinien benannt. Man zog nach mehrtägigen Opfern und Sühnungen in feierlicher Prozeſſion mit Fackeln, Geſängen u. ſ. w. von Athen nach Eleuſis; der Weg dahin hieß der heilige. Das fackeltragende Bild des neugebornen, nun aber, wie man ſich vorſtellte, zum Jüngling gewordenen Gottes führte die Prozeſſion und wurde als der Stern geprieſen, der die Eingeweihten zur heiligen Feier an die eleuſiniſche Bucht führe, wo in den folgenden Nächten die Berge von den Geſängen der Feſtfeiernden wiederhallten, die Wellen des Meeres von ihren Fackeln wiederglänzten.

Es ſind über dieſen intereſſanten Gegenſtand die allerbeſtimmteſten Zeugniſſe des Alterthums zur Hand, die uns, wenn auch die

---

hieß. Pauſanias nennt noch andere eleuſiniſche Heiligthümer und Culte in Griechenland; ſo I, 14 zu Athen; III, 20 auf dem Berge Taygetos in Lakonien; VIII, 14 bei den Pheneaten in Arkadien; IX, 4 zu Platää; IX, 24 in Böotien am See Kopais, ſchon vor ſeiner Zeit untergegangen. Die betreffenden Feſte führten den Namen Eleuſinien, Ἐλευσίνια; man hatte deren zweierlei, die großen und die kleinen. Auch einen Heros Eleuſis hatte man. Daß der Begriff des Kommens in dieſer Religion eine Hauptrolle ſpielte, ſpringt in die Augen. —

[1]) Κόρη. Κόρη iſt der allgemeinſte Name, unter welchem Perſephone verehrt wurde. Auch ἄδμη κόρη, zarte Jungfrau, ſelbſt in Verbindung mit dem furchtbaren Gotte der Unterwelt, dem man ſie zugeſellte, wird ſie genannt. Den Namen Cora behielten, wie Inſchriften beweiſen, ſelbſt die Römer bei; ſo: Deo Baccho, Cereri et Corae. — Deo Libero et Cereri et Corae. Creuzer, Symb. III, S. 327 der 2. Ausgabe.

5.

nähere Ausdeutung ein unausgesprochenes Geheimniß blieb, immerhin so viel Licht geben, als wir brauchen, um nicht in unsicherem Dunkel zu tappen. So sagt z. B. Arrian: „Die Athener verehren einen anderen Dionysos, als den Sohn der Semele, nämlich einen Sohn des Zeus und der Kore; und das Jubellied der Geweihten, Jakchos genannt, gilt diesem und nicht dem thebanischen.“ [1]) Also ein Sohn des höchsten Gottes und der Jungfrau, jener Jungfrau par excellence ist es, dem sie dieses Lied ertönen lassen. Und dieser, der Jakchos der attischen Mysterien, wird ausdrücklich als Säugling, als der an der Mutterbrust liegende Dionysos definirt. [2]) Es ist somit jedenfalls etwas erst noch Werdendes, noch nicht in seiner Vollendung, Machtfülle, Herrschaft Daseiendes gemeint. Darum ward er auch in einer Art von Wiege, λικνον, getragen; es war ein länglicher Tragkorb, die Priesterin, die ihn trug, hieß λικνοφορος, der in ihm getragene Gott selbst λικνιτης. Bochart hat den Namen Jakchos aus dem syrischen jacco erklärt, wonach er einen säugenden Knaben bedeuten würde. Dem sei, wie ihm wolle. Das Wort hängt in näherem Umkreise mit ιαχω, ιακχω, ιακχαζω, unserem jauchzen, lat. jocus zusammen; das kann von dem Namen des mit Jubel Begrüßten, oder umgekehrt dieser Name von dem Jubel, einem griechischen Hosianna, kommen. Im alten Testamente bieten sich Prophetenstellen, wie folgende, zur Vergleichung dar: „Frohlocke, Tochter Zions, jauchze, Tochter Jerusalems! Siehe dein König kommt zu dir, gerecht und siegreich“ u. s. w. [3]) „Singet Jehova ein neues Lied . . . es jauchzen die Wüste und ihre Städte, die Zeltdörfer, die Kedar bewohnt; es jubeln die Felsenbewohner, vom Gipfel der Berge her rufe man!“ [4]) Das war es, was man dort darstellte, nur mit Wegfall der nationalen Beziehungen.

---

[1]) Arrian., Exped. Alex. II, 16. Vgl. Diodor, III, 64: „Einen zweiten Dionysos soll Zeus nach der einen Sage mit Persephone, nach der andern mit Demeter erzeugt haben.“

[2]) Ιακχος Διονυσος επι τω μαστω. Suidas s. v.

[3]) Sacharja, 9, 9.

[4]) Jes. 42, 10 f.

6.

Die Stiftung des eleusinischen Cultus wird vorzugsweise dem Eumolpos zugeschrieben — ein offenbar bedeutsamer Name, den guten Sänger, den schön Singenden, den Evangelisten, so zu sagen, anzeigend; denn es ist fast wörtlich dasselbe. Kommt doch selbst ein noch identischerer Name vor; zu Ephesos wurde ein Heros Euangelos verehrt, und von einem Euangelos wurde zu Milet das γενος Ευαγγελιδων hergeleitet.[1]) Das Priestergeschlecht, welches die eleusinische Hierophantie erblich inne hatte, war das der Eumolpiden. Die Eingeweihten hießen sämmtlich „Mysten des Eumolpos." Der Hierophant war der erste Priester in Attika und ward oft mit dem Pontifex Maximus der Römer verglichen. Er hieß auch Mystagogos und Prophetes. Ein tadelloser Lebenswandel mußte ihn auszeichnen und ehrwürdig machen. Einen aus dem Geschlechte der Eumolpiden berief, nach Tacitus im IV. Buche seiner Geschichtsbücher, König Ptolemäus aus Eleusis nach Alexandria zum Vorsteher des Gottesdienstes. Denselben befragte er auch über einen Traum, worüber ihn die ägyptischen Priester keine Auskunft zu geben wußten. Einen ähnlichen Namen, wie dieses Geschlecht, führte ein anderes, welches sich im Besitze der Daduchie, der, nach der Hierophantie, bedeutendsten priesterlichen Würde befand; es war das der Kerykes, der Herolde. Ein Hierokeryx stellte den Götterboten Hermes dar. Damit halte man alttestamentliche Prophetenstellen, wie folgende, zusammen. „Wie schön sind auf dem Berge die Füße des Glücksboten, der Frieden verkündiget, gute Botschaft bringet, Heil verkündet, der zu Zion spricht: Dein Gott ist König!"[2]) So zielten auf beiden Seiten, der der alttestamentlichen Offenbarung, wie sie in unseren heiligen Schriften vor Augen liegt, und der des heidnischen Prophetismus, so weit auch ihn ein Strahl des höheren Lichtes erleuchtete, die Ahnungen, Vorbilder, Weissagungen und vorläufigen religiösen Veranstaltungen in oft überraschendster Harmonie auf die neue Revelation und Theophanie hin, welcher die Welt entgegenreifte, und für deren Em-

[1]) Vergl. Kanne, Pantheon S. 633.

[2]) Jes. 52, 7.

pfängniß und Verständniß auch auf Seiten des Heidenthums gesetzt sein mußte.

7.

Sehr bedeutsam scheint der in der eleusinischen Symbolik und Mythologie vorkommende gestörte Verklärungsprozeß zu sein. Demeter will den Demophoon, den Sohn des Königes Keleos, zum Gotte machen. Sie pflegt ihn, salbt ihn mit Ambrosia und legt ihn Nachts in die läuternde Flamme. Aber die Mutter stört das Werk. Die Göttin nimmt den Knaben aus dem Feuer und legt ihn auf den Boden — er gehört wieder der Erde an; es wird ihm nur Heroenehre zu Theil. Demeter befiehlt sodann, Tempel und Altar zu bauen, und lehrt den heiligen Dienst. Demophoon ist, wenn ich recht sehe, der mythische Repräsentant des Menschengeschlechtes. Dieses ist zu einer höheren, göttlichen Würde bestimmt. Es ist aber für jetzt noch nicht möglich, es dazu zu erheben. Die zu diesem Zwecke gemachten Versuche mißlingen; man hat es noch allzu sehr mit dem alten Menschen, diesem „alten Adam" zu thun, dessen Metamorphose eine höchst schwierige Aufgabe ist, wozu die hinreichenden Mittel und Kräfte noch nicht vorhanden sind. Da tritt wohl zuweilen aus der Masse etwas Ungewöhnliches, das gemeine Maß Ueberschreitendes hervor; es entstehen Heroen, wie sie das Alterthum nannte. Aber das Vollkommene, dem alterthümlichen Idealismus Genügende, ist auch dieses nicht. Dies wird, so scheint man sich die Sache gedacht zu haben, erst durch eine neue Offenbarung des Göttlichen, einen neuen Kraftguß von oben, eine neue Schöpfung ermöglicht, wie sie mit der Erscheinung des künftigen Gottes oder Gottmenschen in die Geschichte eintreten werde. Bei den Pheneaten in Arkadia legte am großen Jahresfeste der eleusinischen Demeter ein Priester die Maske der Göttin an und schlug mit Stäben τους επιχθονιους, die Irdischen, die schuldvollen Erdkinder, die Menschen der gegenwärtigen Weltperiode, die ihr Mißfallen, ihren Zorn erweckten.[1]) Diese Ceremonie ist höchst bedeutsam und erklärt uns Vieles. Demeter, die personifi-

[1]) Pausan., VIII, 15.

cirte Erdnatur, wurde als unzufrieden mit ihren bisherigen Erzeugnissen gedacht; sie wünscht bessere, edlere zu gebären; daher der Unmuth, die Trauer, die Sehnsucht, die einen so hervortretenden Charakterzug ihres Wesens bilden. Die fabelhaften Volkserzählungen und Dichtermythen geben verschiedene Gründe desselben an und lassen dadurch vermuthen, daß man den eigentlichen nicht mehr weiß. Nach einer solchen z. B. thut ihr Poseidon Gewalt an; darüber wird sie zur Erinnys oder Furie. Oder es ist der Raub der Kore, weßhalb sie trauert und zürnt. Aus diesem oder jenem Grunde birgt sie sich, in ein schwarzes Gewand gehüllt, in einer Höhle bei Phigalia; daher sie auch die Schwarze, μελαινα, heißt. Die Feste, die man ihr feierte, waren zum Theile Trauerfeste. So der zweite Tag der Thesmophorien, νηστεια, wo die Frauen fasteten und auf der Erde saßen; so das Fest des Verdrusses ἀναχθη, welches die Böotier im Monat Damatrios der Demeter Achaia, der Schmerzvollen, Betrübten feierten;[1]) wie sie denn auch Achtheia, die Kummergedrückte, hieß. Zu Eleusis setzt sich die Göttin auf den Felsen Agelastos, den Felsen des Nicht-Lachens, der Betrübniß. Was sie so schmerzlich empfindet, ist das ungerathene, schwer zu bändigende und zu bessernde Menschengeschlecht, welches sie zu tragen und zu dulden hat.

Jener Demophoon, dessen Metamorphose sie mit so wenig Erfolg versucht, ist seinem Namen nach der Volkswürger, der Menschenmörder, was sich wahrscheinlich auf die wilde, streit- und mordsüchtige Natur des Menschen bezieht, die sich durch die ganze Geschichte desselben ununterbrochen manifestirt. Die Griechen konnten sich in dieser Beziehung trotz der relativ hohen Cultur, durch die sie sich auszeichneten, keines besonderen Vorzuges rühmen. Sie berichten namentlich aus ihrer mythischen Vorzeit eine solche Fülle von Verbrechen, Schandthaten und Unmenschlichkeiten, daß man sich in eine Epoche absoluter Wildheit und Barbarei zurückversetzt glaubt. Man denke z. B. an die Geschichten von Tantalos, Pelops und dessen Söhnen Atreus und Thyestes, von welchen der Eine dem Anderen

[1]) Plutarch, de Is. et Os. 69. Vgl. Herodot, V, 61. Heiligthum der D. Achaia mit Weihen, errichtet von den Gephyrern in Athen. Nach Otfr. Müller wäre die Achaia die gute Göttin, die Bona Dea der Römer, von dem später bloß lakonischen χαος, χαῖνος, ἀγαος, gut.

ſeine Kinder zum Mahle vorſetzt, weßhalb Helios ſchaudernd ſeinen Wagen abgewendet haben ſoll. Wie grauenhaft iſt es zu leſen, daß der vor Theben von Menalippos tödtlich verwundete Tydeus, als ihm deſſen abgeſchlagenes Haupt gebracht wurde, dasſelbe geſpaltet und das Hirn kannibaliſch ausgeſchlürft. Athene, die gekommen war, ihn zu heilen, ja unſterblich zu machen, ſoll bei dieſem Anblick ebenfalls zurückgeſchaudert und ihre Wohlthat zurückgezogen haben. Auch hier mißglückt ein projektirtes Götterwerk.

Ein ſehr ausdrucksvolles Mythenbild iſt auch das von den geſäeten Drachenzähnen, aus welchen ſich geharniſchte Männer erheben, wilde, bewaffnete Recken, die durch einen von Kadmos unter ſie geworfenen Stein zu ſolcher Wuth entzündet werden, daß ſie unter einander ſich ſelbſt aufreiben und nur fünf — die Stammväter der edelſten Geſchlechter im kadmeiſchen Theben — übrig bleiben.[1]) Zwar heißen die eleuſiniſchen Prieſter ſelbſt kriegsliebend,[2]) und der eleuſiniſche Culturheros Triptolemos, dem Demeter ihren heiligen Dienſt lehrt, und der, um Fruchtſegen und milde Sitte zu verbreiten, auf ſeinem Schlangenwagen die Welt durchfährt, iſt in dieſem ſeinem Namen ſogar ein dreifacher, das heißt ſehr großer Krieger.[3]) Damit aber iſt kein phyſiſcher, ſondern ein geiſtiger und ethiſcher Gegenſatz und Streit gemeint, das lehrt der ganze Zuſam-

---

[1]) Der Drache ſoll ein Sohn des Ares und der Erinys von Tilphuſa geweſen ſein. Die übrig gebliebenen Sparten — ſo hießen die Geharniſchten — waren Ubaios, Bodenmann, Chthonios, Erdmann, Echion, Schlangenmann, Pelor, Rieſe, Hyperenor, der Uebergewaltige.

[2]) So bei Porphyrius (Proclus ad Platon. Tim. p. 51.) φιλοσοφους και φιλοπολεμους ειναι τους εν Ελευσινι μυσταγωγους. Die Myſtagogen zu Eleuſis ſeien weisheits- und kriegsliebend.

[3]) Dreifach, dreimal, τρις, τρι lat. ter, tri iſt in vielen Zuſammenſetzungen und Wortverbindungen ſo viel als ſehr, höchſt; wie in τρισμακαρ, τρισαθλιος, ter felix, triperditus u. ſ. w. Den Triptolemos haben chriſtliche Kirchenlehrer für würdig befunden, ſelbſt mit den Apoſteln verglichen zu werden. Eine ſolche Stelle wird aus dem Iſidorus Peluſiota, III, Ep. 176, angeführt. „Paulus durchzog, den Ackermann mit dem Flügelwagen ähnlich, die ganze Erde und ſtreute unter die Unwiſſenden die göttliche Botſchaft aus.“ Der Vergleich iſt um ſo paſſender, weil Tr. nicht bloß den Ackerbau verbreitet, ſondern auch Gottesdienſte und Myſterien, eine Art von Vorchriſtenthum, geſtiftet haben ſoll.

menhang. Es ist Negation der Negation; es ist der Kampf mit der bösen, tiefverderbten Menschennatur, die man dort wohl gekannt und erwogen haben muß, der härteste und schwierigste von allen, die es giebt. Dies scheint man denn auch zu Eleusis durch einen sich periodisch wiederholenden Festkampf ausgedrückt zu haben, wie es durch die bekannte Stelle des homerid. Hymnus, V. 265–267, angedeutet wird, die den Gelehrten so viel Bedenken gemacht hat. Es ist dort von demselben Demophoon die Rede, dessen Verklärung so bedauerlich fehlgeschlagen. Diesem zu Gute (τῷ γε) würden nun aber die Eleusinier einen beständigen, sich im Jahreslaufe erneuernden Krieg führen — was kein anderer sein kann, als der erwähnte geistige und ethische, der im Festspiel symbolisch dargestellt wurde.

8.

„Es ist vorauszusetzen," sagt Preller,[1]) „daß die eleusinischen Heiligthümer, Bilder und Gesänge einen religiösen Sinn hatten, und zwar einen so tiefen, bedeutungsvollen, daß selbst in hohem Grade gebildete und ausgezeichnete Männer dadurch befriedigt werden konnten. Sprechen doch auch Pindar, Aeschylos, Sophokles mit tiefer Ehrfurcht von den eleusinischen Geheimnissen."

Es ist auch gar nicht zu verkennen, daß diese Geheimnisse in sehr starkem Gegensatze zur allgemeinen, öffentlichen Volksreligion standen. Es wurde eine allem Anscheine nach sehr radicale Umwälzung der Dinge vorbedeutet. Jenem neuen Gotte, dessen Geburt, Wachsthum, anhebende Macht und Gewalt schon im Voraus dargestellt wurde, mußte, wenn er endlich erschien, doch wohl das ganze damals noch herrschende Götter- und Cultussystem weichen. Eben darum war die Sache ein Geheimniß, das nicht allgemein kund gemacht und verdeutlicht werden durfte. Wie behutsam man in dieser Hinsicht war, sieht man aus den Aeußerungen des Pausanias, wie wenn er in seiner Beschreibung von Griechenland 1, 14 sagt: „Schon wollte ich in dieser Erzählung weiter fortgehen zu all' dem, was dieses Heiligthum zu Athen, das Eleusinium genannt, Merk-

[1]) Griech. Mythol. Berlin 1860. I, S. 630.

würdiges enthält, als mich ein Traumgesicht zurückhielt. Was aber für Alle zu schreiben vergönnt ist, zu dem will ich mich wieder zurückwenden" u. s. w. An einem anderen Orte, I, 38, sagt er: „Was innerhalb der Mauern des eleusinischen Heiligthumes ist, zu beschreiben, untersagt mir der Traum. Auch ist es ohne Zweifel den Nichtgeweihten bekannt, daß sie, was ihnen zu sehen nicht verstattet ist, auch nicht hören dürfen." Und ferner IV, 33: „Ueber die Verehrung der großen Göttinnen (Demeter und Persephone), welchen man auch im karnasischen Haine die Mysterien feiert, sei mir erlaubt zu schweigen. Denn nach den eleusinischen Mysterien halte ich diese für die ehrwürdigsten. Der Traum hat mir jedoch nicht verboten, zu veröffentlichen, daß" u. s. w.[1]) Uns hat dieser Traum großen Schaden gethan. Das Wesentlichste dieser Art von Religion und Symbolik läßt sich aber doch noch erkennen; der Schleier, der uns diese Geheimnisse verdeckt, liegt weit mehr auf unseren Augen, als an ihnen selbst. Es gab auch Orte, wo man sich weniger in Acht nahm, wovon wir gleich unten ein Beispiel liefern werden.

Betrachten wir die drei nach einander auftretenden Götterherrschaften der griechischen Mythologie, die durch die Namen Uranos, Kronos, Zeus bezeichnet werden, so leuchtet ein, daß hier eigentlich von drei religionsgeschichtlichen Zeiträumen mit wesentlich verschiedenem Charakter die Rede ist, in welchen man erst eine Gottheit, Uranos genannt, dann eine solche mit Namen Kronos, dann endlich den Zeus mit seiner Familie als herrschende Weltmächte verehrte. Der Herr der classischen Gegenwart war nun dieser Letztere. Aber auch ihm drohte ein Sturz. Dies weiß Prometheus und tröstet sich damit in den von Zeus über ihn verhängten furchtbaren Leiden. Die classische Welt war durch ihr Religionssystem keineswegs in dem Grade befriedigt, daß nicht auch bei ihr die Vorstellung einer im Schooße der Zukunft liegenden radicalen Umwälzung der Dinge in Religion und Cultus aufkommen konnte. Und diese war es auch

[1]) In ähnlicher Weise äußert sich Herodot über ägyptische und hellenische Mysterien. „Auch von der Weihe der Demeter, welche die Hellenen Thesmophorien (Gesetzeinführung, worüber unten mehr) nennen, laßt mich, wiewohl ich davon weiß, reinen Mund halten, ausgenommen was davon essen und erlaubt ist." II, 171.

wohl, die in den Mysterien obwaltete. Dieselben feierten bereits den Nachfolger des waltenden Götterfürsten; und auf Kreta zeigte man sogar schon des Letzteren Grab. Zu Knossos auf Kreta, heißt es bei Diodor,[1]) würden die anderwärts in ein so tiefes Geheimniß gehüllten Weihen, wie die eleusinischen, samothrakischen u. s. w. ganz unverhohlen öffentlich ertheilt. Damit hängt vielleicht jene sonderbare Sage von dem bereits gestorbenen und begrabenen Zeus zusammen. Es war ein Mysteriengeheimniß, das sonst nur den vollkommen Eingeweihten kund gemacht wurde, das man aber auf Kreta sich nicht scheute, auch dem allgemeinen Bewußtsein Preis zu geben. Zu Argos stellte man den Zeus als einen kahlköpfigen, also wenigstens überalten Mann dar, wie sonst Kronos gedacht wurde. Zu Phaistos dagegen gab es einen Zeus Gelchanos, den die Münzen der Stadt jugendlich und unbärtig darstellen, unter Gebüsch und Pflanzen auf einem Baumstamme sitzend, auf seinem Schooß einen Hahn, das Symbol des frühen Morgens.[2]) Das war ohne Zweifel der neue Weltherrscher, welcher kommen sollte, der Gott eines neuen Welttages und Weltfrühlings, identisch mit dem Jakchos der Mysterien, dem Jupiter puer zu Präneste (siehe unten), und anderen solchen Götterbildern und Gottheiten.

9.

Ganz ähnliche Sagen, wie von Demeter und Demophoon, dessen unternommene Vergöttlichung mißlingt, hatte man bekanntlich von Thetis und Achilleus, so wie von Isis und einem Sohne des Königs von Byblus. Dieselbe Bedeutung hat wohl auch der Mythus von Erichthonios gehabt, welcher aus der von Hephaistos befruchteten Erde entsteht, auch in seinem Namen der Erdmensch ist.[3]) Die Göttin Athene nimmt sich seiner an, legt ihn in eine mysteriöse Kiste und übergiebt diese den Töchtern des Kekrops, mit dem Verbote, sie zu öffnen. Es geschieht dennoch. Neben dem Kinde befindet sich eine Schlange, so wie auch Erichthonios selbst schlangenfüßig ist. Die Schlange ist Bild der Lebenserneuerung, Wiedergeburt. Das in

[1]) B. V, 71.

[2]) Preller, Griech. Myth. I. S. 104 f.

[3]) Vergl. oben die Namen Ubaios, Chthonios, ἐπιχθονιος.

der Kiſte geborgene Kind ſollte einem höheren Daſein entgegenreifen; aber der Prozeß wird auch hier geſtört. Auch dieſer Erichthonios wird nicht, was er ſein ſollte; doch wird ein Cultus auf der Akropolis auch ihm zu Theil. Das ſind, wie mich dünkt, lauter tief bedeutſame Sagen und Symbole, die man arg verkennt, wenn man ſie minder hoch faßt, in der Vorausſetzung, dergleichen Ideen wären dem Alterthume fremd geweſen.

10.

Kommen wir auf die Sibyllen zurück! Es waren dies bekanntlich gottbegeiſterte Prophetinnen, die verſchiedenen Zeiten und Ländern angehörten. Solche werden am früheſten in den Umgebungen des troiſchen Ida genannt, wo auch Kaſſandra zu ihnen zu zählen iſt; dann in dem ioniſchen Erythrä, deſſen Sibylle mit der Zeit vor allen übrigen berühmt wurde; ferner auf Samos, zu Delphi und in dem italieniſchen Cumä. Man ſchildert ſie als Jungfrauen, die in einſamen Höhlen oder Schluchten wohnten, von Apollo's Geiſte ergriffen ekſtatiſch wahrſagten und dabei im Volke das höchſte Anſehen genoſſen; ſie werden bald als des Gottes Prieſterinnen, bald als ſeine Geliebten, Schweſtern, Töchter, Gattinnen bezeichnet. Die cumäiſche galt gewöhnlich für identiſch mit der erythräiſchen.[1]) Zu Varro's Zeiten unterſchied man deren zehn. Die Alten ſprechen auch von einer hebräiſchen Sibylla, Namens Sabba oder Sambethe, welche mit einer babyloniſchen (chaldäiſchen) identificirt wurde. Damit iſt eine Hinweiſung auf den Orient und den ſemitiſchen Volksſtamm gegeben;

---

[1]) Die römiſche Geſchichte ſpricht von einer arkadiſchen Nymphe und Weiſſagerin, Carmenta genannt. „Dieſes Weib," ſagt Dionyſios von Halikarnaß, 1, 31, „war, wie Alle einſtimmig behaupten, von einem göttlichen Geiſte voll und ſagte dem Volk im Geſange die Zukunft voraus." Sie war zugleich Geburtsgöttin und wurde ſehr eifrig verehrt; die ihr gefeierten Carmentalia gehörten in der älteren Zeit zu den angeſehenſten Feſten der römiſchen Matronen. Der Dienſt war ein ſo ſtreng unblutiger, daß ſelbſt kein Leder von einem geſchlachteten oder gefallenen Vieh in den heiligen Raum kommen durfte. Carmenta wird zur Mutter oder Frau des Evander, des erſten Anſiedlers von Rom gemacht, dem ſie bei Virgil gleich beim erſten Urſprunge der Stadt deren ganze Zukunft ſingt.

und ſo kann man, wenn man will, die ſibylliniſchen Ideen auch in äußerlichen Zuſammenhang mit den altteſtamentlichen bringen. Die mit den chriſtlichen Dingen harmonirenden Seherblicke der Sibyllen ſind von der Kirche nicht verworfen, vielmehr anerkannt, benützt und ſelbſt den bibliſchen Weiſſagungen gleichgeſetzt worden. „Teste David cum Sibylla“ heißt es im „Dies irae“. Das heilige Haus zu Loretto iſt in eine Capelle eingeſchloſſen und dieſe mit einer Säulenreihe umgeben; zwiſchen je zwei Säulen ſtehen die Bildſäulen eines Propheten und einer Sibylle mit einander entſprechenden Weiſſagungen auf Chriſtus und ſeine jungfräuliche Mutter. Die Sibylle von Delphi z. B. ſpricht: „Empfangen im Schooße einer Jungfrau wird er ohne ſterblichen Vater geboren werden.“ Die erythräiſche nennt dieſe Jungfrau eine erhabene, und die libyſche bezeichnet ſie als Weltkönigin. Da tritt uns nun freilich die Frage nach der Aechtheit dieſer Weiſſagungen in den Weg.*) Es lag indeſſen nahe genug, die Wahrheit des von Ludwig de Ponte ausgeſprochenen Satzes zu erkennen: „Ein ſo großer Sohn mußte auch eine große Mutter haben.“ — „Ich bin verſichert,“ ſagt Peter Caniſius de Maria Virgine incomparabili, „daß die Sibyllen, die allerſeligſte Jungfrau betrachtend, mit heißer Sehnſucht nach ihr verlangten, ſie als Mutter unſeres Herrn auf's Innigſte verehrten und einer beſonderen Verehrung aller Sterblichen für würdig erachteten.“ — „So war Maria,“ ſagt Pfarrer Ott, der Verfaſſer des Marianums, „auch ſchon den Heiden bekannt, ehe denn ſie geboren war; und Jungfrauen, von einem Strahle himmliſchen Lichtes getroffen, verkündeten viele Jahrhunderte voraus ihre hohe Würde und prieſen ſie als die ſchönſte, ehrwürdigſte und glücklichſte der Frauen.“

---

*) Scharfe Kritiken ſchon bei den Alten, ſ. Cicero, Div. II, 54. Auguſtus ließ an 2000 ſibylliniſche Bücher verbrennen; aber es blieb doch eine Anzahl von Probehaltigen, die er duobus forulis auratis sub basi Apollinis Palatini aufſtellen ließ; Sueton., Aug. 31. Die ſibylliniſchen Sprüche wurden noch zur Zeit des Aurelian mit eifrigem Glauben befragt, und unter Julian bei einem Brande des Tempels mit großer Mühe gerettet, bis ſie endlich Stilicho verbrennen ließ. Die acht Bücher oracula Sibyllina wurden zuerſt von Beutejus aus einem Augsburger Codex zu Baſel 1545 edirt. Böttiger, Ideen zur Kunſtmythologie. Dresd. Leipz. 1826 S. 102–112.

11.

Wie es ſich aber auch damit verhalten mag, auf eine Erſcheinung im Cultus des heidniſchen Alterthums glauben wir uns immerhin berufen zu dürfen, um zu beweiſen, daß es ſchon längſt vor dem eigentlichen, chriſtlichen Marienduenſt einen anticipirenden, vorläufigen gegeben, wie der von Chartres geweſen ſein ſoll. Wir meinen die zu Präneſte verehrte Fortuna primigenia[1]) mit dem Jupiter als Säugling im Schooße. Mehrere römiſche Schriftſteller berichten über dieſen ohne Zweifel ſehr bedeutſamen, wenn auch ſchon zu ihrer Zeit nicht mehr verſtandenen Cult, der ſchon von alter Zeit her auch in Rom ſtattfand. So ſpricht Cicero[2]) von einem Tempel der Fortuna primigenia und des Jupiter zu Präneſte, welcher Letztere als Säugekind, auf dem Schooße jener Fortuna ſitzend und nach der Bruſt aufſtrebend, beſonders von den Müttern auf das Heiligſte verehrt werde. Daß mit dieſem Jupiter nicht der ſchon längſt nach dem Glauben der Alten die Welt regierende, der im Homer ſeine Rolle ſpielt, den Phidias gebildet, dem die olympiſchen Spiele gefeiert wurden, der auf dem Capitol thronte, der Jupiter Optimus Maximus der Römer u. ſ. w. gemeint ſein kann, ſpringt in die Augen. Es verhält ſich mit ihm offenbar in ganz ähnlicher Weiſe, wie mit dem Jakchos-Dionyſos der Eleuſinien im Unterſchiede von dem Dionyſos der öffentlichen Volksreligion; es muß ein neuer, erſt noch zu kommen habender Gott und Weltherr ſein, den man im Sinne hatte. Und weil man ſich von der Erſcheinung dieſes großen Herrſchers beſſere, glücklichere Zeiten verſprach,[3]) ſo war es das Glück, Fortuna, das ihn zu gebären und aufzunähren hatte; wie denn auch Maria als Fortuna Christianorum bezeichnet worden iſt.

---

[1]) So heißt ſie auch in den an Ort und Stelle aufgefundenen Dedicationen.

[2]) De divinat II, 41.

[3]) Tu modo nascenti puero, quo ferrea primum
Desinet, ac toto surget gens aurea mundo,
Casta, fave, Lucina!

Virgil, Eclog. VI, 8 u.

Aber warum primigenia? Die Mutter dieſes Gottes ſelbſt galt als Begründung und Anfang der neuen, beſſeren Weltordnung, der man entgegenſah; ſie wurde als ein Weſen ganz beſonderer Art gedacht, als die Urerſte dieſer Art und in dieſem Sinne die Erſtgeborne, wie denn auch die Griechen eine πρωτογονη, eine Perſephone mit dieſem auffallenden Beinamen hatten. Cicero berichtet auch, daß einſt auf dem Platze, wo jetzt der erwähnte Tempel der Fortuna zu Präneſte ſtehe, aus einem Oelbaume Honig gefloſſen ſei; aus dem Holze dieſes Baumes ſei dann ein Käſtchen gefertigt und darin gewiſſe Looſe verwahrt worden, die auf den Wink der Fortuna gezogen wurden; von ihnen hätten die Haruſpices geſagt, ſie würden einmal außerordentlich berühmt werden. Auch hierin ſcheint eine Hindeutung auf eine großartige Zukunft zu liegen. Scheint doch ſelbſt der Name der eben dieſes Cultus wegen berühmten Stadt Präneſte, im Zuſammenhang mit prae, προ, προν, pronus, πραυης, πρηνης, πρηνιζω, etwas erſt Zukünftiges anzuzeigen. Dieſer Fortuna ſoll auch Servius Tullius einen Tempel auf dem Capitol erbaut haben. Man hatte von dieſem König große Vorſtellungen; er ſelbſt, ſagte man, ſei wunderbar entſtanden, und man habe ſein Haupt von einem blitzähnlichen Lichtſchein umleuchtet erblickt. Eine Fortuna primigenia gab es zu Rom auch auf dem Quirinal. Sie war im Laufe des hannibaliſchen Krieges 204 v. Chr. gelobt und zehn Jahre darauf eingeweiht worden. Von dieſer Fortuna hatte auch die zweiundzwanzigſte römiſche Legion ihren Namen.

Jupiter wurde in dem Culte von Präneſte auch noch beſonders als Knabe verehrt. Der heiligſte Feſttag war der 11. April, wo der Fortuna primigenia und dem Jupiter puer von den Ortsbehörden geopfert wurde. Dies führt uns auf einen von den Eleern verehrten Wunderknaben hin, der zu Olympia ein gemeinſchaftliches Heiligthum mit der Geburtsgöttin Eileithyia hatte. Der Dienſt war ſehr myſteriös und der Eid bei dieſem Genius ſehr heilig. Niemand hatte Zutritt zu ſeinem Altare, als die Prieſterin, und auch dieſe nur mit verhülltem Haupte. Sie nannten ihn Soſipolis, Stadt- oder Staatsretter, und hatten darüber folgende Sage. Sie waren von Feinden bedrängt; da erſchien ihren Heerführern ein Weib mit einem Knaben an der Bruſt und empfahl ihnen den-

ſelben zum Mitſtreiter. Sie nahmen ihn im Glauben an und ſiegten. Er wurde als Knabe mit dem Kriegsmantel und dem Horne der Amalthea abgebildet.[1]) Dieſes letztere iſt bekanntlich ein Bild der Fülle, der Fruchtbarkeit und des Ueberfluſſes, und als ſolches auch ein Attribut der Glücksgöttin. Alſo auch auf dieſe Weiſe berührt ſich der eleiſche Cult mit dem von Präneſte. Die Eileithyia, die als die Mutter dieſes Genius galt, heißt auch Eleuthe, die Kommende, und erinnert an Eleuſis, wo derſelbe Begriff hervorleuchtet. Die Erwartung einer erſt zukünftigen Gottheit voll Rettung, Segen, Heil iſt auch hier deutlich genug angezeigt. Zugleich aber iſt auch das erſichtlich und wird ganz beſonders durch dieſe letzteren Nachrichten bezeugt, wie jene Gottheit in ſchon vorläufige Wirkſamkeit geſetzt wurde; man ſcheint von dem Glauben an ſie und der Andacht zu ihr ſogar noch mehr Gutes gehofft zu haben, als von den Göttern der Gegenwart.

Ein drittes Beiſpiel der Art iſt endlich folgendes. Zu Megalopolis in Arkadien ſah noch Pauſanias — in der Mitte des zweiten Jahrhunderts nach Chr. — eine Nymphe Nais, welche in ihrem Buſen den Zeus als Säugling trug.[2]) Auch hier möchte ſchwerlich der Götterfürſt des allgemeinen griechiſchen Religionsſyſtems, ſondern ein ganz anderer, den prophetiſchen und anticipirenden Myſterienculten angehöriger gemeint geweſen ſein.

Noch iſt anzuführen eine Tyche Deſpoina mit Krone, Scepter, Steuer und geſtirntem Gewande, neben ihr ein Knabe, nach einem pompejaniſchen Wandgemälde.[3])

Will man endlich einen Blick nach Aegypten und Indien werfen, ſo kann man auch den auf dem Schooße der Iſis ſitzenden Horus,[4]) und den mit dem Strahlennimbus umgebenen Kriſchna auf dem Schooße der himmliſchen Jungfrau[5]) vergleichen.

---

[1]) Pauſan. 6, 20.

[2]) Pauſan. 8, 31.

[3]) Zahn, Neuentdeckte Wandgemälde, t. 9. Mus. Borbon. 8, 31.

[4]) Description d'Egypte I. Planche 22, 63 und öfter.

[5]) Bohlen, das alte Indien I. S. 234.

12.

Eine sehr sonderbare Gestalt der römischen Götterlehre ist ferner auch jene, die man Bona Dea, die gute Göttin, nannte. Ihr Cult lag ausschließlich den Frauen ob, wie denn auch der der Fortuna primigenia vernehmlich ein Frauencult war. Man fabelte von Ersterer, sie sei eine Tochter des Faunus und von absoluter Reinheit und Keuschheit gewesen, habe nie das Frauengemach verlassen, nie einen Mann gesehen und sei nie von einem gesehen worden. Plutarch wirft in seinen „Fragen über römische Gebräuche" auch diese auf: „Warum nehmen die Frauen keine Myrten, wenn sie der sogenannten guten Göttin zu Hause einen Tempel ausschmücken, da sie doch sonst alles Grün und alle Blüthen dazu eifrig aufsuchen?" Und giebt dann in der Beantwortung dieser Frage folgende Notizen: „Sie pflegen, wenn sie das Fest begehen, ihre Männer aus dem Hause zu entfernen und sogar alle männlichen Personen hinauszutreiben. Und darum enthalten sie sich des Gebrauches der Myrte, weil sie die der Venus heilige Pflanze ist." Man erzählt, daß bei den Festferien der Bona Dea selbst die Bilder verhängt wurden, worauf etwas Männliches — Mensch oder Thier — zu sehen war. Ihr Festtag war der 1. Mai, der in ihrem Tempel gefeiert wurde. Die römischen Matronen begingen ihr aber noch ein anderes Fest, welches im Hause des höchsten Staatsbeamten (Consuls oder Prätors) gefeiert wurde. Dieses unter der Mitwirkung der vestalischen Jungfrauen gebrachte Opfer galt als eines der ältesten und heiligsten in Rom.

Bei alledem fehlt es auch hier nicht an dem wunderlichsten Widerspruch. Ihr eigener Vater soll sie in Schlangengestalt umarmt haben. Man sah eine heilige Schlange auch bei ihren Bildern. Nun ist aber die Schlange das Bild der Verjüngung, der Erneuerung des Lebens, der Wiedergeburt. Nur also dem alten Leben und seiner Fortpflanzung stand diese Göttin so fremd und schroff gegenüber; es war aber auf ein anderes, besseres abgesehen; und das sollte von ihr aus den Anfang nehmen. Erwäge man dazu die Beinamen sancta, sanctissima, coelestis — so sieht man, es war die hochheilige,

himmliſche Jungfrau, von der man ein neues Leben und Heil erwartete, die auch zugleich Mutter war, aber nur in dem wunderbarſten, übernatürlichſten Sinne des Wortes. Noch bemerken wir den Namen mellarium, Honiggefäß, wie hier das Weingefäß hieß. Honig, Süßigkeit in Sache und Namen fehlt kaum irgendwo in dieſer Gruppe; und wir werden noch öfter und in noch auffallenderer Weiſe derſelben Symbolik begegnen, ſo was die honigreiche Kore, die ſüße Jungfrau Britomartis, das Honigopfer der Hemithea, die ſüßen Kuchen der Iris-Hekate u. ſ. w. betrifft.

13.

Ein ſehr ausſchließliches Frauenfeſt waren auch die griechiſchen Thesmophorien. Männern war die Theilnahme bei Todesſtrafe unterſagt. Geſchlechtliche Enthaltſamkeit war auch hier ein hervortretender Charakterzug. Um jede verpönte Regung zu unterdrücken, ſaßen und lagen die Frauen auf gewiſſen Kräutern, die einen Gegenſatz zum Geſchlechtsleben bilden, wie agnus castus, Keuſchlamm, und dergleichen. Ein Tag war Trauer- und Faſttag; einer aber war der Kalligeneia, der ſchön und edel Geborenen, geweiht. Wer war dieſe? — Darüber giebt es verſchiedene Angaben und Meinungen. Uns iſt es kaum zweifelhaft, woran man hier zu denken hat. Es iſt wohl daſſelbe Weſen, welches man auf Aegina als Aphaia, die allem Trüben, Dunkeln, Unreinen Ferne, intemerata, immaculata, feierte; ſ. unten 21. Dieſer negative Ausdruck hatte nun hier, in den Thesmophorien, die poſitive Form; es war die durchaus, ſchon von vorn herein, von Natur Schöne und Edle, mit der ein neues Weltalter beginnen ſollte und die auch hier ſchon im Voraus verehrt und geprieſen wurde. Poſitive Ausdrücke der Art finden ſich auch ſonſt noch in den griechiſchen Mythen und Culten. So ſpricht Pauſanias in ſeiner Beſchreibung von Attika von Schnitzbildern der Ariſto und Kalliſto, das heißt der Beſten und Schönſten, Namen, die einen ſehr einladenden Vergleich bilden und wahrſcheinlich dieſelbe Bedeutung gehabt haben.[1]) Kalliſto hieß auch eine arka-

[1]) Die Worte des P. I, 29 ſind dieſe: „Geht man in die Akademie hinab, ſo ſieht man da einen eingefaßten geweihten Platz der Artemis und Schnitzbilder

diſche Gottheit, am Himmel das Geſtirn des großen Bären, der auch der Wagen, auch septentriones hieß; und dieſe wurde auch Themiſto und Megiſto genannt. Wie auffallend! Es wurden, wie man ſieht, in ſolchen Prädicaten und Superlativen auf dieſes, wohl durchweg identiſche Weſen alle möglichen Würden und Vorzüge, Schönheit, Güte, geſetzliche Vollkommenheit, Größe, Hoheit, gehäuft. Was die Thesmophorien betrifft, ſo müſſen dieſe jedenfalls einen ſehr ernſten und edlen Inhalt und Zweck gehabt haben, in welcher Beziehung wir noch folgende Aeßerungen Diodor's von Sicilien[1]) anführen wollen. „Außer der Entdeckung des Getreides hat Demeter den Menſchen auch deſſen Behandlung bekannt gemacht; hat ferner auch Geſetze eingeführt, durch welche ſie an's Rechthandeln gewöhnt wurden; weßhalb ſie den Beinamen Thesmophoros, die Geſetzgeberin, erhalten haben ſoll. Und Niemand wird eine Wohlthat zu nennen wiſſen, welche größer, als dieſe Erfindungen wäre; denn ſie betreffen das Leben und namentlich das tugendhafte Leben."

14.

Von der Kore-Perſephone, als Mutter oder Bringerin eines neuen Gottes, des eleuſiniſchen Jakchos, iſt ſchon gelegentlich die Rede geweſen. Wir wollen ſie jetzt einer näheren Betrachtung unterwerfen.

Dieſelbe gilt zwar als die Gemahlin des Pluton, Aidoneus, Aides, des finſteren, furchtbaren Gottes der Unterwelt, wird zum Theile bloß in dieſem Lichte erblickt, und ſcheint inſoferne dem in Rede ſtehenden Ideen- und Cultuskreiſe ſehr fern zu ſtehen. Allein ſie heißt, wie ſchon bemerkt, gleichwohl ganz vorzugsweiſe Kore, Kure, die Jungfrau par excellence. Noch mehr! Auf einem Wandgemälde, dem Schmuck eines Grabes der römiſchen Katakomben,

der Ariſto und Kalliſto; nach meiner Meinung — und damit ſtimmen die Lieder der Sappho überein — ſind das Beinamen der Artemis; eine andere mir bekannte Sage, die man von denſelben hat, will ich übergehen." Der vorſichtige Mann fürchtete ſich wahrſcheinlich auch hier, ein Myſteriengeheimniß zu offenbaren.

[1]) B. V, 5. Diodor lebte zur Zeit des Julius Cäſar und Auguſtus. Er hat ein Werk „hiſtoriſche Bibliothek" in vierzig Büchern verfaßt, die aber nur theilweiſe auf uns gekommen ſind.

ſtehen über dem thronenden Herrſcherpaar der Unterwelt die Namen Dispater und Abracura, das iſt, ἄβρα κοῦρα, die zarte Jungfrau. Sie heißt ferner ἁγνή, die heilige,[1]) auf römiſchen Inſchriften sancta; σεμνή, die herrliche; περικαλλής, die ſehr ſchöne; λευκοπωλος, mit weißen Roſſen fahrend; wie ſie denn an Feſten als Lichtweſen auf einem Geſpann mit weißen Roſſen herumgeführt wird;[2]) dagegen der finſtere Aidoneus mit ſchwarzen fährt; σωτειρα, Retterin, Heilandin;[3]) μελιτοδης und μελιβοια, die honigreiche, mit Honig nährende oder labende, was für eine Göttin des bitteren Todes ganz unpaſſend ſcheint, aber nicht bloß an den Honig, der dort auf der Tempelſtätte der Fortuna primigenia gefloſſen ſein ſoll, ſondern auch an die kretiſche Britomartis, die ſüße Jungfrau, erinnert, von der weiter unten die Rede ſein wird. Was den dunklen Namen Perſephone, Perſephoneia betrifft, der auch Perſephatta, Perſephaſſa u. ſ. w. lautet, ſo iſt er nur deßhalb ſo räthſelhaft, weil ſich die dem Mythus und Cultus dieſer Göttin zu Grunde liegende Idee verdunkelt hat; denn eigentlich liegt die Bedeutung offen genug vor Augen. Perſephone iſt zuſammengeſetzt aus περθω, περσω, zerſtören, vernichten, περσις, Zerſtörung, und φονη, Tod; für welches letztere Wort in der Form Perſephatta, Perſephaſſa ein gleich bedeutendes, aus φαω, φαζω, φαττω, φασσω = σφαω, σφαζω, σφαττω, σφασσω tödten, ſchlachten, gebildetes geſetzt iſt; vergl. οδυνηφατος, ſchmerztödtend. Und ſo haben wir hier eine Zerſtörerin, Vernichterin des Todes; dem Tode iſt ein ihn aufhebender Gegenſatz, der Verneinung des Lebens eine Verneinung dieſer Verneinung beigeſellt.[4])

---

[1]) So ſchlechthin; Preller, Griech. Mythol. I. S. 128. Note 4.

[2]) Daſelbſt S. 612.

[3]) So öfters; unter Anderem auf den Münzen von Cyzicus in Myſien, wo Perſephone unter dem Namen Κορη σωτειρα verehrt wurde. Auch zu Sparta führte die Kore dieſen Namen; einen Tempel dieſer Perſephone ſollte der Thraker Orpheus oder der Hyperboreer Aboris errichtet haben.

[4]) Dem ſcharfſinnigen Kanne (Mythologie der Griechen, Leipz. 1805. S. 128) konnte es nicht entgehen, daß die in Rede ſtehenden Namen aus den drei Wörtern περθω, φονη und φαττω, φασσω gebildet waren. Statt aber die Zuſammenſetzung als Negation der Negation zu faſſen, nimmt er ſie als Verſtärkung des verneinenden Begriffes und erhält ſo eine „zerſtörende Tödterin".

15.

Perſephone wurde auch Deſpoina, die Herrſcherin, genannt und unter dieſem Namen beſonders in Arkadien verehrt. Da war ſie die geheimnißvolle Tochter der Demeter, deren eigentlichen Namen kein Ungeweihter erfuhr.[1]) Mit ihr hatte Demeter auch das Wunderroß Arion geboren, welches Helden, wie Herakles und Adraſtos trug Ohnweit Akakeſion hatte die Deſpoina ein Heiligthum, darin ſah man die Mutter mit einer Fackel in der Rechten, die Linke auf die myſteriöſe Tochter gelehnt, welche Letztere in der Rechten einen Scepter hielt und die Linke an eine auf ihren Knieen liegende Kiſte legte. Neben der Deſpoina ſtand der Titan Anytos, ihr angeblicher Pflegevater. Ich kann das nicht Alles mit Beſtimmtheit ausdeuten. Sehr hervortretend aber iſt hier die in die Hände der Perſephone gelegte Herrſchaft; die Nebenfigur Anytos bezeichnet wohl ebenfalls eine ihrer eigenen Eigenſchaften; ſie war die Vollenderin, τέλειος.

16.

So große Begriffe hatten die Alten von ihrer Kore-Perſephone. Man muß ſich dieſen Mythus, wie es ſcheint, als einen urſprünglich ganz nur prophetiſch-ſymboliſchen denken, der dann aber den Dichtern und Künſtlern in die Hände fiel, die ihn in bekannter Weiſe ausbeuteten und ausführten. Die Kore war im Grunde ſo wenig Vergangenheit und Gegenwart, daß ſie vielmehr auf die fernſte Zukunft deutete, wo Tod und Unterwelt nicht mehr ſein und Alles ewig gut ſein würde, wie es in der Apokalypſe verheißen iſt: „Und Gott wird abwiſchen alle Thränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr ſein, noch Leid, noch Geſchrei“ u. ſ. w. Von einem Raube der Kore ſagt Homer noch Nichts. Dieſer, zu einem ſo gewaltſamen Act ausgemalte Raub kann ohnehin zunächſt nicht ſo gemeint geweſen ſein, da es im älteren Griechenland allgemeine Sitte war, die Bräute zu rauben.[2])

[1]) Sie hieß auch ἄρρητος κόρη, die unausſprechliche Jungfrau; Hesych.

[2]) Bemerkung Preller's a. a. O. I. S. 492.

17.

Was die auf unſere Zeiten gekommenen antiken Bildwerke betrifft, ſo laſſen ſich noch manche anführen, welche zeigen, daß Perſephone mit ihrem angeblichen Gemahl weit mehr im Verhältniſſe des Gegenſatzes, als der Gleichartigkeit, ja Identität geſtanden. Es ſind z. B. die Abzeichnungen und Beſchreibungen dreier Vaſen zur Hand, die es wohl werth ſind, daß wir uns noch ein wenig bei ihnen aufhalten. Man ſieht hier die Scene dargeſtellt, wo Orpheus, ſeiner Gattin beraubt, die Mächte der Unterwelt mit ſeinem Spiele zu rühren ſucht. Auf einer dieſer Vaſen, die aus Canoſa ſtammt und ſich zu München befindet, tritt ihm Perſephone mit einer Fackel entgegen, wendet jedoch das Haupt, wie bittend, zu dem auf ſeinem Throne ſitzenden und ſeinen Scepter haltenden Pluton zurück. Sie ſteht alſo auf Seite des Sängers und verſucht es mit ihm, den ſtrengen Herrſcher zu erweichen. Auf einer anderen ſolchen Vaſe, die man in Nuvo gefunden und die jetzt in Karlsruhe iſt, ſehen wir mit Ueberraſchung nicht den Pluton, ſondern die Perſephone thronen; Jener tritt zu ihr heran und ſucht ſie mit warnend erhobenem Finger von der Gewährung einer Bitte abzuhalten, die ſo ſehr den Geſetzen des Unterreiches widerſtreitet, zu der ſie aber doch geneigt ſein muß, da er eine ſolche Abmahnung für nöthig findet. Die eigentliche Königin iſt hier ſie, die entſcheidende Macht iſt in ihre Hände gelegt. An einer dritten Vaſe der Art ſucht ſie ihren Gemahl dadurch zu erheitern, daß ſie ihm auf ſchön mit Zweigen geſchmückter Schüſſel köſtliche Früchte reicht.[1]) Auch hier blickt die von uns angenommene Urbedeutung dieſer Göttin, wie durch einen leichten Schleier, hindurch; es vertragen ſich ſolche Züge auf keinen Fall mit einer Vorſtellung, wo Perſephone bloß als weiblicher Hades, mit dem Weſen und Charakter deſſelben, erſcheint und dem zu Folge die ſchreckliche, ἀπαρχεσθαι, heißt, vom Haupte der Sterbenden die Locke ſchneidet und ſie ſo dem Tode weiht, die Verwünſchungen der Menſchen vollſtreckt, ſo-

[1]) Archäologiſche Zeitung 1843, Tafel XI. und XII. Monumenti dell' Instituto VIII. Tav. IX. Dr. Veit Valentin, Orpheus und Herakles in der Unterwelt. Berlin 1865. S. 10 ff.

gar mit dem Pluten die Erinnyen zeugt. Wir haben hier zweierlei Auffaſſungen vor uns, von denen nur die eine ächt ſein kann. Soll dies die einer furchtbaren, verderblichen Macht ſein, ſo begreift man nicht, wie ſich dieſe in ein ſo völliges Gegentheil verwandeln konnte. Wohl aber ſieht man die Möglichkeit des umgekehrten Falles ein. Da Perſephone einmal als die Gemahlin des Aides galt, ſo ließ man ſie auch an ſeinem Weſen Theil nehmen; ſie wurde er ſelbſt in weiblicher Geſtalt, während jene urſprüngliche, prophetiſche Beſtimmung in Vergeſſenheit gerieth.

18.

Ob nicht auch jene räthſelhafte Ino-Leukothea der Griechen hieher zu ziehen, welche lateiniſch Albunea und Mater Matuta heißt? — In den Namen Leukothea und Albunea iſt die Bedeutung weiß enthalten, vielleicht im Sinne des Reinen, Unbefleckten. Auch der Name Ino läßt ſich ſo ausdeuten, da ἰνόω reinigen, ἰνησις Reinigung bedeutet. Leukothea und ihr Sohn Melikertes oder Palämon werden als hülfreiche Meergottheiten verehrt. Als mitleidsvolle Helferin und Retterin erſcheint ſie ſchon bei Homer,[1]) wo ſie „mit Erbarmen den irrenden Dulder Odyſſeus ſieht“ und ihm den rettenden Schleier reicht, der zu ihrem charakteriſtiſchen Attribute geworden iſt. Sie ſtellt ſich hiebei dem Poſeidon als ein ſuperieres Weſen entgegen:

„Armer, beleidigteſt du den Erderſchütt'rer Poſeidon,
Daß ſein ſchrecklicher Zorn ſo vieles Weh dir bereitet?
Doch nicht ſoll dich verderben der Gott, wie ſehr er auch eifre!

. . . . . .

Da, umgürte dich ſchnell mit dieſem unſterblichen Schleier
Unter der Bruſt und verachte die drohenden Schrecken des Todes.“

Auch ſie alſo iſt eine Macht, mit der im Bunde man den Tod verachten kann. In dem ihr geweihten orphiſchen Hymnus wird ſie die größte Retterin der Menſchen genannt. Als Matuta, Morgengöttin, könnte ſie die Morgenröthe eines neuen Welttages, einer neu aufgehenden Sonne ſein.

---

[1]) Odyſſee V, 333 ff.

Durch die Verflechtung der Ino in den Mythus des Athamas iſt der Charakter derſelben ſehr entſtellt und in ein ſchlimmes Licht geſtellt worden.[1]) Das will ſich indeſſen mit ihrer Vergötterung, ihrem weitverbreiteten Culte und dem Glauben an ſie, als an eine ſo lieb- und hülfreiche Gottheit, nicht reimen. Das Räthſel löſt ſich, wenn man einſieht, daß jener Mythus aus phöniziſcher Quelle ſtammt und mehrere Figuren darin aus phöniziſchen (ſemitiſchen, hebräiſchen) Sprachwurzeln und Wörtern erklärt werden müſſen. Daß Melikertes, der Sohn der Ino-Leukothea, ein phöniziſcher Name iſt, „der etwa Prinz bedeutet," wird zugegeben;[2]) der andere Sohn der Ino, Learchos, „iſt wohl nur ein griechiſcher Name für den phöniziſchen Melikertes".[3]) Um ſo weniger wird es unſtatthaft erſcheinen können, wenn wir auch andere, hier vorkommende Namen aus dem nämlichen Sprachſtamme erklären. Athamas hat zuerſt eine Nephele, Wolke oder Wolkengöttin, zur Frau; dieſer und ihren Kindern wird Ino als böſe Stiefmutter entgegengeſtellt. Aber dieſer Name Nephele war wohl ein gräciſirtes Fremdwort; vergl. hebr. nebalah, Thorheit, Schlechtigkeit, Verworfenheit. Athamas in Verbindung mit dieſer iſt der gefallene, ſündige Adam, wohl daſſelbe Wort.[4]) Darum ruht auf Athamas und ſeinen Nachkommen jener ſchwere Fluch, zu deſſen Sühnung ſo grauſame Menſchenopfer für nöthig erachtet wurden. Zu dieſer Seite voll Schuld, Befleckung und Wahnſinn bildete die reine und milde Ino wohl das vollkommenſte Gegentheil. Als Stiefmutter wird auch eine Themiſto, Tochter des Hypſeus, genannt. Das iſt wohl wieder Ino ſelbſt mit anderem Namen. Themiſto von θεμιστος gerecht, geſetzmäßig, iſt ebenfalls der vollkommene Gegenſatz zu Schuld und Sünde, und Hypſeus iſt der Höchſte, Erhabenſte, das heißt, die Gottheit im höchſten Sinne des Wortes.

Um bei dieſer Gelegenheit noch einige andere Figuren und

---

[1]) Beſonders hat ſie Euripides übel tractirt und zu einer wahren Furie erſtalt gemacht.

[2]) Preller, Griech. Mythol. I, S. 470 f.

[3]) Daſelbſt S. 313.

[4]) In Teos hieß derſelbe Tammas. Die ſemitiſchen Wörter adam, adom, edom u. ſ. w. heißen eigentlich roth, und ſind verwandt mit dam, Blut.

Bilder dieſes Mythus zu beleuchten, ſo möge noch Folgendes bemerkt ſein.

Phrixos, der Sohn des Athamas, ſoll zum Opfer fallen, entflieht aber auf dem rettenden Widder, der dann dem Zeus φύξιος geopfert wird. Sein Fell ſoll gelden, aber auch purpurfarbig geweſen ſein, was auf ſeinen blutigen Opfertod zu deuten ſcheint. Sollte derſelbe der Sohn einer Theophane ſein, ſo bezeichnete ihn dies als Theophanie, wie man auch die Erſcheinung Chriſti genannt. Es ſchimmert hier, wie mich dünkt, deutlich genug die Vorſtellung von dem Lamme Gottes durch, welches der Welt Sünde trägt.[1]) Auch Athamas ſoll ſterben, wird aber durch ſeinen Enkel Kytiſſoros befreit. Dies iſt das Nämliche in anderer Form; vergl. קִיד kbid, Verderben, und סוּר 'sur, weichen, vorübergehen, vorüberſein. Denſelben Sinn hat der den Phrixos freundlich aufnehmende Dipſakos = תִּפְסַח, tiphsach, Uebergang, Tapſacus am Euphrat mit einer Furt daſelbſt von פָּסַח, pesach, vorübergehen, ſchonend vorübergehen; davon pesach, Verſöhnungsopfer, Paſſalamm. So ließe ſich noch mehr darüber beibringen; ich will mich aber auf dieſe, wie mir ſcheint, beſonders einleuchtenden Punkte beſchränken. Phöniziſche Ausdrücke liegen zu Grunde, die man zum Theil überſetzt, zum Theil bloß grăciſirt (griechiſch lautend gemacht) hat; die Vorſtellungen ſind den bibliſchen verwandt. Man erkennt darin das tiefe Schuldbewußtſein, durch welches ſich die Menſchheit auch in dieſem Geſchlechte gedrückt fühlte;[2]) ſowie auch, daß es ebenfalls einen göttlichen Erlöſer

[1]) Joh. 1, 29 u. 36. Jeſ. 53, 4 ff. Diese Stelle iſt es, über welche in der Apoſtelgeſchichte 8, 32 f. der Kämmerer der äthiopiſchen Königin Kandace ſinnt.

[2]) „Mich dünkt," ſagt Otfr. Müller, „es trete in Athama's Mythe der ethiſche Sinn des Sühnopfers (καθαρσις) reiner und erhabener hervor, als irgendwo anders. Man vergleiche, wie am joniſchen Feſte der Thargelien zwei Männer oder ein Mann und eine Frau, mit Blumen und Früchten geſchmückt, mit wohlriechenden Kräutern eingerieben, feierlich, wie Opferthiere, vor das Thor geführt und vom Felſen geſtürzt wurden. Aber hier waren es überwieſene Verbrecher, verwo fene Menſchen, welche die Stadt beſonders dazu genährt und aufbewahrt hatte, um ſie den Sühnungstod ſterben zu laſſen. Allein in dem Geſchlechte der Athamantiden ſind es die Edelſten des Volkes, der alte, königliche Stamm, Zeus Abkömmlinge, heilig und verflucht zugleich; es ſind die Prieſter, die zugleich Opfer ſind. Keine beſondere, nur die allgemeine Sünde laſtet auf ihnen."

und Verſöhner erwartete, den man theils als einen ſchönen Knaben auf den Armen der Mutter Ino-Leukothea, theils als einen durch ſeinen Opfertod die verſchuldete Menſchheit mit der zürnenden Gottheit verſöhnenden gold- oder purpurvließigen Widder darſtellte.

19.

In den Städten Bubaſtos und Caſtabos in Cherſoneſos finden wir als Gegenſtände der Verehrung zwei Jungfrauen, welche die Sage zu Schweſtern macht, welche aber wahrſcheinlich nur dieſelbe Perſönlichkeit unter verſchiedenen Namen waren. Die eine davon hieß Parthenos, die Jungfrau ſchlechthin oder par excellence, wie Kore, und hatte ihr Heiligthum zu Bubaſtos; die andere führte den Cultusnamen Hemithea, Halbgöttin, und hatte ihren Tempel zu Kaſtabos. Beſonders von dieſer hören wir manches Auffallende. Man brauchte, wenn man ihr opferte, zum Weiheguß nicht Wein, ſondern Honigwaſſer — alſo auch hier wieder die bedeutſame Süßigkeit. Wer ein Schwein berührt oder von einem ſolchen gegeſſen hatte, durfte das Heiligthum nicht betreten — hier der Abſcheu vor dem Unreinen, der alſo auch im Charakter der in Rede ſtehenden Jungfrauen lag. Um dieſe Gebräuche zu erklären, hat man alberne Fabeln erfunden, bei denen wir uns nicht aufhalten wollen. Die Hemithea ſtand im Rufe einer großen Heilgöttin und Helferin; man kam ſelbſt von fern her, um ihren Tempel zu beſuchen; man ſchmückte ihn mit koſtbaren Opfern und Weihgeſchenken, und ſie waren ſicher vor Diebſtahl und Raub; wiewohl ſie nicht durch Hüter und Mauern geſchützt waren. Selbſt die Perſer, die alle griechiſchen Tempel plünderten, ließen den der Hemithea unangetaſtet. Als Sohn derſelben wird ein Baſileus, das heißt König, genannt.[1]) Die erſte Grundlage dieſes Cultus mag wohl ebenfalls eine Weiſſagung geweſen ſein, die einen von einer jungfräulichen Mutter zu gebärenden Weltkönig in Ausſicht ſtellte und auch ihr ſelbſt, dieſer Jungfrau-Mutter, einen erhabenen Rang einräumte.

---

[1]) Diodor V, 62. Parthen. Erot. 1.

20.

Weiter möchten wir für unseren Zweck eine auf Kreta und Aegina erscheinende Gestalt der griechischen Mythologie in Anspruch nehmen, welche die Namen Britomartis, Diktynna, Aphaia, Hekate, führt. Dieselbe soll eine Tochter des Zeus und der Karme gewesen sein; und wird theils als eine die Artemis begleitende Nymphe, theils ebenfalls als Göttin dargestellt. Ein Berg auf Kreta hieß von ihr der diktynnäische. Sie ist ewige Jungfrau, wird aber gleichwohl mit Kindern, als Kindermutter gebildet. So weit zwar bietet sich noch nicht viel Entsprechendes dar; aber untersuchen wir die Namen, so werden wir erstaunen. Britomartis bedeutet die süße Jungfrau, dulcis virgo, von *βριτυς*, süß, und *μαρτις*, Jungfrau. Und als Diktynna ist sie zugleich auch die Gebärerin, die Mutter, von *δικτω*, *δικτυω* = *τικτω*. Dieser Name wird freilich ganz anders ausgelegt; der Minos fliehend soll die spröde Nymphe vom diktynnäischen Berge gesprungen sein und sich dabei in die Fischernetze (*δικτυον*, Netz) verwickelt haben — ein etymologischer Mythus, dessen Absurdität schon Dieder[1]) gerügt. Auch soll Diktynna als Erfinderin der Jagdnetze so genannt worden sein, was auch nur aus dem Namen herausgedeutet ist. Der Name soll auch die Strahlenwerferin bedeuten, von *δικειν*, werfen, weil man sie zur Mondgöttin machte; allein das Wort *δικειν* heißt auch gebären. Dikte hieß nach Dieder[2]) der Ort, wo Zeus geboren war; da hat das Wort noch die Bedeutung Geburt. Diktynna war ein alter Name, der außer Gebrauch gekommen, den man nicht mehr verstand und daher so falsch, ja kindisch auslegte.

Auf Aegina hieß diese Göttin Aphaia, die von allem Dunklen, Trüben, Unreinen Freie, immaculata, intemerata, von dem verneinenden *α* und *φαος*, schummerig, schwärzlich, schwarzgrau; Phaia war Name des Schweins, als des unreinen Thieres.[3]) Pindares

[1]) B. V, 76.
[2]) B. V, 71.
[3]) Plutarch, Theseus 9.

hat den Aegineten auf ihre Aphaia ein Lied gefertigt.[1]) Der Mythus bezeichnet dieſe Göttin als Tochter der Karme; da iſt ſie das Kind der Wonne, die Wonnigliche; vergl. χαρμη, χαρμα, χαρμονη. Als Hekate endlich iſt ſie die Ferne, Künftige; ſie iſt nach Dieder in der ſonſt nicht vorkommenden Stadt Kaino geboren; und dieſe, von καινος, neu, iſt wohl das Symbol einer neuen, künftigen Welt und Zeit; vergl. das „neue Jeruſalem" der Bibel.[2]) Wenn man ſie mit Kindern erſcheinen läßt, wie wenn ſie auf dem diktynnäiſchen Berg als Kindermutter ſitzt, ſo heißt das wohl: ſie werde die Mutter eines neuen, beſſeren Geſchlechtes ſein, wie Maria den Chriſten als eine andere Eva, aber mit umgekehrten Charakter — Eva, Ave — gilt. —

21.

Britomartis wird auch mit Hekate identificirt. Betrachten wir näher auch dieſe. Sie iſt ebenfalls eine ſehr räthſelhafte Geſtalt, voll Widerſpruch mit ſich und dem Ganzen der griechiſchen Götterwelt. Es verhält ſich damit in ähnlicher Weiſe, wie mit den verſchiedenartigen und widerſpruchsvollen Auffaſſungen der Perſephone. Man ſtellt ſich die Hekate gewöhnlich als eine furchtbare Gottheit der Unterwelt, als geſpenſtige, nächtliche Zaubergöttin vor. Aber ſie hat eine noch andere Seite, ſo daß unter demſelben Namen ein, wie es ſcheint, ganz anderes Weſen verehrt wird. Dieſes letztere iſt eine große, allmächtige Herrſcherin, die im Himmel, auf Erden und im Meere waltet, Reichthum, Sieg, Weisheit, glückliche Schifffahrt, Gedeihen der Jugend, Wachsthum der Heerden, kurz alles Gute, Glückſelige, Wünſchenswerthe verleiht. Sie iſt Weltkönigin; der Orphiker bezeichnet ſie als diejenige, die des Weltalls Schlüſſel beſitze. Und ſie hat dieſe allgemeine, ſchrankenloſe Macht ſelbſt neben Zeus und mit ſeinem Willen und wird von allen Göttern hoch geehrt. Sie iſt eine myſtiſche Gottheit; man feierte ihr auf Samothrake und Aegina Myſterien; ſie war auf dieſer letzteren Inſel ſogar

[1]) Pauſan. II, 30.

[2]) Schon Iſ. 65, 17 ff. Im neuen Teſtamente ſ. 2 Petr. 3, 13. Apokal. 21, 1 ff. 5, wo wiederholt das Wort καινος gebraucht.

die Hauptgöttin.[1]) Zu Athen, wo sie Kalliste, die Schönste, hieß, hatte sie ein Heiligthum als Beschützerin der Burg, trotz dem, daß Athene Stadtbeschützerin und Burgherrin, *Ερυσιπτολις*, *Πολιας*, *Πολιουχος*, *Αρεια*, *Αρεαια*, war. Diese Hekate war ferner Lichtbringerin, und darum Fackelträgerin, *φωσφορος*, *δαδουχος*. Ein Inselchen bei Delos hieß Hekatos nesos. Hekatäen, Hekatesäulen standen in und vor den Häusern und auf Kreuzwegen, wo man ihr Speisen hinsetzte, die dann die armen Leute zu verzehren pflegten; wo sie zur Wohlthäterin der Armen und Nothleidenden wurde. Als allgemeine Vermittlerin ward Hekate bei allen Opfern angerufen und trug, wie man annahm, die Gebete der Menschen zum Himmel empor. Bei all' dem ist sie so demüthig, daß sie sich anderen Gottheiten als bloße Helferin und Dienerin zugesellt. Im homeridischen Hymnus an Demeter ist sie „zärtliches Sinnes, die fein umschleierte Göttin". Ein auf Aegina gefundenes Relief aus gebrannter Erde zeigt Hekate mit einem Zweigespann von Greifen und den geflügelten Eros bei ihr.[2]) Hier ist sie eine Art von Liebesgöttin, vielleicht in dem Sinne, wie Maria „die Mutter der schönen Liebe" heißt. Es gab auch eine Hekate *Zea*;[3]) dies Wort bedeutet Dinkel, Spelt, was hier Unsinn ist. Es hat hier wohl die Bedeutung Leben; vgl. *ξηδωρος*, *ξειδωρος* = *ζειδωρος*, lebengebend. Hiernach würde Hekate als ein Genius, eine Quelle des Lebens bezeichnet worden sein.

Wir begreifen dies Alles nur dann, wenn wir diese Hekate als eine magna mater der Zukunft fassen, worauf auch schon ihr Name führt. Sie paßte nicht in die heidnische Gegenwart, sie war eine geahnte, ersehnte, prophezeite, und, wenn sie als schon vorhanden genommen wurde, anticipirte höhere Macht und Wesenheit. In den Mysterien wird man über sie wohl in diesem Sinne belehrt worden sein. Innerhalb der Volksreligion sank sie in die erwähnte Tiefe herab.

---

[1]) „Die Aegineten," sagt Pausanias II. 30, „verehren unter den Göttern am meisten die Hekate und feiern ihr jährlich ein geheimes Fest, welches, wie sie behaupten, der Thrakier Orpheus gestiftet."

[2]) Schwenk. Mythol. des Griechen, S. 185. 189.

[3]) Zu Athen. Preller a. a. O. I, S. 217.

22.

Auf der Hekate-Inſel hatte auch Iris einen Cult; die Delier opferten ihr daſelbſt gewiſſe ſüße Kuchen aus Honig und Weizenmehl nebſt Feigen und Nüſſen. Iris iſt hier wohl nur ein anderer Name für Hekate. Der Regenbogen erſcheint in der Bibel als Bundes- und Friedenszeichen; er war auch wohl dort auf der Hekate-Inſel ein Symbol der großen Vermittlerin des Himmliſchen und Irdiſchen, die den neuen Weltfrieden begründen und wieder Alles zurecht bringen ſollte. Die nicht nur unſchuldigen, unblutigen, ſondern auch ſüßen Opfer entſprechen ganz ihrem Weſen, als der ſüßen Jungfrau Britomartis, wie ſie auf Kreta hieß, der Kore μελιτοδης u. ſ. w. Das Bild der Süßigkeit, des Honiges kehrt faſt überall wieder.

23.

Dieſelbe Bewandtniß möchte es denn endlich auch wohl gehabt haben mit jener Himmelskönigin, מלכת השמים, der die iſraelitiſchen Frauen räucherten, Kuchen buken und Trankopfer goſſen. Auch hier wieder ein von Frauen getriebener Cult. Wie hoch man ihn hielt, wie feſt man an ihm hing, lehren die unten in der Note angeführten Prophetenſtellen.[1]) Es war derſelbe, den die ſogenannten Kollyridianerinnen in Arabien trieben, indem ſie der nun wirklich erſchienenen Himmelsfürſtin gewiſſe Kuchen (κολλυρις) opferten, was aber die Kirche für verwerflich erklärte.[2]) Jeremias wirft den Juden in Aegypten, bei ſeiner Rüge jenes Dienſtes, nichts Anderes vor, als was wir ſchon namhaft gemacht; er beſchuldigt ſie weder moraliſch anſtößiger, noch unmenſchlicher Cultushandlungen; was er, in ſo heftigem Streite mit ihnen, ſicher gethan hätte, wenn irgend etwas der Art geſchehen wäre. Die erwähnte Himmelskönigin wurde alſo wohl als ein reines und mildes Weſen gedacht. Auch von der Aſtarte der Zidonier, Karthager und Iſraeliten wird nichts Schlimmes be-

[1]) Jerem. 7, 18. Cap. 44, 17 ff. 25.

[2]) Alzog, Kirchengeſch. Mainz 1850, S. 355, mit der daſelbſt citirten Literatur.

richtet. „Kein Gallenwesen," sagt Movers,[1]) „kein Mylittendienst, kein unzüchtiger Adonis, kein Phallencult, keine Baumverehrung, wie wir sie bei anderen phönizischen und syrischen Gottheiten nachgewiesen, ist weder von der israelitischen, noch von der zidonischen und karthagischen Göttin dieses Namens irgend im Alterthum erwähnt worden. Vielmehr erscheint dieselbe als die Virgo coelestis im Gegensatz zur Mylitta" u. s. w. Movers erklärt sich dann noch näher gegen die Vermengung dieser Göttin mit ganz andersartigen; und rügt insbesondere die unstatthaften Citate Münter's über sie. Astarte wird zum Theil als Mondgöttin gefaßt,[2]) was ebenfalls für ein keusches Wesen spricht. Sie heißt *Ουρανια* oder Coelestis; die karthagische galt als virginale numen[3]) und stand mit keinem Gott in ehelichem Verhältnisse; Sanchoniathon nennt die phönizische Göttin *παρθενον Ἀστραρχην*. „Sie wurde durch ganz Afrika verehrt und als die himmlische Göttin (Urania) und Herrin der himmlischen Heerschaaren (*Ἀστροαρχη*) angerufen. Auch für eine Heilgöttin und höchste Schicksalsgöttin galt sie; daher ihre Hierodulen in Karthago als Weissagerinnen aufzutreten pflegten, auch über politische Angelegenheiten und die Zukunft des Reiches. Wie sehr sie auch in Rom und Italien Anklang gefunden, beweisen die Inschriften, wo sie bald Coelestis schlechthin, bald Virgo Coelestis, Bona Dea Coelestis, Juno, Diana, Venus Coelestis, Invicta Coelestis, Urania u. s. f. genannt wird."[4]) Auch Fortuna Coeli hieß sie, was uns wieder an die Fortuna Primigenia von Präneste erinnert.

24.

Von großer Wichtigkeit für diese Art von Untersuchungen ist endlich die Aeneassage, die, wie ich beweisen zu können glaube, ebenfalls einen prophetischen Zukunftsidealismus enthält und als eine daraus erwachsene Religion zu betrachten ist, welche sich von Troja aus westwärts bis nach Sicilien (Eryx) und Latium (Rom) verbreitete; deren Hauptmomente die Verehrung einer mütterlichen Huldin (Aphro-

[1]) Phönizier. Bonn 1841. I. S. 603.
[2]) Lucian, de dea Syria 4.
[3]) Augustin, de civ. Dei II, 26.
[4]) Preller, Röm. Mythologie. S. 753 f.

dite Aineias) und eines leidenden, ſterbenden, wiederauferſtehenden und ein ewiges „glückſeliges Gottesreich“ gründenden Heilandes (ΧΥ) waren, und deren Verheißungen man zuletzt auf Rom und ſeine Weltherrſchaft übertrug. Es berührt ſich dies mit den ſibylliniſchen Weiſſagungen und ganz beſonders mit den Darſtellungen des Jeſaias, mit welchen ſie die auffallendſte Aehnlichkeit haben, die ſich ſchon aus der homeriſchen Aeneasſage, wie ſie in die Iliade eingeſtreut iſt, nachweiſen läßt. Wir brauchen deßhalb einen wirklichen Aeneas, der zur Zeit des trojaniſchen Krieges gelebt, nicht zu läugnen; auf ihn, als den gleichnamigen Helden und wohl auch hervorragenden Repräſentanten der Sache, können die prophetiſchen Religionsideen und Cultusbilder übergegangen ſein. Uns liegt es ob, dieſe von einer möglichen Perſon der Art abzutrennen und in ihrer urſprünglichen idealen Reinheit herzuſtellen.

Aeneas iſt Sohn der Aphrodite; ihr ſoll er an verſchiedenen Orten, wo er nach Troja's Untergang hingekommen, Heiligthümer und Culte gegründet haben. Auch wurde er mit ihr gemeinſchaftlich verehrt; und dieſe Venus, die auch den Beinamen *Αινειας* hatte, war nicht die gewöhnliche; es war die aſiatiſch-afrikaniſche, die Urania, Cöleſtis, Aſtarte u. ſ. w., von der wir §. 23 gehandelt. Wir treffen den Aeneas und ſeine mütterliche Huldin zunächſt in der Bucht von Salonichi, wo er eine Stadt Aenos oder Aenea und auf dem Vorgebirge einen Tempel der Aphrodite gründet. Weiter findet ſich an der Küſte von Zante bis Corfu eine ganze Reihe von ſolchen Culten und damit verbundenen Erinnerungen an Aeneas und Troja. So ſoll der Held auf Zante einen Aphroditedienſt gegründet haben, der den Bewohnern ſtets heilig blieb; ebenſo auf Leukas, wo er in dem jetzigen Canal von Sta. Maura ein Heiligthum der Aphrodite Aineias ſtiftet; und wieder auf dem benachbarten Vorgebirge von Actium. Ein Heiligthum der Aphrodite und des Aeneas gab es ingleichen in Ambracia; einen von Anchiſes und Aeneas geſtifteten Tempel derſelben Göttin der Inſel und Stadt Corfu gegenüber bei dem alten Buthrotum. Eine Gegend, wo Troja neu aufgelebt zu ſein ſchien, war ferner die nordweſtliche Spitze von Sicilien, wo der Berg Eryx mit dem Tempel der eryciniſchen Aphrodite weit und breit berühmt war und an ſeinem Fuße die Elymer in mehreren Städten wohnten,

worunter Egeſta oder Segeſta die bekannteſte. Auch hier wieſen alte Sagen und örtliche Erinnerungen ſehr beſtimmt auf einen Zuſammenhang mit dem alten Troja hin, namentlich in der Region von Egeſta, wo ſich ein Heiligthum des Aeneas in der Stadt und ein Altar der Aphrodite Aineias auf einer benachbarten Höhe befand, im Thale ſogar die beiden trojaniſchen Bäche Simois und Skamander gezeigt wurden.[1]) Der Dienſt in Eryx war ein außerordentlich heiliger; nicht nur die ſicilianiſchen Eingebornen, ſondern auch Karthager und Römer betheiligten ſich daran. Der Tempel war ſehr reich, und die in ihm aufgehäuften Schätze blieben wegen der großen Ehrfurcht, die man allgemein vor dieſem Heiligthum hatte, ſtets unberührt und ungeraubt. Eine Ausnahme machte Hamilcar; er und alle Theilnehmer an dem Raube wurden jedoch, zur Strafe dafür, wie man glaubte, von ſchwerem Unglücke betroffen. Es wurden in Beziehung auf dieſen Cult die wunderſamſten Dinge erzählt, beſonders was das Verhältniß der Göttin zur Thierwelt betrifft.[2]) „Die erycíniſche Venus gehörte zu dem Geſchlechte der von Phönizien und Kleinaſien verbreiteten Dienſte der Venus Urania.“[3]) Und ſo wird auch wohl der Name phöniziſch ſein; Eryx war der Berg des Heils, hebr. ארוכה, arab. אריכה, Heilung, Geneſung, Heil; und die Erycina die Bringerin des Heils.

25.

Ich will nun einen Auszug aus der homeriſchen Schilderung des Aeneas geben, zuvor aber die Stellen aus dem Jeſaias herſetzen, mit welchen ſie ſo merkwürdig harmoniren.

[1]) Vergl. die von Dionyſius von Halikarnaß I, 49 ff. beſchriebene Fahrt des Aeneas von Troja aus nach Thrazien, Delos u. ſ. w. bis nach Sicilien und Italien. Faſt aller Orten, wo er hingekommen ſein ſoll, entſtehen Tempel, Altäre, Bildſäulen nicht nur der Aphrodite, ſondern auch des Aeneas ſelbſt. Man kann dieſe ganze Fahrt als eine Geſchichte der Verbreitung der Aphrodite-Aeneas-Religion betrachten, durch welche ein prophetiſcher Mythus, wie er allerdings durch trojaniſche Flüchtlinge weſtwärts verpflanzt werden mochte, Fleiſch und Blut gewann. Homer weiß von einer Auswanderung des Aeneas noch nichts.

[2]) Aelian, N. A. X, 50. IV, 2. V. H. I, 15. Diodor IV, 83.

[3]) Preller, Röm. Myth. S. 385.

„Es ſchießt auf vor ihm, wie ein Reis, und wie eine Wurzel aus dürrem Erdreich. Er hatte keine Geſtalt, noch Schöne; wir ſahen ihn, aber da war keine Geſtalt, die uns gefallen hätte. Er war der allerverachtetſte und unwertheſte, voll Schmerz und Krankheit; er war ſo verachtet, daß man das Angeſicht vor ihm verbarg; darum haben wir ihn für Nichts geachtet. Fürwahr, er trug unſere Krankheit und lud auf ſich unſere Schmerzen; wir aber hielten ihn für den, der geplagt und von Gott geſchlagen und gemartert wäre. Aber er iſt um unſerer Miſſethat willen verwundet und um unſerer Sünde willen zerſchlagen. Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Friede hätten, und durch ſeine Wunden ſind wir geheilet."

„Er iſt aber aus Angſt und Gericht genommen; wer will ſeines Lebens Länge ausreden? Wenn er ſein Leben zum Schuldopfer gegeben hat, ſo wird er Samen haben und in die Länge leben und des Herrn Vornehmen wird durch ſeine Hand fortgehen. Darum, daß ſeine Seele gearbeitet hat, wird er ſeine Luſt ſehen und die Fülle haben" u. ſ. w.

Nun vergleiche man folgende Züge der homeriſchen Aeneasſage!

Aeneas iſt hier ein hoch, ja göttlich verehrter Held, „geehrt, wie ein Gott, im Volke der Troer;" [1]) gleichwohl aber zurückgeſetzt und keineswegs ſeiner Würde gemäß behandelt; Deiphobos, der ſich ihn zum Mitſtreiter wider Idomeneus erwählt, findet ihn „hinter der Heerſchaar ſtehend", dem Priamos zürnend, der ihn, ſo edel er iſt, doch nicht ehrt; [2]) er iſt alſo völlig in den Hintergrund gedrängt, der hinterſte, ὕστατος,[3]) der allerverachtetſte nach Jeſaias. Noch mehr! Er iſt der todtwunde, kranke, die Pfanne iſt ihm zermalmt, die Sehnen ſind ihm zerriſſen, die Haut entblößt; er ſinkt und finſtere Nacht umzieht die Augen.[4]) Da entreißen ihn Götter der Gefahr; die Mutter zwar vermag es nicht; die wird hiebei ſelbſt zu einer leidenden, verwundeten; aber Apollon trägt ihn in ſeinen Tempel auf Pergamos heiliger Höhe. Dort pflegen ihn Leto und Artemis drinnen

---

[1]) Ilias XI, 58.

[2]) Einer Angabe bei Dionyſios von Halikarnaß I, 48 zu Folge wurde Aeneas, unwerth in Alexander's Augen, von der Prieſterwürde ausgeſchloſſen.

[3]) Ilias XIII, 459 ff.

[4]) Im Kampfe mit Diomedes V, 302 ff.

im heiligsten Raum und schenken ihm Kraft und Herrlichkeit.[1]) Immer ist er der durch Göttermacht Gerettete; wie ihn Achilleus den Ida hinab verfolgt, „da rettet ihn Zeus und die anderen Götter;“[2]) und wie er vor Troja in Gefahr ist, von Achilleus erlegt zu werden, nimmt sich seiner Poseidon an, dessen Aeußerungen hiebei besonders merkwürdig sind.[3]) Er bezeichnet den Aeneas als einen durchaus frommen und schuldlos leidenden Mann, der dem Tode nicht Preis gegeben werden dürfe, da ihm die Herrschaft bestimmt sei; denn des Priamos Stamm sei dem Zeus verhaßt geworden; „und es soll des Aeneas Gewalt obherrschen den Troern und die Söhne der Söhn' in künftigen Tagen gezeuget.“[4]) Achilles wundert sich, als er ihn gerettet sieht: „Ei, daß auch Aeneas geliebt von unsterblichen Göttern war! Ich meinte gewiß, er rühme sich nur so vergebens.“

Dies ist fast Zug für Zug und Wort für Wort die hebräische Weissagung, so sehr sie auch der Dichter in seiner Weise zu einer bloß menschlich poetischen Heldensage degradirt. Der tiefere, prophetische Sinn blickt dennoch fast unverschleiert durch. Wir brauchen nur noch den Namen zu erklären, der wahrscheinlich ebenfalls semitischen Ursprunges und nur gräcisirt, griechisch lautend gemacht ist.

Das hebr. ענה, mit dem für uns unaussprechbaren Kehlhauch am Anfang, heißt leiden, gebeugt, unterdrückt sein; davon ענו, anaw, עני, ani, leidend, arm, hülflos mit dem Nebenbegriffe: demüthiger, frommer, unschuldig leidender Dulder; aus diesem ani vielleicht mit dem Zusatze von jah, Gott, könnte, mit offenbar höchst passendem Sinne, der Name formirt sein. Es wäre der Fromme, schuldlos Leidende Gottes, ganz das *αναιειος αλγεα πασχει* des Homer. In dem Namen von des Aeneas angeblichem Sohne Askanios ist jenes ani noch unverdorbener enthalten; mit ask läßt sich חוק, chasak, stärken,

---

[1]) *Αινειαν δ'απατερθεν ὁμιλου θηκεν Απολλων*
Περγαμῳ ειν ιερῃ, ὁθε οἱ νηος γ' ετετυκτο.
Ητοι τον Λητω τε και Αρτεμις ιοχεαιρα
Εν μεγαλῳ αδυτῳ ακεοντο τε κυδαινον τε.

[2]) Il. XX, 194.

[3]) Das. 297 f.

[4]) *Νυν δε δη Αινειαο βιη Τρωεσσιν αναξει*
Και παιδες παιδων, τοι κεν μετοπισθε γενωνται.

ſtark werden, obſiegen, chasnk, chasek, ſtark, mächtig, chesek, chosek, choscah, Macht, Gewalt, vergleichen. Ask-ani-os mit der griechiſchen Endung wäre der gerettete, ſiegende, triumphirende ani: Αινειαο βιη bei Homer, die Kraft, Macht des Aeneas, welche ewig herrſchen ſoll und in Aſkanios zu einer beſonderen mythiſchen Figur gemacht worden iſt, die man dem Helden als Sohn hinzufügte. Es kommt jedoch auf dieſe Etymologien nicht an; die Sache iſt auch ohne ſie klar genug. Die Uebereinſtimmung des griechiſchen Mythus, wie er trotz ſeiner Verweltlichung noch immer bei Homer erſcheint, mit den prophetiſchen Anſchauungen und Vorbildern der Hebräer wird Niemand zu läugnen vermögen; ſie iſt, wenn auch ein Räthſel, doch eine Thatſache; und kein wahrer Forſcher wird ſich erlauben, dieſelbe verächtlich bei Seite zu ſchieben.

Von des Aeneas Sohn Aſkanios erbaut war der Sage nach Alba Longa, das urſprüngliche Haupt des latiniſchen Bundes, in welchem dreißig verbündete Städte ihre Mutterſtadt verehrten. Auf dieſe Stadt wurden wohl zunächſt die Prophezeiungen der Aeneasreligion übergetragen; und longa iſt wohl nicht vom Raume, ſondern von der Zeit zu verſtehen: lang, dauernd, ewig; Alba Longa die ewige Alba, ewige Stadt.[1]) Sie wurde zerſtört, die Bevölkerung jedoch nach Rom geführt, wo ſie auf dem Cölius angeſiedelt wurde. Um ſo leichter konnte ſich nun Rom für die ewige Stadt halten, die ſie bis jetzt auch geblieben iſt und das in einem großartigen Sinne des Wortes, auch im chriſtlichen Weltalter. Der leidende ani des Chriſtenthums, deſſen prophetiſches Vorbild der trojaniſche, wie der hebräiſche, war, iſt hier jedenfalls zum welthiſtoriſch herrſchenden und triumphirenden geworden; und es iſt hier, wie mich dünkt, eine providentielle Verkettung von Umſtänden wahrzunehmen, welche das höchſte Erſtaunen erregt.

25.

Vermuthungen und Andeutungen, wie die vorgetragenen, ſind ſchon von älteren Gelehrten und Theologen geäußert worden, und das zum Theil in noch größerem Umfange, als wir uns hier zu thun

[1]) Alba hießen mehrere Städte.

erlaubt. So sagt z. B. der gelehrte Jesuite Lafitau, indem er von den sibyllinischen Weissagungen und der jungfräulichen Gebärerin spricht, der schon die Druiden Altäre errichtet: „Wer weiß, ob Vesta, Isis, Minerva, Dikthynna, Britomartis, Dea salus oder die gute Göttin der Römer, Diana, Proserpina, Venus-Urania, nebst der unter den Bildern des Thierkreises befindlichen Jungfrau nicht insgesammt Schatten- und Räthselbilder der unbefleckten Jungfrau waren, welche den Heiland gebären sollte" u. s. w. „Dieselbe hat eine so wesentliche Beziehung auf ihn selbst, daß es den Anschein gewinnt, als sei sowohl sie, als er, in der Offenbarung enthalten gewesen, die unsere ersten Eltern vom Geheimnisse der Erlösung erhielten, so, daß dieses Geheimniß nicht nur der Hauptsache nach, sondern auch mit einigen seiner vornehmsten Umstände enthüllt wurde." In der Jungfrau des Thierkreises, Virgo, *Παρθένος*, die so verschieden dargestellt, ausgelegt und benannt wird,[1]) glaubte man um so gewisser die verheißene Jungfrau zu erblicken, da dieselbe auch mit einem Kinde an der Brust abgebildet worden sei. Auch hat man nicht unbemerkt gelassen, daß Persephone so vorzugsweise Kore, Kora, die Jungfrau, heiße und gleichwohl auch zur Mutter des mystischen Dionysos gemacht werde. Lafitau spricht bei dieser Gelegenheit auch von handschriftlichen Auszügen sprachkundiger Missionäre in China aus dortigen Büchern, wo von einer jungfräulichen Mutter und ihrem Sohne in einer den christlichen Vorstellungen analogen Weise die Rede sei.[2])

26.

In jedem Falle war, wie man sich nicht wird verbergen können, schon im vorchristlichen Weltalter, in Folge idealistischer Bedürfnisse und Sehnsuchten, tiefsinniger Ahnungen, ja bestimmter prophetischer Gesichte und Weissagungen, nicht nur das Christenthum überhaupt, wie man es in protestantischer Weise vom Mariendienste losreißt, sondern auch ganz speciell dieser in bewunderungswürdigem Maße

[1]) Astäa, Dike, Themis, Demeter, Isis, Tyche, Erigone — mit Flügeln, Aehren, Palmzweig, Wage.

[2]) Lafitau, Moeurs des Sauvages Americains. Paris 1723. Reims 1724. Cap. III, §. 11.

vorerkannt, vorbereitet, sogar in förmlichen Culten anticipirend ausgeprägt. Es geschah dies, wie sich nachweisen läßt, wenigstens Anfangs, und auch wohl noch späterhin in den betreffenden Mysterien, mit dem Bewußtsein, daß es sich um etwas nicht bereits Gegenwärtiges, sondern Zukünftiges handle; welches Bewußtsein sich in der volksthümlichen Mythologie und den dichterischen Bearbeitungen dieser Stoffe allerdings verdunkelte, so daß nur eine tiefere Forschung das Ursprüngliche zu entdecken vermag. Es liegen aber doch zum Theile noch die ganz unverhüllten und unverdorbenen Grundlagen vor, so daß es keiner gelehrten Bemühung bedarf, um den im Alterthum vorhandenen Zukunftsidealismus wahrzunehmen, wie es der Fall bei den Verkündigungen der cumäischen Sibylle (Virgil) und den Aeußerungen des Nigidius Figulus im römischen Senate ist. Und auch sonst, wo die Sache weniger offen daliegt, erscheinen doch bei näherem Zusehen so deutliche Spuren davon, daß man mit Blindheit geschlagen sein muß, um nicht zu sehen, was man vor sich hat. Vor dem Vorwurfe, daß wir solche Ideen, wie die aufgezeigten, in jenes Alterthum nur träumend und schwärmend hineintrügen, glauben wir daher sicher genug zu sein.

Anhang.

I. (Zu §. 1.)

„Die Druiden," sagt Cäsar,[1]) „halten jährlich an gewissen Tagen an einer heiligen Stätte im Carnutischen, dem Mittelpunkte von ganz Gallien, wie man glaubt, eine Zusammenkunft. Dann erscheinen von allen Orten her die streitenden Parteien und unterwerfen sich ihren Aussprüchen und Entscheidungen." Es war dies wohl dasselbe Heiligthum, wo man die Virgo paritura von Chartres verehrte.

Ich füge hier noch bei, was Nicolas in seinem Werke über die Jungfrau Maria[2]) über die gallischen Alterthümer sagt. „Auch diese zeugen zu Gunsten des prophetischen Alterthums und der Allgemeinheit des Mariencultes. Jedermann hat von dem druidischen Ursprunge der Andacht zu Unserer Lieben Frau von Chartres gehört, welche durch die an einem heidnischen Altare gefundene Inschrift: Virgini pariturae Druides benkundet wird. . . . Und das steht nicht einzeln; man findet Spuren desselben Dienstes an mehreren Orten, wo die Druiden ihren Sitz genommen. Guibert, Abt von Nogent, einer der angesehensten Männer seiner Zeit, berichtet, daß sein Kloster auf dem Platze eines heiligen Haines erbaut sei, wo die Druiden der künftigen Mutter des Gottes, der geboren werden sollte: Matri futuri Dei nascituri, opferten.[3]) Chasseneux

---

[1]) B. G. VI, 14.

[2]) Uebers. v. Reiching. Regensburg 1861. 8°. III. Th. II. S. 24 f.

in ſeiner Geſchichte der Gebräuche Burgunds erzählt beinahe daſſelbe von zwei anderen Kirchen, von denen die eine bei Autun, die andere bei Dijon liegt. Die nehmliche Inſchrift las man in der Kirche von Fontaine in der Nähe des Schloſſes, wo der heilige Bernhard geboren wurde.[1]) Es ſagt uns endlich ein Gelehrter des ſiebenzehnten Jahrhunderts, der ſich beſonders dem Studium der druidiſchen Alterthümer gewidmet, daß die Gallier in ihren geheimnißvollen Heiligthümern die Göttin Iſis oder die Jungfrau, von der man einen Sohn erwartete, angebetet haben."[2])

2. (Zu §. 4 ff.)

Das rariſche Feld, die älteſte Stätte des Ackerbaues nach eleuſiniſcher Sage, von deren Gerſte heiliges Schrotmehl bereitet und Opferkuchen gebacken wurden, hat ſeinen Namen von ϱαρος, ϱαριον, kleines Kind. Es war wohl dem göttlichen Kinde geweiht, deſſen Geburt man erwartete.

„Nicht weit von den Höhen des Taygetos," ſagt Pauſanias III, 20, „iſt ein Heiligthum der eleuſiniſchen Demeter . . . — In dieſes führen ſie aus dem Städtchen Helos am Meere an beſtimmten Tagen ein Schnitzbild der Perſephone hinauf." Hier ſcheint die Kore eine ähnliche Rolle geſpielt zu haben, wie zu Athen-Eleuſis der Jakchos. Wir ſehen in dieſen prophetiſchen Culten das Hauptgewicht theils auf den Sohn der Jungfrau, theils auf dieſe gelegt.

3. (Zu §. 8.)

An Verſuchen, die Religionszuſtände zu ändern, die unter dem Namen Zeus begriffen ſind, hat es nicht gefehlt; davon legt ein Zeugniß die Sage von den Aloiden ab. Dieſe werden als übermüthige, himmelſtürmende Frevler und Empörer wider die waltenden Götter beſchrieben; ſie erſcheinen aber in einem anderen Lichte, wenn man ſie näher in's Auge faßt. Die Sage von ihnen wurde am

---

[1]) Guibert, de vita sua. Lib. II, c. 1.

[2]) Histoire de coutumes de Bourgogne.

[3]) Faber, Origine de l'idolatrie palenne.

Olympos, am Helikon, auf den Inseln Naxos und Kreta erzählt. Ihr Vater war Aloeus, das ist der Pflanzer; sie wuchsen mächtig auf, denn es nährte sie das sprossende Kornfeld, ζείδωρος ἄρουρα; es waren die größten und schönsten Menschen, fast dem Orion gleich.[1]) Sie wollten Alles, wie es scheint, auf den Ackerbau gründen, wohl selbst die animalische Nahrung ausschließen. Sie sollen den Musendienst am Helikon gestiftet und diesen Berg den Musen geweiht, drei solche: Melete, Mneme und Aoide, verehrt und Askra gegründet haben. Ein von ihnen gegründetes Aloion zeigte man am Tempepaß. Auch wurden sie selbst an einigen Orten als Heroen verehrt, wie auf Naxos; man huldigte ihnen und ihrer Mutter Iphimedeia auch in Karien. Wenn es heißt, sie hätten das Meer zum Festlande, dies aber zum Meere machen wollen, so ist dies eine Phrase, welche bedeutet, daß sie die bestehende Ordnung der Dinge gänzlich verkehren wollten. Aber sie wollten offenbar keinen roheren, sondern einen feineren und edleren Zustand herbeiführen. Das Merkwürdigste und Sprechendste, was man von ihnen vernimmt, ist dies, daß sie den Ares gefesselt und ihn dreizehn Monate lang gefangen gehalten.[2]) Das heißt ohne Zweifel: sie hätten aller gewaltthätigen, blutigen Zwietracht und Feindschaft der Menschen gegen einander ein Ende machen wollen. Ihr Unternehmen mißglückte; es war um Jahrtausende verfrüht. Sie selber vielmehr gingen tragisch unter; Apollon soll sie noch in jugendlichem Alter mit seinen Pfeilen getödtet haben. Schon Andere haben damit die kretische Sage von Jasion verglichen, der mit Demeter den Plutos erzeugt und den deßhalb Zeus mit dem Blitze erschlägt.

4.

Die alten Seher und Seherinnen scheinen sogar den Kreuzestod Christi vorausgeschaut zu haben. Ich weiß wenigstens nicht, wie ich mir so seltsame und auffallende Darstellungen, wie folgende, anders erklären soll und was etwa unsere Aegyptologen für einen besseren Bescheid darüber zu geben im Stande sein mögen. Ein Reisender

---

[1]) Odyssee XI, 308 ff.

[2]) Ilias V, 385 ff.

berichtet bei Beſchreibung eines ägyptiſchen Grabes Folgendes: „Was in dieſem Gewinde hoch verzierter Gänge und Säle die Reiſenden nicht wenig in Erſtaunen ſetzt, iſt ein Gekreuzigter, an jedem Winkel des in's Viereck getheilten Ganges, ganz ſo, wie wir Chriſtum darzuſtellen pflegen, ausgehauen. Er hat vier Fuß Höhe, wendet das Haupt zur Seite, die Arme ſind ausgeſpreitet, die Füße übereinandergeſchlagen. Der nächſte Gedanke iſt, daß die erſten Chriſten der Thebaide den Darſtellungen des Ganges dieſen Zuſatz gegeben haben. Aber er iſt des älteſten, unverkennbar ägyptiſchen Styles, paßt in die angereihten Bilder und zeigt noch die Farben, mit denen auch er, wie alle übrigen Hieroglyphen und Bilder, bemalt war. Er trägt überdies die ägyptiſchen Armbänder und hat Legenden aus Hieroglyphen zur Seite. Eine Kreuzigung uralter Zeit.“ [1])

5.

Die zuletzt berührte Erſcheinung erinnert uns an eine andere, ebenfalls ſehr auffallende, die ſich in Amerika darbietet. Eines der großen Räthſel nämlich, die uns die mit ſo tiefer Nacht bedeckte amerikaniſche Vorzeit aufgiebt, ſind die Kreuzverehrungen derſelben, die nicht auf das von den Europäern dort eingeführte Chriſtenthum zurückgeführt werden können, ſondern einen ſelbſtſtändigen Charakter tragen. Sie haben gleich Anfangs bei der Entdeckung des Continentes Erſtaunen erregt, und ſind noch heut zu Tage ein meines Wiſſens ungelöſtes Problem. Daß das Kreuz ſchon vor Entdeckung des Welttheiles eine große religiöſe Bedeutung bei den Ureinwohnern deſſelben gehabt, daran kann nicht gezweifelt werden. Es ſprechen dafür nicht nur Sagen und ältere Berichte, welche der zur Negation ſo ſehr geneigten Skepſis unſerer Zeiten unterliegen, ſondern auch Denkmale, wie ſie beſonders in den berühmten Ruinen von Palenque gefunden und autoritätsvoll beſchrieben und abgezeichnet worden ſind. Daher die Anerkennung, welche die Sache ſchon bei Alexander v. Humboldt [2]) gefunden hat. „Die Kreuze,“ ſagt er, „die auf Cozumel, in

[1]) Briefwechſel zwiſchen Julius Schnetter und ſeinem Pflegeſohn Profeſſ. Leipz. u. Stuttg. 1834. S. 269.

[2]) Kritiſche Unterſuchungen u. ſ. w., überſetzt von Ideler. Berlin 1836. I. S. 344 f. Vergl. 131 f.

Yucatan und anderen Gegenden von Amerika die Aufmerksamkeit der Conquistadores in so hohem Grade auf sich gezogen haben, beruhen keineswegs auf" „Mönchssagen," „sondern verdienen, wie Alles, was auch nur den entferntesten Bezug auf den religiösen Cultus der einzelnen Völker in Amerika hat, eine ernstere Untersuchung. Ich bediene mich des Wortes Cultus, da ein unter den Ruinen von Palenque in Guatemala enthaltenes Relief, von dem ich eine Zeichnung besitze, es mir außer Zweifel zu setzen scheint, daß eine symbolische Figur in Gestalt eines Kreuzes, dem jedoch die obere Verlängerung fehlt, ein Gegenstand der Anbetung war." Humboldt erinnert an das ägyptische Emblem des Hermes (tanticus character, crux ansata), welches unter den Christen nach der Zerstörung des Serapistempels zu Alexandrien unter Theodosius dem Großen eine Art von Berühmtheit erlangte.[1]) „Einen Stock, der sich in ein Kreuz endiget, erblickt man in der Hand der Astarte, auf Münzen von Sidon aus dem dritten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung." — Die Beschreibung und Zeichnung einer in den erwähnten Ruinen dargestellten Kreuzverehrung ist bei Stephens[2]) zu finden. In der Mitte einer Steintafel befindet sich ein großes, prächtiges Kreuz mit einem phantastischen Vogel darauf; rechts und links stehen zwei Figuren, die einen priesterlichen Charakter zu haben scheinen. Die eine scheint ein Kind darzubieten und der von dem Kreuzbilde repräsentirten Gottheit zu weihen. — Zwischen den Ruinen von Palenque liegen monolithische Statuen, eine mit einem Kopfputz in Gestalt eines Kreuzes; was man selbst in geographischen Handbüchern[3]) bemerkenswerth gefunden. Und so giebt es noch mehr Erscheinungen der Art, deren faktische Richtigkeit nicht in Abrede gestellt werden kann. Von einem merkwürdigen Kreuz in Peru giebt ein eingeborner, aus königlichem Geblüte entsprossener Geschichtschreiber, der Inca

---

[1]) Die Juden in Jerusalem behaupten, schon die alten Aegyptier seien Kreuzanbeter gewesen, und Moses habe als Kind keine ägyptische Amme annehmen wollen, weil diese Weiber das Kreuz an ihrem Busen trugen. Ausland 1862 Nr. 19, S. 456.

[2]) Reiseerlebnisse in Centralamerika. Leipz. 1851. S. 478.

[3]) Klöden III. 1862. S. 721.

Garcilasso,[1]) eine Beschreibung. Es war aus einem prächtigen Steine gemacht, bestand aus einem Stücke und gab einen großen Glanz von sich. Die Incas verehrten es an einem geheiligten Orte (Huaca) und hielten es in hohen Ehren, ohne zu wissen, wie lange sie es bereits im Besitze hätten und was die Ursache ihrer Ehrfurcht sei. Die Spanier brachten es in die Sacristei der Hauptkirche zu Cuzco, wo es Garcilasso gesehen und genau betrachtet hat.

Einige amerikanische Geschichtschreiber, sagt Clavigero,[2]) „sind der Meinung, daß das Evangelium bereits einige Jahrhunderte vor der Ankunft der Spanier in Amerika geprebigt worden sei. Sie gründen ihre Meinung unter Anderem auf die hin und wieder gefundenen Kreuze, die vor der Ankunft der Spanier gemacht zu sein scheinen und auf die Abdrücke menschlicher Fußstapfen im Stein, welche für die des Apostels Thomas ausgegeben werden. Die vornehmsten Kreuze waren zu Yucatan, Mizteca, Queretaro u. s. w. Derjenigen in Yucatan gedenkt Pater Cogolludo Bd. II. Cap. 12 seiner Geschichte, und des zu Mizteca Boturini." Clavigero führt hier zugleich den großen yucatanischen Prepheten Chilam Cambal an, der den Bewohnern von Yucatan die Verehrung des Kreuzes gelehrt.[3]) Antonius Ruiz[4]) gedenkt eines wunderthätigen Kreuzes, das man in dem Theile von Paraguay gefunden, der davon wahrscheinlich „das heilige Kreuz" genannt werden sei. Er betrachtet es als einen der Beweise für die Meinung, daß der Apostel Thomas in Brasilien, Paraguay und Peru das Evangelium verkündiget habe. Die Tradition des Landes spreche von einem weißen, bärtigen Manne, der die Menschen daselbst mit Gott bekannt gemacht habe. Von dem schreibe sich das große Kreuz her, bei dessen Anblick die Dämonen gewichen und die Orakel verstummt seien.[5]) Peter Mar-

[1]) Commentar. real. II. c. 3.

[2]) Geschichte von Mexico I. S. 353.

[3]) Herrera Dec. II. lib. III. c. 1. Humboldt a. a. O. S. 131.

[4]) Conquista espiritual del Paraguay §. 23 und 25.

[5]) Ueber einen Culturheros, Religionsstifter und Propheten des alten Amerika, namentlich Brasiliens, der „das Gesetz des Himmels" geprebigt, mit dem Kreuze bewaffnet gewesen, seine Fußstapfen im Fels hinterlassen, Weissagungen ausgesprochen, die man auf die Einführung des Christenthums bezog, sind wirklich Traditionen vorhanden, die sich nicht ganz abweisen lassen; er wird Pay

thr[1]) sagt, die Spanier hätten in Yucatan Kreuze getroffen und die Eingebornen hätten den Ursprung dieses Zeichens auf einen sehr schönen, wie die Sonne leuchtenden Mann zurückgeführt. Lopez de Gomara[2]) sagt von den Einwohnern der Insel Agazumil oder Cozumel,[3]) daß sie eine Art von kleinen, aus Steinen erbauten Tempel hätten, worin sich ein sechs Zoll langes Kreuz befinde, das von ihnen als eine Gottheit angebetet werde; sie riefen es zur Zeit der Dürre an, um Segen zu erlangen und trügen es in Prozessionen herum; und man wisse nicht, woher sie es bekommen und woher diese Verehrung entstanden sei. Am frappantesten ist folgende Thatsache. Christian le Clerc[4]) berichtet von einer Völkerschaft bei Gaspé am Ende des St. Lorenzbusens, den sogenannten „Kreuzträgern," bei welchen eine so außerordentliche und gehäufte Anwendung und Verehrung des Kreuzzeichens stattfand, wie sonst nirgends in der Welt. Diese Indianer trugen dasselbe durchgängig auf Haut oder Kleidung; bei Rathsversammlungen saßen sie um ein in der Mitte errichtetes neun oder zehn Fuß hohes Kreuz umher, und jeder der Versammelten hielt dasselbe heilige Zeichen zugleich in seiner Hand.

Tuma, Zuma, Zomé, Zumé, Pay Abara genannt; das vorgesetzte Pay bedeutet Vater. Siehe Charlevoix, Geschichte von Paraguay im VI. Buch. Spix und Martius, Reise in Brasilien. München 1828. II. S. 507. Martius, Ethnographie. Leipz. 18[illegible]. I. S. 575. Die ersten Entdecker und Bekehrer glaubten darin den Apostel Thomas zu erkennen, der bereits diese Lande durchzogen und den Wilden das Evangelium gepredigt habe. Eine alte Reisebeschreibung, aus welcher A. v. Humboldt einen Auszug gibt, spricht von Indianern an der Küste von Südamerika, welche Fußstapfen des heiligen Thomas und Kreuze zeigten, Ersteren als den kleinen Gott im Unterschiede von einem größeren bezeichneten und nach ihm ihre Kinder benannten. Humboldt, Untersuchungen III. S. 179 f. Letzterer Umstand wird auch in Schoner's opusculum geographicum erwähnt, welches in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts zu Nürnberg erschien: „Anthropophagi Brasilienses liberis Thomae nomen imponunt." In den Dialekten der südamerikanischen Eingebornen findet sich: Maxuruna tuman, Coroado bamonotomo, Magier, Zauberarzt. Martius, Ethnographie II. S. 237, 197. Pay abaré ist brasilianisch = clericus; das. S. 7. 79

[1]) Hist. gener. de las Ind. II. c. 17.

[2]) Entdeckt von Grijalva i. J. 1518.

[3]) Ocean L. IV. c. 1.

[4]) Nouvelle relation de la Gaspesie 1691. Ch. IX. §. 10.

Das Oberhaupt trug es auch als Stock; Abgeordneten und Gesandten ward es um den Hals gehängt. Alles war mit ihm gezeichnet und geweiht, Windeln und Wiegen der Kinder, Wände der Cabanen, Ballstöcke, Kähne, Grabstätten, Plätze der Jagd und Fischerei, und die Frauen in gesegnetem Zustande schlugen die Stachelschweinfelle, womit sie sich bekleideten, in Form des Kreuzes zusammen, damit die Frucht ihres Leibes unter dem Schutze dieses Zeichens reife. Was den Ursprung dieser erstaunlichen Kreuzverehrung betrifft, so erzählten sie Folgendes. Es bedrohte sie einst eine furchtbare Krankheit mit völligem Untergang. Da erschien einigen ihrer weisesten und angesehensten Greise im Schlafe ein überaus schöner Mann mit einem Kreuze in der Hand, das er ihnen als Mittel des Heiles nachzubilden und zu ehren befahl. Als dieser Befehl befolgt wurde, wich die Seuche. So wußten sie es von ihren Vätern her.

Weiter ist bei den von Europäern noch nicht christianisirten Einwohnern Amerika's Kreuz und Kreuzverehrung in nachstehenden Fällen vorgekommen. In dem Berichte über die Reise nach Cibola im Jahre 1540 von Pedro de Castañeda de Nagara heißt es: „In mehreren Dörfern der Gebirge zeigten die Indianer Verehrung vor dem Kreuze. Bei Acuca fanden wir bei einem Brunnen ein Kreuz von zwei Spannen Höhe und einem Finger Dicke. Das Holz war viereckig und rings herum standen viel vertrocknete Blumen und kleine Stäbe mit Federn. Bei Acuca fanden wir auf einem Grabe ein Kreuz, welches aus zwei mit einem Faden zusammengebundenen Stücken Holz bestand." — „Die Eingebornen empfingen dieses Zeichen (ein christliches Kreuz) mit tiefer Verehrung und stellten es in Behälter von Matten, die sie besonders zu diesem Zwecke einführten." — „Das Kreuz ist bei den Indianern in Cibola das Zeichen des Friedens." — „Sie beobachten, wenn sie Frieden schließen, folgende Ceremonie: sie nähern sich den Pferden, nehmen von deren Schweiß, reiben sich damit am Körper und machen dann mit dem Daumen beider Hände ein Kreuz. Das sicherste Zeichen ihrer Freundschaft ist, wenn sie die Hände kreuzen; dann ist sie unverletzlich." [1]) —

---

[1]) Amerika von H. Ternaux-Compans, deutsch von Alvensleben. Meißen 1839, II. p. 75, 115, 139, 178.

Unter den Alterthümern, die man in den Grabstätten eines verschwundenen Volkes in Nordamerika gefunden, ist auch das Kreuz. In einem Hügel der Stadt Chillicothe entdeckte man ein menschliches Skelett, das auf der Brust ein kupfernes, ganz von Rost zerfressenes Kreuz hatte.[1])

In das nordwestliche Amerika wird von einer alten Sage eine Art von Priester Johannes, ein bärtiger König, Namens Tatarax gesetzt, der ein Kreuz von Gold und das Bild einer Frau, Señora del cielo, verehre. Dieser König wurde namentlich auf der Fahrt gesucht, welche der Franciskaner Marcus de Niza nach Cibola, dem Lande der Bisons, jenseits des sechsunddreißigsten Breitegrades unternahm.[2]) Dies könnte einer der altamerikanischen Culturheroen und Propheten gewesen sein, auf welche man die Kreuzverehrungen in Yucatan und Brasilien (Chilam Cambal, Tuma, Zuma u. s. w.) zurückführt. Mit dem Namen Tatarax ließen sich das grönländische tarrax, Norden, vergleichen. In einer Reisebeschreibung, wo ein Zug durch das Felsengebirge geschildert wird,[3]) liest man von einem Kreuze, welches mitten in den wilden Bergen, etwa achthundert Fuß über dem Boden, an einer Felswand gesehen wurde. Man folgte einem Bache; an der Westseite desselben befand sich eine Anzahl konischer Hügel, gedrängt um eine Höhe, deren Gipfel dem Giebelende einer alten Kirche glich. Auf der Ostseite von diesem erschienen zwei in's Kreuz laufende Adern von krystallisirtem Quarz; die aufrecht laufende war etwa sechzig, die quer laufende, welche die andere nahe am Gipfel durchschnitt, etwa zwanzig Fuß lang. Man erblickte dieses Kreuz, als eben die Sonne aufging und die glänzenden Krystalle erleuchtete; es war „ein ergreifender Anblick." Die Trapper haben diesen Berg voll Ehrfurcht den Berg des heiligen Kreuzes genannt. In der erwähnten Reisebeschreibung wird dies Phänomen als „eine der größten Seltsamkeiten der

---

[1]) Noch Assal, Nachrichten von den früheren Einwohnern von Nordamerika. Heidelberg 1827. S. 15.

[2]) Humboldt a. a. O. I. S. 432.

[3]) Travels in the great Western prairies etc. by Farnham. Ein Auszug daraus steht im Ausland 1845. Siehe daselbst S. 254.

Natur" bezeichnet. In eben derſelben kommt noch etwas Wunderliches vor. Man befand ſich an einem Zufluſſe des grünen Fluſſes, Hams Fork genannt. Da erblickte man in der Entfernung von einigen Stunden drei hohe Maſſen; „die eine glich einer ungeheueren Kirche mit einer wahrſcheinlich dreihundert Fuß hohen ſenkrechten Felspyramide. Die Erhöhung, auf welcher ſie ruhte, glich der Farbe nach dem Sande dieſer Gegend. Die Felspyramide aber war ſchwärzlich, wahrſcheinlich Baſalt. Die zwei anderen Felskegel waren minder hoch." Die Gegend, die man hier durchwanderte, war eine unfruchtbare Wüſtenei, wo nur Wölfe und Raben hauſen, von denen man nicht begriff, woher ſie ihre Nahrung gewännen.[1])

Was iſt's mit dieſen Kreuzen, Pyramiden und kirchenartigen Steinmaſſen in der Wildniß und Wüſte des Felſengebirges? Treibt hier die Natur ein ſo ſeltſames Spiel, oder gehören dieſe Erſcheinungen der Geſchichte der Menſchheit an und ging in dieſer Region einſt Etwas vor, wovon dieſelben die übrig gebliebenen, räthſelhaften Denkmale ſind? —

Ueber die amerikaniſchen Kreuzverehrungen, ſo weit ſie ihm bekannt waren, hat weitläufig ſchon Lafitau in ſeinem Werke: Moeurs des Sauvages Americains comparées aux moeurs des premiers temps[2]) gehandelt. Er hat hiebei, wie Humboldt, auch die Kreuze, welcher ſich in bedeutſamer Weiſe die heidniſchen Völker der alten Welt bedienten, in Vergleichung gebracht; dazu verſchiedene alterthümliche Figuren und Münzen abbilden laſſen, wo ſich Kreuze, zum Theil als Stab in den Händen gehalten, darbieten. Er führt auch die die uralte Bedeutſamkeit dieſes Zeichens ausdrückenden Verſe aus dem Fulgentius[3]) an:

Crux ista Christi, quam novellam dicitis,
Nascente mundo facta ut primum est homo,
Expressa signis, expedita est litteris.
Adventus ejus mille per miracula
Praenunciatus ore vatum consono.

---

[1]) Ausland 1845 Nr. 83. S. 330 f.
[2]) Cap. III. §. 41.
[3]) Hymn. 11.

Reges, prophetae, judicesque et principes,
Virtute, bellis, cultibus, sacris, stilo
Non destiterunt pingere formam crucis.
Crux praenotata, crux adumbrata est prius,
Crucem vetusta combiberunt secula.
Tandem retectis vocibus propheticis,
Aetate nostra comprobata antiquitas
Coram refulsit ore conspicabilis etc.

So viel über einen Gegenstand, den wir, seiner Dunkelheit wegen, nur anhangsweise zur Sprache gebracht. Wir erlauben uns keine bestimmte Meinungsäußerung darüber; nur noch auf die in ägyptischen Gräbern gefundenen nicht christlichen Kruzifixe wollen wir zurückdeuten und die Frage stellen, ob nicht diese mit den altamerikanischen Kreuzen und Kreuzverehrungen unter denselben Gesichtspunkt zu setzen seien. Einige unserem Mariendienst ähnliche amerikanische Analogien wollen wir, von derselben Bescheidenheit geleitet, ebenfalls nur diesem Anhange beifügen.

6.

Auf den großen Antillen wurde eine Muttergottes verehrt. Die Eingebornen glaubten nämlich an ein ewiges unsichtbares Wesen und an dessen Mutter, der sie fünf Namen gaben.[1]) Das ist sonderbar, da die Fünfzahl im Mariendienst eine so große Rolle spielt.[2]) Man hatte auch ein fünftägiges Fasten, und die Insel war in fünf Königreiche getheilt, von denen eines Marien hieß. Das Alles kann und mag ein zufälliges Zusammentreffen von Umständen sein; doch kommt dergleichen auch sonst noch vor.

---

[1]) Roman Pane, Histor. del Colombo Ven. 1685 p. 253. Roman Pane, ein Hieronymitanerbruder, durch welchen Columbus die Kaziken von Haiti im Christenthum unterrichten ließ.

[2]) Fünf Buchstaben hat der Name Maria; es werden fünf Freuden, fünf Schmerzen, fünf Glorien der Mutter Gottes gezählt; es giebt eine fünffache, mit den Anfangsbuchstaben den Namen Maria bildende Gebetsreihe; fünf Rosen mit diesen Buchstaben wachsen der Legende nach aus dem Munde eines Mariendieners, der dies Gebet zu sprechen pflegte u. s. w.

Die alten Mexikaner hatten eine Göttin, Namens Centeotl oder Tonacajohua, die sie als Lebenserhalterin und Getreidegöttin verehrten. Sie hatte fünf Tempel in Mexico — auch hier wieder diese Zahl. Die Göttin Tonantzin, das heißt: unsere Mutter, die auf einem Berge, drei Meilen nordwärts von Mexico, ihren Tempel hatte, hält Clavigero für die nämliche Gottheit. Die Nationen kamen schaarenweise und mit einer erstaunlichen Menge von Opfern herbei, um ihr zu huldigen. Am Fuße des Berges wird jetzt das Bild der Muttergottes von Guadeloupe verehrt.

Der grausamen Sitte der alten Mexicaner gemäß wurde an den Festen der Centeotl eine Menge von Menschen- und Thierblut vergossen. Nicht so bei den Totonaca's. Diese hatten sie ganz besonders zu ihrer Schutzgöttin gemacht; sie hatten ihr ebenfalls auf einem Berge ein Heiligthum errichtet, wo eines der berühmtesten Orakel des Landes war und die ganze Völkerschaft hinkam, um anzubeten. „Sie hegten," sagt Clavigero,[1]) „eine außerordentliche Liebe zu ihr, weil sie glaubten, sie verlange keine Menschenopfer, sondern begnüge sich mit Wachteln, Tauben, jungen Hasen u. s. w. Ja, sie hofften, durch diese Göttin einst von der grausamen Tyrannei der anderen Götter, durch welche sie zu Menschenopfern gezwungen wurden, befreit zu werden."

Es ist hier also mit Bestimmtheit ausgesprochen, daß man sie, wenigstens in gewisser Beziehung, als ein Wesen der Zukunft betrachtete.

Jetzt noch etwas außerordentlich Merkwürdiges! Nach einer wunderlichen, auf den ersten Blick sogar absurden mexicanischen Mythe wurde einmal ein steinernes Messer vom Himmel geworfen, von welchem eine sich ihres göttlichen Ursprunges bewußte Heldenschaar entsprang. Da das Menschengeschlecht zu der Zeit untergegangen war, so stieg einer dieser Helden, Xolotl geheißen, zur Hölle nieder und raubte dem Gotte derselben Mictlantecutli einen Todtenknochen; diesen besprengten die Helden mit ihrem Blute und stellten so das vernichtete Menschengeschlecht wieder her. Die Sonne des neuen Weltalters aber stand gleich nach ihrem Aufgange still und forderte, wofern sie ihren

[1]) Geschichte von Mexico I, S. 356, 362.

Lauf fortsetzen solle, den Tod der Helden, welche dem zu Folge in der That alle sterben mußten. Dies sind die Hauptmomente der Sage, die man bei Clavigero ausführlicher erzählt findet.

Man sieht leicht, daß man es hier mit einer Symbolik zu thun hat, deren Sprache man sich zu enträthseln hat, um sich ihres Sinnes zu bemächtigen. Wir wollen es versuchen. Es handelt sich um eine Erneuerung, Wiedergeburt des Menschengeschlechtes, damit ein neues Weltalter seinen Anfang nehme. Xolotl steigt, wie Herakles, zur Unterwelt nieder und kämpft mit dem Todesgott. Beides der Todesüberwindung und Höllenfahrt des christlichen Heilandes gemäß. Aber auch ein blutiges Martyrerthum ist angezeigt, wie es die Einleitung zu dem neuen Weltalter zu bilden hat. Und was das Steinmesser betrifft, von welchem die Helden ihren Ursprung haben, so hat der prophetische Geist, der diese symbolische Geschichte eingab, sogar den Namen Maria gewußt und ausgesprochen. Denn Messer heißt in mehreren indianischen Sprachen maria, malia;*) und ich zweifle nicht daran, daß der amerikanische Mythus sich dieses Anzeichens bedient hat, um auf diejenige hinzudeuten, die als die Anfängerin einer neuen, großen Weltzeit in der That zu betrachten ist.

7.

Es giebt noch viele andere Indianersagen, die mit den christlichen Dingen eine oft ganz erstaunliche Aehnlichkeit haben; so daß

*) S. das dictionarium Gallibi bei Martius, Ethnogr. II, S. 335. Ebendaselbst S. 229: Ukrina maria = culter. Und S. 247: Paravilhana malia dasselbe. Der Missionär Gilii, der achtzehn Jahre lang als Heidenbekehrer am Orinoco gewirkt und mit den indianischen Sprachen sehr vertraut war, sagt in seinem Werke Saggio di Storia Americana etc. Rom 1782: „Es gibt hier viele Wörter, die zwar wie die unsrigen lauten, aber eine ganz andere Bedeutung haben." Es folgen Beispiele, worunter dieses: „Maria ist das Wort, womit die Caraiben und manche andere indianische Völker das Messer nennen." Man sieht hieraus, daß auch die Aussprache des indianischen Wortes ganz die gleiche, wie die des Namens Maria ist. Härtere Formen sind: Tariana und Baniwa marlia, marlihé, Martius S. 260 f. 263. Im Indischen ist mar schneiden, brechen, maryâ, Scheidung, Grenze, griech. μερος u. s. w.

man glauben möchte, es hätten in diesem Welttheil bereits vor Columbus mehrfache, christliche Einwirkungen stattgefunden, wovon jene Sagen die Reste seien. Aber auch ohne solche läßt sich die Erscheinung erklären. Es kann auch hier eine vielleicht schon uralte, seherische Symbolik und Mythologie gegeben haben, wie sie sich in den Mythen von Aeneas und Herakles[1]) zu erkennen giebt; und diese könnte ebenso, wie in jenen griechischen Mythen, die Gestalt einer erzählenden Sage angenommen haben; es war dies vielleicht diejenige, in der sich die bezüglichen Visionen schon gleich Anfangs aussprachen. Man erinnere sich, wie oft sich die biblischen Geschichten und Weissagungen, ihrer Form nach, als etwas Vergangenes oder Gegenwärtiges darstellen![2]) Das Bewußtsein, daß gleichwohl etwas Zukünftiges vorgebildet werde, kann sich dann im Laufe der Jahrhunderte völlig verloren haben.

So hat man in Brasilien die Vorstellung von einem Schöpfergotte, Namens Maire Monan, gefunden, welcher zum Heile seiner Völker in's Fleisch gekommen sei und sich in ein Kind verwandelt habe;[3]) wo sich eine semitische Sprachspur zu bieten scheint, da מרא, mare, chald., syr., arab. Herr, und מנן, manon, nach den hebräischen Auslegern Kind bedeutet. Es kommt ferner in der Mythologie der Brasilianer ein gewisser Ata vor, von welchem viele außerordentliche Dinge berichtet werden, und den eine Jungfrau ohne Verletzung ihrer Reinheit geboren haben soll.[4])

Von den Manjacas berichtet Charlevoix:[5]) „Eine von ihren Traditionen sagt, daß ein Weib von großer Schönheit ohne Zu-

---

[1]) Ueber diesen s. „Die dreifache Krone Roms."

[2]) Im Hebräischen steht, nach Gesenius, das Präteritum für das Futurum „bei Weissagungen, Betheuerungen, Versicherungen, insoferne die Erfüllung der verheißenen Sache in lebendiger Sprache schon als vergangen oder wenigstens gegenwärtig gedacht wird." Jes. 9, 1. „das Volk, das im Finstern wandelt, siehet ein großes Licht u. s. w.

[3]) Thevet, Cosmograph. univers. Tom. II. Lib. 21.

[4]) Thevet, Cosmogr. univ. l. 21, c. 6. Martius Ethnograph. I, S. 586.

[5]) Geschichte von Paraguay. Tbl. II. Buch 15.

thun eines Mannes ein sehr schönes Kind geboren, welches, da es erwachsen war, viele Wunder gethan. Dasselbe habe sich dann in die Luft erhoben und in die Sonne verwandelt. Diese Indianer hatten nach anderen Nachrichten auch eine Art von Trinität und brachten dieselbe in Verbindung mit einer Jungfrau, Guipoci geheißen, welche die Gemahlin ihres Gottvaters und die Mutter ihres Gottsohnes sei. Ersterer sei der Gott der Gerechtigkeit und strafe die Bösen; der Sohn, der Geist und die Jungfrau seien Mittelspersonen.[1]) Von den Maipuriern berichtet Ph. Salvator Gilii:[2]) sie nennen das höchste Wesen Purrunaminari und geben ihm einen Sohn mit Namen Sisiri, dessen Mutter eine Göttin, Namens Tapanimarru gewesen — wo man wieder eine Spur des Namens Maria entdecken kann. Sie sei eine sehr schöne Jungfrau gewesen und der Gott habe sie, ohne sie zu berühren, zur Mutter gemacht. Die Saliven, eine sehr alte Nation, nennen, demselben Berichterstatter zu Folge, das höchste Wesen Pura und sagen, ein Sohn desselben sei vom Himmel herab gekommen, um die Länder am Orinoco von einer ungeheueren Schlange zu befreien, welche sie unsicher machte. Er tödtete sie und sagte zu ihr oder dem Dämon, dessen Gestalt sie war: „Gehe, Verfluchter, in die Hölle! du sollst nie wieder in mein Haus kommen.“[3]) Nach einer Caraibensage stieg Bongou, der erste Caraibe, das heißt, das Urwesen, vom Himmel zur Erde herab, lebte daselbst und starb. Drei Tage nach seinem Tode aber, wurde er wieder lebendig und fuhr zum Himmel.[4]) Die in so mancher Hinsicht merkwürdigen, jetzt ausgestorbenen Mandaner, über welche Catlin und Prinz von Neuwied berichtet haben, hatten folgende Ueber-

---

[1]) Aus den Lettres édifiantes et curieuses etc., von welchem weitläufigen Werke ein deutscher Auszug von Reichard existirt: „Zur Kunde fremder Völker und Länder. Aus französischen Missionsberichten.“ Leipz. 1781 I. S. 230 ff.

[2]) Saggio di storia etc. Rom 1782. Sprengel, Nachrichten von dem Lande Guiana. Hamburg 1785. S. 131 ff.

[3]) Es erinnert dies an den indischen Krishna, der den Drachen Kaliya tödtet; sowie auch an den griechischen Apollon, der den Python erlegt.

[4]) So nach dem Missionär de la Borde, dessen Reise zu den Caraiben den Reisen des Pater Labat, übers. von Schad, Nürnb. Bd. I, angehängt ist.

lieferung. Ein sehr schönes Mädchen gebar, ohne sich mit einem Manne berührt zu haben, ein Kind, und wurde deshalb, indianischer Redeweise nach, als „große Medicin" betrachtet. Man erwartete, daß ein so wunderbar entstandenes Kind ebenfalls „große Medicin" und von der höchsten Wichtigkeit für den Stamm sein werde. Dieser Erwartung wurde denn auch nachher durch die Wunderwerke entsprochen, welche dasselbe verrichtete. Es gab unter Anderem den Mandanern, als sie an Speisemangel litten und in Gefahr zu verhungern waren, vier Büffel, um sich daran zu ersättigen; sie thaten es und es war dann gleichwohl noch ebensoviel Fleisch verhanden, als zuvor. Ein Feind jedoch, Numank-Machana, der erste Mensch genannt, beschloß, das wunderbare Wesen zu tödten und warf es, da er seiner habhaft wurde, in den Fluß. Derselbe erschien bei mandanischen Festen mit weißem Thon bemalt und mit weißen Wolfsfellen bekleidet, indem Weiß die Farbe der Demuth und der Trauer war. Von einem Glaubensprediger europäischen Charakters verlautete Nichts.[1]) Jener „erste Mensch" war dies wohl im Sinne des alten Menschen, des alten Adam im Gegensatze zu dem neuen, welcher werden sollte, wie der Demopheen der attischen Mysterien, s. oben.

Auch nachstehende Sage der Ottonen in Nordamerika gehört hieher. Ein Ottone, der erste Häuptling und Krieger der Nation hatte eine Tochter Makaia oder Sternblume genannt, die das schönste Mädchen des Landes und eben so gut, als schön war, die man für mehr als eine Sterbliche hielt und auch als solche verehrte und behandelte. Um sie zu freien kam der Sohn des großen Wakonda[2]) von der Wohnung seines göttlichen Vaters, die im Westen ist, und beglaubigte seine Abkunft durch große Wunderzeichen. Aber auf der Heimfahrt ermordete ihn ein europäischer Handelsmann, der den Indianern verderblichen Branntwein brachte und von dem

---

[1]) Catlin, die Indianer Nordamerika's, deutsch von Berghaus. Brüssel, Leipzig, Gent 1851. S. 115, 355 ff.

[2]) Vergl. nadowessisch wakon, onneon, Geist, Gott, tongo onneon großer Geist. Wakon ist auch, was man mit dem unpassenden Namen Medicin übersetzt, alles Mystische, Geheimnißvolle, Zauberhafte und Außerordentliche.

Sohne Wahcondа's wegen seiner Schlechtigkeit getadelt worden war. Ein furchtbares Erdbeben begleitete den Tod des sterbenden Gottessohnes. „Die Erschütterung und das Schwanken der Erde dauerte fort in den Stunden der Finsterniß, und da der Tag anbrach, bot das entstellte Antlitz der Erde einen schrecklichen Anblick dar. An einigen Stellen hatten sich Seen gebildet und Berge an ihren Ufern aufgethürmet; Bäume lagen entwurzelt und zertrümmert übereinander; kleine Flüsse waren verschwunden und große Ströme hatten ihr Bett verlassen u. s. w. Die Frauen rauften sich die Haare, ritzten sich die Haut mit spitzigen Steinen und sangen, wie der große Wahcondа im Grimm über die Kinder der Erde, die seinen geliebten Sohn ermordet, seinen Erdbeben geboten habe, das Land zu verwüsten.') Diese Sage ist schwerlich neu; sie geht vielleicht mit ihrem Ursprunge tief in's indianische Alterthum zurück. Die Indianer haben sie aber modernisirt, indem sie den Mord ihres Gottes in fast komischer Weise einem europäischen Branntweinverkäufer zuschrieben, der ihnen das verderbliche Feuerwasser brachte. Man sieht daraus den Haß und die Erbitterung wider das Europäische, und kann um so weniger glauben, daß jene Sage europäisch-christlichen Ursprunges sei.

Unverkennbar sind aber auch furchtbar dämonische Entstellungen christlicher Ideen und Thatsachen im alten Amerika. Es gibt nichts Gräßlicheres, als den altmexicanischen Opferdienst, den wir nicht näher zu beschreiben brauchen. Dennoch finden sich auch hier Anklänge, wie folgende. Der vornehmste Schutzgott der Mexicaner, dem der große Teocalli (Tempel, Opferpyramide) der Stadt Mexico geweiht war und dem sie die meisten ihrer schrecklichen Menschenopfer darbrachten, war der Kriegsgott Huitzilopochtli oder Mexitli, von welchem letzteren Namen der Name Mexico abgeleitet wird. Und von diesem sagten sie, eine fromme Frau, Coatlicue genannt, habe ihn ohne Zuthun eines Mannes geboren, nachdem sie einen vom Himmel gekommenen Federball in den Busen gesteckt. Sein Bild, ein gräuliches Idol, hatte einen Schild, an welchem fünf

---

') James Athearn Jones, Traditions of the North American Indians. London 1830.

ſolche Bälle in Form eines Kreuzes befeſtiget waren. Auch hatte ſeine Tempelpyramide fünf Abſätze. Eine mit Coatlicue vermuthlich identiſche Göttin gleichen Namens hatte in Mexico ebenfalls ihr Heiligthum und wurde als Frühlings- und Blumengöttin verehrt.[1]) Das mochte noch ein Lichtblick in dieſer Finſterniß, der harmloſe Reſt urſprünglicher Lehre ſein. Dazu mag auch noch Folgendes zu rechnen ſein. Südlich von Cuernavaca an der Straße, die nach Acapulco führt, befindet ſich ein Denkmal, welches den Namen Xochicalco führt. Dieſes Wort iſt von xochitl mit abgeworfenem tl, von calli mit abgeworfenem li, wie es bei ſolchen Zuſammenſetzungen im Mexicaniſchen gebräuchlich iſt, und der Ortsbezeichnung co gebildet;[2]) und bedeutet Haus der Blume, Blumenhaus. Es iſt ein Felſenhügel, zu koniſcher Geſtalt behauen, oben mit einer länglichen Platform und umgeben mit einer Bruſtwehr aus gehauenen Steinen. In der Mitte ſtand, wie man ſagt — denn es ſind nur noch Trümmer übrig — ein Teocalli von fünf Stufen oder Abſätzen. Der ganze Felſenconus beſteht ebenfalls aus fünf mit Mauerwerk bedeckten Stufen und Terraſſen, in einer nach der Höhe zu etwas abnehmenden Proportion. „Der Anſicht, daß dieſes Denkmal einen kriegeriſchen Zweck gehabt, widerſpricht ſowohl die Benennung, als die außerordentliche artiſtiſche Schönheit und Sorgfalt in der Behandlung der Basreliefs, der Teocalli und die Unbrauchbarkeit für eine militäriſche Beſatzung.“[3]) Die Fünfzahl war hier doppelt ausgedrückt. Dieſe war auch in dem Namen einer mexicaniſchen Stadt und der ſie bedeutenden Hieroglyphe ausgedrückt; ſie hieß Macuilxochitl, das heißt Fünfblume; und die ſie anzeigende Figur war eine Blume mit beige-

---

[1]) Clavigero a. a. O. S. 357 ff. 359, 361, 368. Ueber die mariniſche Fünfzahl in Amerika iſt ſchon oben S. 55 die Rede geweſen. Das Wort teocalli iſt ſonderbarer Weiſe ganz griechiſch. Es beſteht aus teotl, Gott, wo aber tl eine in den Zuſammenſetzungen wegfallende Endung iſt; und calli, Haus. Griech. iſt θεος Gott und καλιη, Grotte, Kapelle. Ich habe eine ganze, große Sammlung ſolcher Aehnlichkeiten zwiſchen den Indianerſprachen und dem indogermaniſchen Sprachſtamm in Bereitſchaft.

[2]) Wie Mexico von dem Namen des Gottes Mexitli, Mexi und co.

[3]) Braunſchweig, die altamerikaniſchen Denkmäler. Berlin 1840. S. 51.

ſetzten fünf Punkten oder Kugeln, was das mexicaniſche Zeichen für fünf iſt. Eine mexicaniſche Göttin hieß ferner Macuilxochiquatzalli, in welcher Benennung wieder das nämliche macuilxochitl enthalten iſt. Eine Blume, Centzontecoxochitl ſoll von unvergleichlicher Schönheit ſein und wird ausnehmend hoch geſchätzt; ſie hat fünf Blumenblätter, die in purpurner, weißer und anderer Färbung prangen.[1]) Vermuthlich iſt macuilxochitl, Fünfblume, nur ein anderer Name derſelben ſchönen Blume geweſen; und man hat ſie wohl zum Symbole der prophezeiten Jungfrau gemacht und ihr auch wohl jenen Felſenhügel und jenen Tecalli, ſowie auch jene Stadt geweiht. Man erinnere ſich des ſchönen Ottonenmädchens, welches der göttliche Wahrenda liebte, und welche Melaia, die Sternblume, hieß. Auch kann man des Namens Nazareth gedenken, der, nach alter Auslegung deſſelben, Blume hieß; hebr. nezer, nez, nizzon, Zweig, Sproß, Blume, Blüthe. Man ahnet hier Zuſammenhänge — ob es äußerlich geſchichtliche oder bloß innere waren, iſt die Frage. Ich bin geneigt, an Letztere zu glauben.

Es ſcheint im alten Amerika auch Abbildungen von evangeliſchen Thatſachen gegeben zu haben. Der ſehr nüchterne und unbefangene Clavigero[2]) ſagt: „Ich ſah im Jahre 1754 einige kleine in einer Berghöhle aufgefundene Figuren, die man für Götzenbilder hielt, die mir aber Bilder zu ſein ſchienen, welche die Geburt Chriſti darſtellten.“

---

[1]) Clavigero I, S. 44. Man miſchte ſie auch unter das Brod von rothem Mais, das für Vornehmere und Reichere bereitet wurde. Daſelbſt S. 585.

[2]) Geſchichte von Mexico I, S. 131.

Zeitgeschichtliche Zugabe.

Es war wohl nie ein Mann von irgend einigem Werthe, auf den kein Pasquill gemacht worden wäre, und nie eine schlechte Seele, die keines auf irgend einen Mann von Verdienst gemacht hätte.

Lichtenberg.

Wenn Alles nichts taugte, was getadelt wird, so gäbe es nichts Taugliches und Untadelhaftes auf Erden.

Fr. v. Hammer.

Nichts war je so hoch erhaben,
Tadel hat es untergraben;
Nichts so völlig ungegründet,
Dem sich nicht ein Freund verbündet.
Der Parteien Kampf, der kreiße,
Wird dich überall verwirren.
Aber du, laß dich nicht irren;
Folge deinem guten Geiste!

Platen.

Vorbemerkungen.

Ich bin, während ich vorstehende Abhandlung in den Druck gab, mit dem „deutschen Mercur," einem Organ der sogenannten altkatholischen Partei, in einen unerwarteten Conflict gerathen, über welchen ich, wiewohl er mit den oben besprochenen Gegenständen in keinem unmittelbaren Zusammenhang steht, noch Einiges anzureihen veranlaßt bin.

Die erwähnte, sich zur Zeit so laut machende und so übermüthig benehmende Partei, die sich, ihrem bis jetzt entwickelten und geoffenbarten Charakter nach, von der plattesten, leersten, abgestandensten Aufklärerei nur formell unterscheidet, und deren Positivität, so weit sie noch Etwas der Art aufrecht zu halten vorgiebt, von keinem tiefer Blickenden für etwas Anderes, als eine die reine Negation, die ihre Seele ist, verhüllende Maske gehalten wird, giebt ihre Hauptstärke und Lieblingsbethätigung in einer Art von Polemik und persönlichen Anfällen kund, welche niedriger, bösartiger und abscheulicher nicht zu sein vermöchte. Zeugniß davon geben zwei Artikel der genannten repräsentativen Zeitschrift, worin auf das Unverschämteste zunächst ein hoher geistlicher Würdenträger der katholischen Kirche und dann auch meine Wenigkeit angegriffen und mißhandelt wird. Gleich nachdem der erste dieser Aufsätze erschienen war, schrieb ich eine absichtlich in den engsten Grenzen des schriftstellerischen Anstandes gehaltene Erwiederung; es sollte nicht aussehen, als ob zwei erboßte Wasch- oder Marktweiber

einander ſchimpften und bei den Haaren herumzögen. Es kam dann der Zweite, der ganz denſelben Charakter trug. Ich wurde hierauf von wohlwollender Seite aufgefordert, nicht länger zu ſchweigen; und ſo laſſe ich denn hier ohne weitere Zögerung den Aufſatz abdrucken, den ich gleich Anfangs niedergeſchrieben und der ſich zunächſt nur auf den erſten der erwähnten Artikel bezieht; während das zweite dieſer ſchwer zu bezeichnenden polemiſchen Meiſterſtücke in den Noten ſeine Abfertigung erhält.

Ich bin, dem „Mercur“ zu Folge, der verächtlichſte aller Menſchen und Schriftſteller; und ſelbſt meine wiſſenſchaftlichſten, aus vieljährigen ernſten und tiefen Studien ſichtlich und anerkannt hervorgegangenen Werke ſind ihm nur die nichtsnutzigen Produkte eines elenden „Bücherfabrikanten.“ [1]) Warum? Das iſt leicht zu ſehen. Es kommt bloß daher, weil ich den Herren unbequem bin; weil ich ſie namentlich in meinem Buche über das Wunder in ein allzu treffendes Licht geſetzt und die Erbärmlichkeiten Derjenigen, die ſie des höchſten Ranges in ihrer Geſellſchaft für würdig erachtet, allzu beſchämend aufgedeckt. Schriebe ich für ſie; tobte und wüthete ich gemeinſchaftlich mit ihnen ſelbſt wider das Schönſte, Zarteſte und Ehrwürdigſte im katholiſchen Glauben und Cultus, dann

[1]) Der „Mercur“ wirft mir einerſeits vor, daß ich ein zu fleißiger Schriftſteller ſei — ein gegen Jemand, der über ſolche Themata und in ſolcher Weiſe, wie ich, zu handeln pflegt, ganz unerhörter Tadel — andererſeits, daß ich zu wenig geſchrieben, indem ich mich enthalten, Gegenſtände zu berühren, über die zu dieſer Zeit alle Welt ſpricht und ſchreibt, ſo daß mir wahrlich keine Luſt ankommen kann, Waſſer in's Meer zu tragen. Ich habe übrigens noch mehr geſchrieben, als der „Mercur“ weiß und wiſſen kann und ſchäme mich deſſen nicht. Ich habe nämlich in manchen Fällen, um vor den Verfolgungen literariſcher Straßenjungen wenigſtens meine ohnehin genug verfolgte Perſon zu ſchützen, meinen Namen verborgen. So z. B. habe ich ein über 33 Bogen ſtarkes, gelehrtes Werk, an welchem und für welches ich im Stillen mehr als 30 Jahre lang gearbeitet, die Frucht unermeßlicher Studien der mühſamſten, oft zugleich koſtſpieliger Art, ein ganzes Syſtem neuer Entdeckungen enthaltend, herausgegeben, ohne auch nur den geringſten Gewinn dafür zu beanſpruchen und zu erhalten. Solche „Bücherfabricanten“ ſind meine Gegner ſicher nicht. Solche zu ſein, iſt nur in Folge einer heiligen, wiewohl im Sinne der Welt thörichten, Leidenſchaft für die Wahrheit möglich.

ſtünde es ſicher ganz anders; ich wäre der ehrenwertheſte Autor für ſie und ſie ertheilten mir jedes verdiente und unverdiente Lob. Gott, was iſt Ehre und Schmach, Ruhm und Schimpf in dieſer Lügenwelt; und aus welchen Gründen pflegt dem Menſchen Beides zu Theil zu werden! Eine reiche Fülle von Erfahrung lehrte mich dies. Darum berühre ich mich auch nur ungern und nur, wo es nöthig ſcheint, mit den Zeitkämpfen, wo die Parteileidenſchaften ihre noch unabgeſchwächte Stärke beſitzen, und ziehe mich lieber in eine weit entfernte Vergangenheit zurück, wie man an vorſtehender Abhandlung ſieht. Ich werde aber leider ſtets wieder aus dieſen harmloſen Beſchäftigungen heraus und in die Streitigkeiten des Tages hineingeriſſen. Auch in meinem Buche über das Wunder hatte ich es eigentlich gar nicht auf die Herren „Altkatholiken“ abgeſehen und beſchäftigte mich nicht vorzugsweiſe mit ihnen. Ich gedachte ihrer nur, ſofern ſie zu der Gruppe der wunderfeindlichen Parteien des Zeitalters gehören. Der „Mercur“ ſelbſt bemerkt dies. Seine Schuld iſt es, wenn jetzt noch mehr zur Sprache kommt, was den Herren unangenehm zu hören iſt; und wenn es der mercuriale Artikelſchreiber zu bereuen haben ſollte, daß er mich ſo „altkatholiſch“ — ich weiß keinen anderen Namen dafür — behandelt und mir wie ein wüthender Hund wider die Beine fährt.

Geſchrieben zu Würzburg im Juli 1874.

Der „deutſche Mercur“
und die „altkatholiſche Reformbewegung.“

1.

Im „deutſchen Mercur“ von Franz Hirſchwälder vom 13. Juni 1874 ſteht ein Artikel mit der Ueberſchrift: „Du ſollſt kein falſches Zeugniß wider deinen Nächſten geben.“ Derſelbe iſt zunächſt wider den hochwürdigſten Herrn Biſchof Lothar v. Kübel, Erzbiſthumsverweſer von Freiburg, gerichtet, welchem er eine „grobe Verſündigung“ gegen jenes göttliche Gebot, eine „Lüge und Verläumdung“ empörender Art verwirft und von welchem er, mit Berufung auf den katholiſchen Katechismus von Dr. Schuſter, gebieteriſch Sündenbekenntniß, Widerruf und Ehrenerklärung verlangt. Der hochwürdigſte Herr hatte nämlich in ſeinem Hirtenſchreiben vom 19. März dieſes Jahres [1]) mit Anführung meiner Schrift: „Das Wunder“ [2]) auf die Predigt des „altkatholiſchen“ Biſchofs Reinkens hingewieſen, die er bei dem dritten Congreß dieſer Geſellſchaft zu Conſtanz am 14. Sept. 1873 gehalten, und in der er, nach mehrfachem Zeitungsberichte, die bibliſche Erzählung von der Erweckung des Jünglings von Naim auf eine unerhört ſcharfſinnige und geiſtreiche Weiſe in der Art gedeutet hatte, daß das Wunder dabei wegfiel: Chriſtus habe nämlich in der Wittwe den Glauben an das jenſeitige Wiederſehen ſo lebhaft zu erwecken gewußt, daß ſie wähnte, ihr Sohn ſei nicht geſtorben, ſondern lebe noch. Dem wird nun in dem erwähnten, mit großer ſittlicher Entrüſtung über die Andichtung einer ſolchen Abſurdität geſchriebenen Artikel entſchieden widerſprochen

[1]) „Sind die ſogenannten Altkatholiken noch Katholiken? Und wenn nicht, was folgt daraus?“ Freiburg i. B. 1874.

[2]) Regensburg 1874. S. 33.

und ganz das Gegentheil behauptet: Herr Reinkens habe bei jener Gelegenheit vom Glauben an das Wunder ausdrücklich aufrecht erhalten und „jeden Gedanken an eine rationalistische Umdeutung des Berichtes in der allerbestimmtesten Weise ausgeschlossen." Beweisen kann der „Mercur" diese Thatsache nicht; denn „die Predigt ist leider nicht telegraphirt worden," wie er selber bemerkt. Schon aus diesem Grunde ist seine moralische Ereiferung und seine Forderung einer feierlichen Ehrenerklärung zu Gunsten des Herrn Reinkens ziemlich lächerlich.

Was die Quelle betrifft, aus der ich die Nachricht entnommen, so heißt es: „Daumer wird wohl einem clericalen Lügenblatte nachgeschrieben haben." Hier greift der „Mercur" entschieden fehl; ich habe die sonderbare Notiz aus fortschrittlichen, dem „Altkatholicismus" befreundeten Blättern geschöpft, denen man keine demselben nachtheilige Erdichtung oder Wahrheitsentstellung zutrauen konnte; daher ich diesen auch in gutem Glauben nachschreiben zu können glaubte, und es nicht für möglich hielt, daß man von „Lüge und Verläumdung" sprechen werde. Ich kann z. B. die „Schweizer Grenzpost" citiren, welche in Nr. 220 vom 17. Sept. 1873 Folgendes enthielt: „Herr Bischof Reinkens hielt eine kurze, aber darum nicht minder gediegene Predigt. An die biblische Erzählung von der Wiedererweckung des Jünglings durch Christus anknüpfend, deutete er dieselbe als einen Trost für die Wittwe. Christus vermochte in ihr den Glauben an das jenseitige Wiedersehen so lebhaft zu erwecken, daß sie wähnte, er habe das Leben wiedererhalten." Diese Zeitschrift ist ein in der Seegegend sehr verbreitetes Blatt; daher konnte das Ausgehobene in Constanz nicht wohl unbekannt bleiben. Gleichwohl legte keines der Häupter der dortigen „Altkatholiken," keiner der zahlreichen Zuhörer jener Predigt Protest dagegen ein. Auch nachdem die „Freie Stimme" Nr. 112 vom 25. Sept. 1873 die Nachricht wiederholt und dazu bemerkt hatte: H. Reinkens läugnet also die wirkliche Todtenerweckung — „das wäre schon mehr sceukelianisch, als katholisch," blieben die „altkatholischen" Organe stumm.[1]) Es er-

[1]) In dem zweiten der mercurialen Artikel vom 4. Juli wurde das „clericale Lügenblatt," aus dem die Nachricht stammen sollte, aufgegeben.

ſchien dann mein Buch, worin ich nicht ohne Staunen von dieſer Sache ſprach. Da ſchon auf deſſen Titel angezeigt war, daß es eine Polemik nicht nur gegen Strauß, Frohſchammer, Lang, Renan u. ſ. w. ſondern auch gegen H. Reinkens, als Wunderläugner, enthalte, ſo war eine um ſo größere Veranlaſſung gegeben, ſich proteſtirend vernehmen zu laſſen; namentlich was den Herrn Biſchof ſelbſt betrifft.[1]) Aber Alles blieb ſtill. Man hatte wohl die Abſicht, das fatale Buch überhaupt todtzuſchweigen; und erſt als in dem erwähnten Hirtenſchreiben vom Jahre 1874 eine Erwähnung der Reinkens'ſchen Bibelerklärung erfolgte, ſetzte ſich der „deutſche Mercur" auf das hohe moraliſche Roß, um den Herrn Erzbisthumsverweſer und meine Wenigkeit niederzureiten, die als Quelle und Autorität völlig vernichtet werden ſollte.

Haben dieſe Leute wirklich den Muth, uns bereden zu wollen, daß ſie noch an Wunder, zumal an ſo außerordentliche, wie eine Todtenerweckung, glauben? — Sie haben uns ihr wahres Angeſicht ſchon allzu oft und allzu offen gezeigt, als daß es noch möglich wäre, uns durch die Maske eines, wenn auch nur auf die Bibel beſchränkten, Wunderglaubens zu täuſchen. Ich habe ihren radikalen Unglauben ſchon in der angeführten Schrift nachgewieſen. Sie ſind ja überall voll der äußerſten Verachtung des Wunderbaren und erklären es ſtets nur für Aberglauben, Erdichtung, Fabel, Lüge, clericales Machwerk u. ſ. w. Prof. Meßmer hat in einer ſeiner Vorträge einen Vergleich zwiſchen „einem wahren, katholiſchen Chriſten und jenem angeſtellt, der das Chriſtenthum in Wallfahrten, Wundern, Götzendienſt erblickt." Der „Mercur"[2]) bezeichnet den Mariencult als „ultramontanen Götzendienſt" und ſpottet über „die von Rom aus Frankreich bezogenen Mirakel; denn nur noch Frankreich, wo am

[1]) In dem 2. Artikel hieß es: die Altkatholiken wären nicht verpflichtet, alle die Zeitungsblätter, Broſchüren und Bücher zu leſen, welche auf ihre Reformbewegung Bezug nähmen. Leere Ausflucht! Der „Mercur" beſchwert ſich darüber, daß ich Herrn Reinkens ſchon auf dem Titelblatte den Wunderläugnern zugeordnet. Es wurde dies ſicherlich ſchon gleich Anfangs bei Ankündigung und Ausgabe des Buches bemerkt. Und Zeit zum Dementiren hatte man auch; die Vorrede des Buches iſt ſchon vom October 1873 datirt.

[2]) 20. Juni 1874. S. 209. 212.

diesjährigen Herz-Jesu-Feste 30,000 Pilger zu Paray-le-Monial sich drängten, ist das Land der neuen Wunder und der alten Kinder." In demselben Tone äußert sich Herr Reinkens selbst, spricht mit äußerster Wegwerfung vom „Wallfahrtsdelirium" [1]) von „erfundenen Wundergeschichten," von dem „unablässigen Wunderbedürfniß der abergläubischen Neigung des von Schrift und Tradition künstlich getrennten Volkes" u. s. w. Dieses Wunderbedürfniß soll also in der neuen Religionsgesellschaft nicht mehr befriedigt werden. Er muß auch glauben, daß in Schrift und Tradition Nichts enthalten sei, was dieses Bedürfniß nähre. Das sind ebenfalls sehr seltsame Aeußerungen und Meinungen, an die man kaum glauben würde, wenn sie nicht gedruckt verlägen. Denn erstlich sind Schrift und Tradition voll von Berichten über wunderbare Ereignisse, welche als solche mit der unzweideutigsten Bestimmtheit dargestellt sind; zweitens ist der Katholik von Schrift und Tradition keineswegs in der Art getrennt, daß er von den darin enthaltenen Wundererzählungen Nichts erfährt; [2]) und wenn H. Reinkens das Lesen der Bibel als ein Heilmittel gegen das „Wunderbedürfniß des Volkes" empfiehlt, so muß er eine Auslegungskunst besitzen und geltend zu machen gedenken, die das Wunderbare aus der Bibel hinwegerklärt. Von dieser Kunst hat er wahrscheinlich in seiner Constanzer Predigt eine Probe abgelegt; die aber so unglücklich ausgefallen, daß man sich ihrer jetzt schämt und sie um jeden Preis abzuläugnen sucht.

2.

Man sieht: die Wahrscheinlichkeit — um nicht mehr zu sagen — spricht noch immer überwiegend für die Annahme, daß die Blätter, aus denen wir geschöpft, das Richtige, wenn auch noch so schwer zu Glaubende, gemeldet. Und das ist für Herrn Reinkens und seine Heerde das bei Weitem kleinere Uebel. Denn wenn der „Mercur" Recht

[1]) So zu Constanz am 11. Sept. 1873.

[2]) Das unbedingte Bibellesen ist etwas für das gemeine Volk außerordentlich Gefährliches. Es ist mir ein Fall bekannt, wo ein bibellesender Holzhauer seine Kinder mit der Axt erschlug und sich hierauf rühmte, mehr gethan zu haben, als Abraham, der seinen Sohn zwar zum Tode geführt, aber nicht wirklich getödtet; er dagegen habe alle seine Kinder dem Herrn in der That zum Opfer gebracht.

hat, so liegt mit ziemlicher Gewißheit eine schreckliche Heuchelei, ein beispielloses Comödienspiel mit heiligen Dingen vor; und die Herren Gegner, statt nun auf einmal ein solches Geschrei zu erheben und Widerruf und Abbitte zu verlangen, sollten uns auf den Knieen danken, daß wir ihnen nichts Schlimmeres zur Last legen, als rationalistischen Unglauben und absurde Schriftauslegung. R., behauptet der „Mercur," habe sich ganz orthodox geäußert und alle rationalistische Auslegung der in Rede stehenden Erzählung auf das Bestimmteste abgewiesen — er, der sich sonst überall so rationalistisch ausläßt, als nur immer möglich ist?! Stände es anders, als diese Anzeichen an die Hand geben, so hätte man ihn schwerlich zum Hirten einer so ungläubigen, mit moderner Negation und hohler Aufklärung erfüllten, sich nur an Hohn und Spott über das Positive ergötzenden, nur ihm ihren Beifall zujauchzenden Heerde gemacht.

Wenn es Herrn Reinkens einfiele, orthodoxe Saiten aufzuziehen, namentlich den Glauben an das Wunderbare, sei es auch nur, was die Wunder des Evangeliums betrifft, wiederherstellen zu wollen, so wäre das allzu gewagt und allzu gefährlich nicht nur für ihn selbst, sondern auch für den Bestand seiner Gesellschaft. Denn was diese zusammenhält, ihre Seele und ihr Leben ist, das ist ja einzig und allein das Nein und nicht das Ja; der Protest nicht nur gegen das Vaticanum, welches zwar den Vorwand zum Abfall bildet, im Grunde aber gar nicht die Hauptsache ist, sondern der offener oder verstellter kund gegebene Widerspruch gegen Alles, was in Wahrheit katholisch-christlich, ja positiv religiös überhaupt ist; man ist offenbar bloß deßhalb „altkatholisch," weil dies so viel als gar Nichts ist. Ein paar erbauliche und salbungsreiche Phrasen allenfalls mag man sich wohl gefallen lassen; mit mehr aber dürfte man nicht kommen; in neue Fesseln ließen sich Diejenigen nicht schmieden, die sich in ihrer unbedingten Freiheit so wohlgefallen, wie z. B. der auf seine germanische Geistesfreiheit so stolze, die französische und romanische Geistesknechtschaft dagegen so tief verachtende Herr Völk.[1]) Würde irgend ein Glaube als allgemein verpflichtend ernstlich aufgestellt, so würde wohl Alles sofort auseinandergehen. Das weiß und erwägt man auch sehr wohl

[1]) Man erinnere sich seiner bekannten Rede auf dem Constanzer Congreß.

und hütet ſich vor ſtrengeren Beſtimmungen, läßt Lehre und Vorſchrift ſo vage und vielumfaſſend, als möglich iſt. In einer Verſammlung zu Dortmund am 10. Oct. 1873 erklärte H. Reinkens, es bedürfe bei den „Altkatholiken“ keiner Uebereinſtimmung; es ſeien auch verſchiedene Meinungen zu dulden, da die Geiſter in Aufnahme der Wahrheit nicht abſolut gleich ſeien; „Im Beſitze der Wahrheit ſei Gott allein.“ [1]) So geht es an; es iſt ein Verein von Solchen, die Rom bekriegen, über Wunder, Heiligendienſt, Madonnenſchwindel, Wallfahrtsdelirium, ultramontanen Götzendienſt u. ſ. w. ſchimpfen, ſpotten und Witze machen, am Ende auch wohl gar keinen Gott, keinen Geiſt, keine Seele, keine Fortdauer nach dem Tode mehr glauben; denn darauf führt die Conſequenz der modernen Negation mit unausweichlicher Nothwendigkeit hin.

Wenn die „Altkatholiken,“ ſagte ich in meiner Schrift, „es wagen ſollten, Alles, was H. Reinkens andeutet, ganz unverhohlen zu bekennen und in's Werk zu ſetzen, ſo werden ſie bald auf dem Punkte ſtehen, ſich von den allernegativſten Parteien der Gegenwart in nichts Weſentlichem mehr zu unterſcheiden, und weder chriſtlich, noch katholiſch, ja nicht einmal poſitiv religiös zu ſein.“ Das, was ſie offenkundig genug ſchon jetzt ſind, hat noch niemals in der Kirchengeſchichte für katholiſch gegolten; und es iſt ein himmelſchreiender Mißbrauch dieſes Namens, daß ſie ſich noch fortwährend denſelben beilegen, und das ſo prangend, ſo rühmend, ſo ganz das Weſen ihrer Sache damit zu bezeichnen vorgebend.[2]) Dieſer allzu dreiſten Lüge

[1]) „Die altkatholiſchen Wortführer in Dortmund.“ Paderborn 1873. S. 15. Dieſe Schrift wird zwar vom Mercur „eine von Lügen und Gemeinheiten wimmelnde Broſchüre“ genannt. Es hat ſich dieſelbe jedoch, wie das Freiburger katholiſche Kirchenblatt vom 21. Juni 1874 S. 203 bezeugt, ſtreng an die ſtenographirten Reden der Herren Knoodt, Schulte und Reinkens gehalten. Der „Mercur“ hat, wie es ſcheint, den Grundſatz, Alles einfach wegzuläugnen, was den Herren irgendwie zum Schaden und zur Beſchämung gereicht, mag es auch noch ſo unzweifelhaft wahr und gewiß ſein.

[2]) Im „deutſchen Mercur“ vom 20. Juni 1871. S. 210 wird über eine am 11. Juni zu Hagen ſtattgehabte Grundſteinlegung und Stiftungsurkunde zum Behufe eines „altkatholiſchen“ Kirchenbaues berichtet; in letzterer heißt es: „Anweſend waren 1. der hochwürdigſte Herr Joſeph Hubert Reinkens, der h. Theologie Doctor, rechtmäßig erwählter Biſchof der dem alten Glauben ihrer Väter

sollte sich der „Mercur" schämen, der sich wider uns als ein so strenger Wahrheitsfreund und Sittenrichter geberdet. Und daß der Proceß der Reform und Reinigung des Glaubens und Cultus, das heißt, der Entfernung des Positiven und eigentlich Religiösen, seinen unbestimmten Fortgang haben solle und werde, erklären ja die Herren mit der größten Entschiedenheit. Sie werden so weit gehen, sagt H. Reinkens, *als der Geist Christi sie treibe.*"[1]) Eine wohlbekannte Phrase. „Auf den Geist Christi," bemerkt das Freiburger katholische Kirchenblatt,[2]) „pflegen sich diejenigen zu berufen, die das Uebernatürliche im Christenthum, die Wunder läugnen." Unter den im „Mercur" vom 5. Juni 1874 verzeichneten Synodalbeschlüssen ist auch dieser: „Vermeidung der Mißbräuche und Auswüchse der Heiligenverehrung." Das ist wohl so gemeint, daß die Heiligenverehrung ganz aufhören soll — womit denn auch die unzähligen, oft so großen, erstaunlichen und doch fest bezeugten Wunder, welche in Verbindung damit geschehen sind und noch geschehen, namentlich *die Heilung elender, gebrechlicher, an ärztlich unheilbaren Uebeln leidender Menschen*, als „Mißbräuche und Auswüchse der Heiligenverehrung" wegfallen werden. Denn für das unermeßliche menschliche Elend, dem sie eine so große Quelle des Trostes und der Hülfe entziehen, haben diese Leute kein Herz. In einer am 27. Mai gehaltenen Rede[3]) sagte H. Reinkens: man müsse Geduld haben; es sei nur erst der Anfang der nöthigen Reformen gemacht. „Wenn auch nicht Alle Wünsche auf dieser Synode erfüllt werden, so kommen wir doch über ein Jahr wieder zusammen; *was heute nicht erreicht wird, das wird die Zukunft bringen.*" Und so sind zur Erfüllung obiger Prophezeiung die schönsten Aussichten vorhanden. Trotz all' dem behaupten die Herren „die dem alten Glauben ihrer Väter treu gebliebenen Katholiken" — „die dem alten Glauben treu anhangenden Bekenner der heiligen katholischen Kirche" zu sein, während die Andern die Abgefallenen, die Ketzer seien.

---

treu gebliebenen Katholiken durch ganz Deutschland" u. s. w. „Dieses Gotteshaus soll gegründet sein zur Erbauung der *dem alten Glauben treu anhangenden Bekenner der heiligen katholischen Kirche*" u. s. w. Das heißt doch etwas gar zu stark auftragen.

[1]) Hirtenbrief vom 11. August 1873.

[2]) 24. Juni 1874.

[3]) Abgedruckt im „Mercur" und im „Katholiken" von Grunert.

3.

Ich komme noch einmal auf den Pr zurück, von welchem dieſer Streit ſeinen Anfang nahm, auf die Conſtanzer Predigt des Herrn Biſchof Reinkens nämlich. Dieſer ſelbſt hat ſich noch nicht darüber vernehmen laſſen; und doch iſt ſeine Stimme hier von ſo großer Erheblichkeit. Er iſt hiermit aufgefordert, ſein Schweigen zu brechen; er ſage, was er dort vorgetragen; ob er jenes bibliſche Wunder als ſolches behandelt oder rationaliſtiſch umgedeutet hat, und wie überhaupt ſein Verhalten zum Glauben an das Wunderbare iſt. Er darf uns als Biſchof darüber nicht in Zweifel laſſen, zumal da ſich ein ſo erbitterter Kampf darüber entſponnen hat. Geſteht er ſeinen Rationalismus offen zu, ſo haben wir Recht und der „Mercur" hat ſich umſonſt ereifert. Findet er es für beſſer, ſich noch ferner in den Mantel des Schweigens zu hüllen, ſo wiſſen wir auch in dieſem Falle, was wir zu denken haben; Herr Reinkens hat ſchweigend geſprochen, und wir haben wieder Recht. Tritt er endlich auf die Seite des „Mercur;" bekennt er ſich ausdrücklich und unzweideutig zum bibliſchen Wunderglauben — dann, ja dann tritt die Sache in ein neues, ſehr intereſſantes Stadium. Wir erfahren dann, daß die Herren „Altkatholiken" einen in jener Beziehung ganz orthodoxen Biſchof haben. Derſelbe wird dann aber doch noch die, wie es ſcheint, nicht ſehr leichte Aufgabe haben, mit dieſer ſeiner Orthodoxie diejenigen ſeiner Aeußerungen in Einklang zu bringen, welche einer ſolchen in hohem Grade zuwider ſind. Wir werden dann auch begierig ſein, wahrzunehmen, wie ſich zu dem orthodoxen Hirten ſeine, allen Anzeichen nach, ſehr heterodoxe Heerde ſtellen wird. Es werden ihm wohl nicht Alle auch nur formell beiſtimmen mögen, materiell vielleicht nicht ein Einziger. Wofür hätte man denn alle Feſſeln unzeitgemäßen Aberglaubens abgeworfen, wofür wäre man denn „altkatholiſch" geworden? Wahrlich, Herr Reinkens fängt an, mich zu dauern.

4.

Ob uns dieſe Leute in Beziehung auf Humanitätsgrundſätze, chriſtliche Geſinnungen, wie ſie das — ſelbſt Feindesliebe vorſchreibende — Evangelium lehrt, Scheu vor Gewaltthat, Tyrannei, Unterdrückung der Rede- und Vereinsfreiheit, oder auch nur durch jene

formelle Mäßigung, Feinheit und Milde des Ausdruckes übertreffen, welche höheren Bildungsstufen eigen und ein Kennzeichen vom solchen ist? — Wäre es so, ich würde den Hut vor ihnen abziehen. Aber da lese ich z. B. zu meinem äußersten Erstaunen in der Zeitschrift: „Der Katholik“ von Grunert[1]) einen Bericht über die Resolutionen des Mainzer Katholikenvereines. Da werden die Katholiken als Mordbrenner bezeichnet[2]) und die Staatsgewalt zu einem unnachsichtigen allgemeinen Verbote des Mainzer Vereines und der mit ihm verwandten Volksvereine, Casino's ꝛc. für alle Lehrer, Schulinspectoren, Amtsvorsteher u. s. w. aufgefordert. Die hier unterstrichenen Worte sind auch im Originaldruck unterstrichen. „Nur die ernsteste Energie kann die höheren und niederen Verwaltungsbehörden von derlei allgemein gefährlichen Beamten — und deren giebt es noch Tausende — säubern.“ Das ist kaum besser, als wenn es hieße: „Die Hunde müssen sämmtlich todtgeschlagen werden.“ Auf dem Constanzer Congreß hat Dr. Völk in jener, die anwesenden Franzosen so tief kränkenden Rede, unter Anderem auch von römisch gesinnten Schurken gesprochen, die man leider nicht bei den Ohren nehmen dürfe, worüber, der Augsburger Postzeitung[3]) zu Folge, „gewaltiger, anhaltender Jubel vom Bischof Reinkens herab bis zum altkatholischen Dienstmann Böhe“ entstand. Dieselbe Zeitung erinnert hiebei an den „schädeleinschlagenden“ Herrn Crämer aus Nürnberg. Man sieht: es ist nicht die Schuld dieser Edlen, wenn in Deutschland nicht bereits Ströme katholischen Blutes fließen.[4])

5.

Ich komme nun auf die speciell meine Person betreffenden Auslassungen des „Mercur.“ Was diese für einen Geist athmen und für eine Bildungsstufe beurkunden, habe ich schon in den Vorbemerkungen angedeutet. Wollte sich der „Mercur“ zu einer polemischen Berühr-

[1]) 26. Juni 1874.

[2]) Es war katholischerseits von Erhaltung des europäischen Friedens die Rede und dazu bemerkte der Bericht: „Der Mordbrenner weiß am Besten, wenn das Feuer losgehen solle.“

[3]) 18. Sept. 1873.

[4]) In der „Braunschweiger Zeitung“ wurde, wie neuestens das „Fränkische Volksblatt“ vom 25. Juli anführt, ausdrücklichst zum „Vernichten, Erhängen und Erwürgen“ sämmtlicher „Schwarzen“ aufgefordert.

ung mit mir herablaſſen, ſo boten ſich ihm in meinen zahlreichen Schriften, namentlich meiner letzten über das Wunder, eine Menge ſachlicher Punkte von groſer Erheblichkeit und nahe liegendem Intereſſe dar, ſo z. B. Wunderbegriff und Wunderglaube überhaupt, wunderſame Thatſachen beſtimmter Art, Mariencult, Marienerſcheinungen in Verbindung mit dem Entſtehen wunderbar wirkender Heilquellen, ſociale und ſittliche Zuſtände der Gegenwart und gefahrvolle Wirkung negativer und deſtructiver Denkarten auf das Volk u. ſ. w. Der „Mercur" hat es vorgezogen, ſtatt ſich dieſer edleren und gebildeteren Art von Polemik zu bedienen, die allerniedrigſte Sorte derſelben zu wählen und auf alle Weiſe bloß meine Perſon herunterzuſetzen, als wenn in Rückſicht allgemeiner Gegenſtände und Streitfragen Etwas damit gethan wäre, den Gegner ſchlecht zu machen, ihm namentlich ſeine Vergangenheit vorzurücken, ſelbſt wenn er ſich von derſelben ſo entſchieden losgelöſt hat, wie ich. Was würde man denn ſagen, wenn man ſämmtliche Schriften und Thaten des Apoſtels Paulus für verächtlich erklärte, weil er einmal ein chriſtusverfolgender Saulus geweſen? Das gerade erhöhte ja das Gewicht und die Bedeutung ſeiner apoſtoliſchen Wirkſamkeit. Geſetzt, ich wäre ein Straßenräuber geweſen, ſo könnte das, was ich vortrage, dennoch ſeine volle Richtigkeit haben; dagegen das, was ein höchſt unbeſcholtener Mann behauptet, ganz irrig ſein. Aber eben wenn Etwas zu wahr und einleuchtend iſt, um verneint oder widerlegt werden zu können, ſo pflegen ſich diejenigen, welche auf der bewunderungswürdigen Culturhöhe mercurialer Artikelſchreiber ſtehen, durch Beſchimpfungen und Herabſetzungen zu helfen und an der Perſon, mit welcher ſie es zu thun haben, kein gutes Haar zu laſſen, ohne zu merken, in welchem Grade ſie dadurch ihre Schwäche verrathen und ſich ſelber ſchlagen.

Ich werde auf dieſen „altkatholiſchen" Zornerguß nicht näher eingehen. Ich müßte ein ganzes Buch darüber ſchreiben; denn was kann man für Anſchuldigungen, Kränkungen, Unwahrheiten, Entſtellungen von Thatſachen in wenige Zeilen zuſammendrängen, während die Vertheidigung und Berichtigung nicht ſelten die weitläufigſten Erörterungen erheiſcht! Und was würde es helfen? Bei nächſter Gelegenheit würden dieſe Gegner doch nur wieder daſſelbe Lied ſingen, und ich hätte die widerwärtigſte aller Arbeiten von Neuem zu voll-

bringen. Ueber meine geiſtigen Metamorphoſen und ihre Urſachen, meine Schickſale und Erfahrungen von früheſter Jugend an (1800—1859), die Zwecke, die ich in vorausgegangenen Lebensperioden verfolgt, habe ich ſchon vor Jahren eine ſechzehn Bogen ſtarke Schrift herausgegeben;[1]) verſchiedene biographiſche Notizen, Selbſtvertheidigungen und Verſtändigungsverſuche ſind auch in meinen Manſardenheften,[2]) meinen Schriften über Kaſpar Hauſer,[3]) in der Vorrede zu meiner „Pelydera“[4]) und vielen Zeitungsartikeln vorhanden. Auf das Alles wird keine Rückſicht genommen. Ich bin und bleibe wohl bis an mein Ende einer der verfolgteſten Menſchen und Schriftſteller meines und vielleicht aller Zeitalter[5]) und könnte in dieſer Hinſicht kaum glaubliche Dinge berichten. Alle möglichen Fehler, Schwächen, Laſter und Miſſethaten, ſelbſt die entgegengeſetzteſten und miteinander unverträglichſten, dazu auch Eigenſchaften und Bethätigungen, die ſonſt für gut und löblich gelten, ſind mir in feindlicher und vernichtungsſüchtiger Abſicht zur Laſt gelegt worden; ſo Irreligioſität, wüſtes Weſen und Treiben, Denjenanerie,[6]) Aberglaube, myſtiſche Schwärmerei, Verrücktheit, Fanatismus, Menſchenhaß und Menſchenſcheu, ſtilles, kränkliches, in ſich gekehrtes, einſiedleriſches Weſen und Leben, Philiſterei, ſpießbürgerliche Beſchränktheit, leidenſchaftliches Bücherſchreiben, welches ſich nur deßhalb nicht hinreichend zu be-

---

[1]) Meine Confeſſion. Ein Stück Sitten- und Zeitgeſchichte. Mainz bei Kirchheim 1859.

[2]) Daſelbſt 1860 ff., S. beſonders meinen „Anti-Reed“ im 3. Hefte dieſer Zeitſchrift 1861.

[3]) Daſelbſt 1873.

[4]) Frankfurt am Main 1855.

[5]) In den „hiſtoriſch-politiſchen Blättern“ von Jörg und Binder Bd. 45. H. 5. (München 1860 S. 73 ff.) ſteht ein mich betreffender Aufſatz von Herrn Dr. Alexander Kaufmann, worin es heißt: „Wir haben dieſe Zeilen in der Abſicht geſchrieben, das Bild eines vielgeſchmähten und verkannten Mannes in ſein wahres Licht zu ſtellen“ u. ſ. w.

[6]) Darüber lachte Jeder, der mich armen, kranken, excentriſch und faſt einſiedleriſch lebenden Mann perſönlich kannte, ein helles Gelächter auf. Einmal ſollte ich zu einer Geliebten über einen See bei Nürnberg geſchwommen ſein, den die Geographie nicht kennt; in der Romanze von mir, auf die man ſich bezog, wird überhaupt gar nicht geſchwommen; aus dem See taucht bloß ein Ge-ſpenſt auf.

friedigen vermöge, weil sich für meine Schriften nicht genug Verleger fänden u. s. w. Der „Mercur“ stellt sogar mein unablässiges Denken und Forschen über die dunkelsten und schwierigsten Probleme der Erkenntniß in ein verächtliches Licht. Wer das Alles in sich vereinigte, der wäre doch immerhin ein recht merkwürdiges, ja einziges Menschenexemplar und ein großes Räthsel für den Psychologen und Physiologen, zumal da mehrere dieser Qualitäten und Handlungsweisen in dieselbe Lebensperiode fallen würden. Man hat an mir noch überdies ganz besondere Tücken der abscheulichsten, gottlosesten Art verübt und mich dadurch um so mehr überzeugt, daß auf der Seite, von der ich mich getrennt, nicht eine Spur von Gewissen und Redlichkeit mehr übrig ist.[1]) Erst vor einiger Zeit hat ein Ankläger des bekannten Findlings Kaspar Hauser, in dessen Geschichte ich das Unglück hatte, verflochten zu werden, sich angestrengt, mich um jede Art von Achtung, Ehre und guten Namen zu bringen, bloß um eine gegen den armen, gemordeten Jüngling beharrlich zeugende Autorität zu vernichten. Diesem entgegen hat ein alter, treuer Freund von mir, der mich von den Tagen meiner Jugend an genau kennt, Herr Baron Gottlieb v. Tucher aus Nürnberg, Oberapellationsgerichtsrath in München, des Philosophen Hegel Schwager und Schüler, in der Augsb. Allgem. Zeitung über meinen Charakter ein Zeugniß abgelegt, welches mich, bei der anerkannten strengen Ehren- und Gewissenhaftigkeit dieses würdigen und trefflichen Mannes mehr

[1]) Darf ich meinen Lesern ein Beispiel zum Besten geben? In dem von mir im Jahre 1865 bei Türk in Dresden herausgegebenen Werkchen über den Tod findet man am Schlusse die Worte: „Der in amerikanischen und deutschen Zeitungen zu lesende Brief, den ich an Herrn Max Oertel in New-York geschrieben haben soll, ist erdichtet.“ Damit verhielt es sich näher so. Ein boshafter Mensch hatte an Herrn Oertel einen angeblich von mir geschriebenen Brief gesendet, mit der Bitte, ihn in dem dort von ihm herausgegebenen Blatt zu veröffentlichen. Dieser rein nur erdichtete, durch Nichts veranlaßte Brief war darauf berechnet, mich bei dem gebildeten Theile des Publicums verächtlich und verhaßt zu machen. Es war darin die Anzeige einer polemischen Schrift entsprechender Art enthalten, welche ich so eben im Begriffe zu ediren sei. Herr Oertel ließ sich täuschen und druckte das elende Machwerk in gutem Glauben an meine Autorschaft ab. Dasselbe ging von da in deutsche Zeitungen über; es wurde Lärm geschlagen; ein Nürnberger Journal theilte es mit der Ueberschrift: „Ein entarteter Nürnberger“ und mit Hinzufügung herabsetzender Anmerkungen mit.

als hinreichend ſchützt, auch was die beſchimpfenden Angriffe des „deutſchen Mercur“ betrifft.[1])

Fragt man mich: „Aber was hat dir denn all' dieſen diaboliſchen Haß und Grimm zugezogen; warum hat man dich denn ſo leidenſchaftlich und mit Aufbietung ſo ſchändlicher Mittel zu verderben geſucht?“ — ſo kann ich nur etwa Folgendes antworten: Ich war von jeher ein allzu unbedingter und rückſichtsloſer Wahrheits- und Menſchenfreund und ſtach hiebei in alle die gefährlichen Weſpenneſter, die ſich Klügere aufzuregen hüten. Und ſo fielen mich ringsumher ganze Schwärme erzürnter Inſecten mit mörderiſchem Stachel an; und es iſt ein wahres Wunder, daß ich trotzdem noch lebe und ein Alter von 74 Jahren erreicht — ein noch dazu von Kindheit an ſchwacher und kranker Menſch, der ſchon hundertmal zu ſterben gemeint. Es iſt mein Glaube — die Herren „Altkatholiken“ mögen ihn Aberglauben nennen und ihren Spott darüber haben — daß mich die erhabene Jungfrau geſchützt, der ich ſtets — ſchon als Proteſtant und längſt vor meiner Converſion — meine begeiſterten Huldigungen dargebracht. Sie wird mich, wie ich hoffe, auch künftig nicht verlaſſen.

6.

Und nun noch ein ſchließliches Wort der ernſteſten Art!

Wir leben in einer Zeit, in einem weltgeſchichtlichen Momente, in welchem ſich eine allgemeine, ſo äußere wie innere Auflöſung der

---

Meine Verwandten in Nürnberg erzählten mir ſpäter, wi ſie ſich deſshalb geſchämt. Ich ſelbſt hätte gar Nichts davon erfahren, wenn mich nicht ein mir bis dahin ganz unbekannter Mann darauf aufmerkſam gemacht hätte. Ich erklärte darauf öffentlich, daß Alles nur böswillig erfunden ſei; daß zwar ſo eben ein neues Buch von mir gedruckt werde, das aber ein ganz anderes Thema behandle und von ganz anderem Geiſt und Charakter, als das dort angegebene und geſchilderte, ſei. Man wollte ſich damit nicht zufrieden geben; Inhalt und Titel, hieß es, ſei wohl in der Schnelligkeit geändert worden! Die betreffenden Artikel von mir ſtanden in der Augsburger Poſtzeitung. Auf dieſe Weiſe hat man mir mitgeſpielt! Was giebt man ſolchen Handlungsweiſen für Prädicate?

[1]) Herrn von Tucher's und meine Artikel über die Hauſer'ſche Streitſache ſtanden in der genannten Zeitung in den Monaten Februar und März des Jahres 1872. Ich habe dann auch ein neues Buch über Kaſpar Hauſer herausgegeben, wo ich die Sache gründlich und erſchöpfend zu behandeln unternommen.

Dinge zu vollbringen recht und sich die Seele des Denkenden und Ahnenden mit Schrecken und Entsetzen vor dem erfüllt, was kommen kann und wird, wenn nicht höhere Mächte rettend eingreifen. Pöbel und Petroleum, Raub und Mord, Haß und Zerstörung aller Cultur und ihrer Werke, die Commune mit ihren Schand- und Gräuelthaten, wie sie in Paris verübt wurden, ist in der Arbeit und Anstrengung begriffen, sich über Europa, ja die ganze Welt zu verbreiten. Jeder Art von höherer und edlerer Existenz, Weltanschauung und Bestrebsamkeit ist der Tod geschworen; nicht nur Religion und Kirche, nicht nur die unentbehrliche staatliche Ordnung der Dinge, auch Wissenschaft und Kunst stehen auf dem Spiele; ein Fanatismus der Verneinung und des Umsturzes, eine Rohheit, Barbarei, Bösartigkeit, die keine Schranke kennt und die geradezu aus der Hölle zu stammen scheint, macht sich bemerklich und strebt, nicht ohne Hoffnung des Gelingens, sich durchzusetzen. Selbst David Strauß, wiewohl selbst ein das Bestehende unterwühlender Mensch, hat sich darüber auffallend und merkwürdig genug geäußert.[1]) In einem solchen Moment der Weltgeschichte die bereits vorhandenen destructiven Genossenschaften, Verschwörungen und Anstalten durch eine neue zu vermehren oder an einer solchen Theil zu nehmen und so das große Zersplitterungs-, Zerstörungs- und Verwüstungswerk dieser Zeiten zu fördern, halte ich für ein, objectiv betrachtet, ganz entsetzliches Verbrechen, welches subjectiv nur Unbesinnlichkeit und Unwissenheit mindert. Und ich urtheile so keineswegs nur als Mitglied irgend einer Partei und besonderen Verbrüderung, keineswegs nur vom Standpunkte katholischen (ultramontanen) Anschauens, Glaubens und Interesses, sondern ganz allgemein von dem jeder Art von Bildung, Einsicht, besserer Gesinnung und Liebe zur Menschheit aus. Was hat schon die Reformation im 16. Jahrhunderte für bitterböse Früchte getragen; was hat sie insbesondere dem unglücklichen Deutschland für blutige Wunden geschlagen! Was die jetzige „Reformbewegung" in Verbindung mit all' dem, womit sie zusammenhängt, herbeiführen kann, das ist noch bei Weitem fürchterlicher. Ich hasse Niemand, auch nicht die, welche mir übel wollen und Böses zufügen; ich bin bereit jedem Einzelnen, wenn er

[1]) Vergl. in meiner Schrift über das Vaticanum S. 37–41.

sie ergreifen mag, die christliche Bruderhand zu reichen. Sofern aber jene Verbindung, wie sie sich unter der Führung eines Reinkens u. s. w. entwickelt, nur dazu beiträgt, das geschilderte furchtbare Unheil in's Leben zu rufen, kann ich sie, im Namen der Menschheit, wie in dem meines Volkes und Vaterlandes, nur verabscheuen.

Die Herren waren gewarnt, und das durch eine Stimme, welche das größte Gewicht für sie hätte haben sollen. H. v. Döllinger ermahnte dieselben, sie möchten nicht Altar gegen Altar stellen und sich dadurch vor aller Welt als eine von der großen katholischen Kirche abgefallene Secte kennzeichnen. Die Gelegenheit war jedoch für die, welche den Scandal lieben, allzu schön, um nicht dennoch in diese bedenklichen Wege einzulenken. Sie werden sich noch weniger an meine wohlgemeinten Warnungen kehren. Nun denn, so mögen sie, von den Wogen des Zeitgeistes getragen, in dessen Dienste sie stehen, ihr Glück noch ferner versuchen und den Fluch auf sich nehmen, der alle diejenigen trifft, die nur zu zerstören, Nichts aber zu bauen vermögen, und die der Menschheit noch nie einen wahren Segen gebracht.')

') Die protestantische „Kreuzzeitung" läßt sich über die gegenwärtige Lage der Dinge folgendermaßen vernehmen: „Streit und Zwiespalt aller Art ist verbanden, Unzufriedenheit und Bitterkeit in vielen Herzen, Gottesfurcht und Glaube gering geachtet oder gar verhöhnt (das Verhöhnen religiösen Glaubens und Cultus, den Katholiken zum Aerger und Schimpf, ist auch eine Lieblingssache „altkatholischer" Redner und Zeitungsschreiber), Zucht und Ordnung in der Auflösung. So zerrüttet bis in's innerste Mark war Deutschland nie zuvor. Nur mit tiefstem Leid kann der wahre Patriot der Entwicklung unserer Tage zuschauen; es ist eine Entwicklung zum Verderben hin." Sie spricht dann von der ungeheuern Verantwortung, an welcher alle diejenigen, die an dem Zerstörungswerke des Zeitgeistes Theil nehmen, mitzutragen haben.

Druck von G. J. Manz in Regensburg